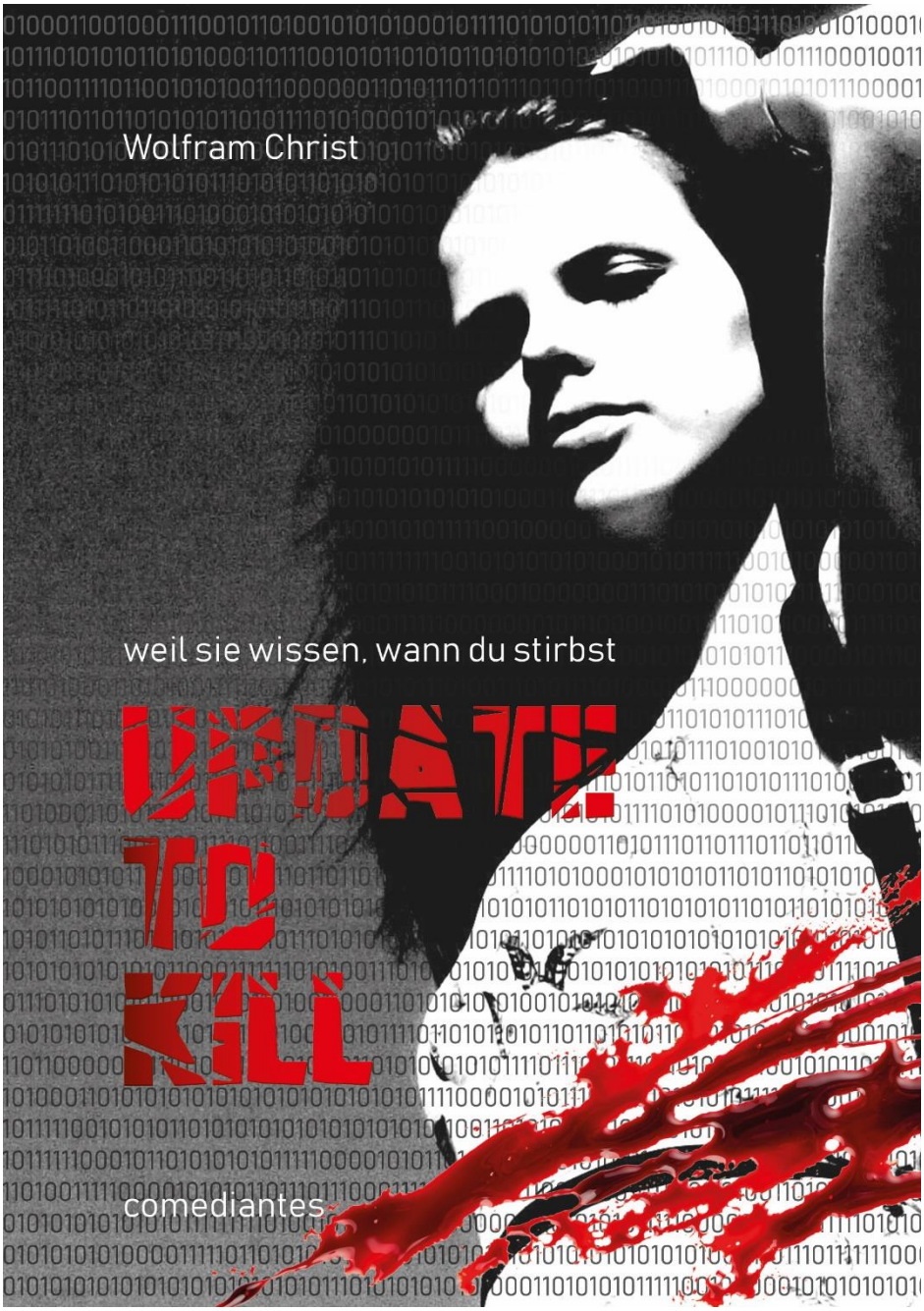

Wolfram Christ
weil sie wissen, wann du stirbst
UPDATE TO KILL
comediantes

Wolfram Christ

Update to kill

Weil sie wissen, wann du stirbst

Thriller

comediantes
Verlag für Lyrik und Belletristik des 21. Jahrhunderts

E-Book PDF

1. Auflage © comediantes März 2020



www.comediantes.de

Korrektorat: Gabriele Steudel
Lektorat: Thomas Lünser
ISBN 978-3-946691-13-6

Liebe Leserin, lieber Leser,
Sie sollen bei meiner Danksagung für den vorliegenden Roman
an erster Stelle stehen,
denn ohne Ihr Interesse an meinen in den vergangenen Jahren
erschienen Geschichten und Gedichten hätte ich mich
sicher nicht an das vorliegende Projekt gewagt.

Auf Grund der Brisanz des Stoffes,
sowohl in technischer, militärischer wie menschlicher Hinsicht,
erbat und erhielt ich die Unterstützung
verschiedener Insider, die an dieser Stelle ungenannt bleiben wollen.
Ihnen allen ein herzliches Dankeschön!

Ganz besonderer Dank gilt meiner Frau Uta,
die mich auf meinen Recherchefahrten begleitete
und mir dabei den Rücken frei hielt,
meinem Sohn Maximilian,
der mich als Elektroingenieur in langen und intensiven Vorgesprächen
beriet und hinterher den Realitätsgehalt kontrollierte,
sowie Larissa Carolin Böttcher,
die mir mit ihren klugen Gedanken und ihrem Zuspruch half,
die zwischenmenschlichen Aspekte meiner Geschichte zu gestalten.

Für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahre nicht geeignet!

Inhalt

Seite	Kapitel
6	Anmerkung und Pseudonyme
7	Explosive News
11	Der Amerikaner
37	Alte Zeiten
51	Unter Tage
65	Berliner Ausflüge
79	Kailua Beach
98	Kevin Gate
122	Nach Usbekistan
151	Auf See
168	Nächtliches Treiben
191	La Cucaracha
218	Schweizer Käse
244	Funkenflug, Wasserbad
267	Show Down

Anmerkung

Alle Ereignisse und Namen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig.

Pseudonyme

Vincent Markscheider	Vincent O'Melly, Vince, Tulli, Jean T. Lautrec, Carlos Muñoz, Grey Wolf, El Lobo, John Forester, Karl Meisenheimer, Arthur-Evans G. Wolf, Antoine Etienne Graf von und zu Wartenberg
Svantje Bengtson	Ikea Caroline Iffland
Kim Lynn-Ann	Sushi Melanie Pistorius

Explosive News

Mehrere Detonationen erschütterten die Berliner Innenstadt. Sie schlugen Kerben in die Stille der frühen Morgenstunde. Zu einer Zeit, in der sich sonst nur Bäckergesellen und verspätete Nachtschwärmer draußen herumtrieben. Innerhalb weniger Sekunden erbebte die Erde in vier, fünf, sechs starken Stößen. Ihr Donner vereinte sich mit dem nachfolgenden Brechen von Mauern und Scheiben zu einem einzigen ohrenbetäubenden Brüllen, das auch den letzten Schläfer weckte. Durch den feuchten Grund der deutschen Hauptstadt breitete sich die Druckwelle der Explosionen fast ebenso schnell aus wie durch die Luft, weswegen das Beben bis zum Kudamm zu spüren war. An der blanken Fassade der britischen Botschaft am Pariser Platz zeigten sich Risse. Die Messgeräte im Fernsehturm meldeten Schwankungen von Orkanstärke. Tatsächlich war es eine Art Orkan, der durch Straßen und Gassen fegte. Ein Sandsturm voller Glassplitter, Betonbrocken und Metallteile. Alles, was ihm im Wege stand, riss er mit sich: Autos, Mülltonnen, Kneipenstühle.

Von der Chausseestraße aus fegte er in alle vier Himmelsrichtungen: Reinickendorf, Wedding, Prenzlauer Berg und Mitte. Die Sender unterbrachen weltweit ihre Programme und berichteten live vom Ort der Katastrophe. Noch mussten ihre Korrespondenten spekulieren. Noch ließ sich im Chaos von herumwirbelndem Staub, Dreck und Trümmern nicht ausmachen, was genau geschehen war. Die Polizei hatte natürlich sofort die gesamte Chausseestraße abgesperrt. Und die halbe Friedrichstraße dazu. Womit die Öffentlichkeit vorerst nicht einmal das genaue Anschlagsziel erfuhr. Anders als am 11. September in New York war kein markantes Bauwerk aus der Berliner Skyline verschwunden. Nichts, das man aus einiger Entfernung mit bloßem Auge hätte erkennen können. Derartiges gab es in der Chausseestraße nicht. Einzig die gigantische Staubwolke deutete darauf hin, dass es ein größeres Gebäude gewesen sein musste, das sich mit Getöse in Nichts aufgelöst hatte.

Fast zur gleichen Zeit fiel in den Außenbezirken Köpenick, Marzahn-Hellersdorf, Lichtenberg, Pankow, Steglitz-Zehlendorf, Charlottenburg-Willmersdorf und Spandau der Strom aus. Komplett.

Die Lichter erloschen. Straßen-, S- und U-Bahnen blieben stehen. In Krankenhäusern und Betrieben sprangen die Notstromaggregate an. In den zentralen Stadtbezirken, die vom Blackout verschont blieben, passierte das Gegenteil. Reihenweise brannten Computer und elektrische Geräte durch. Jedenfalls, sofern sie sich gerade in Gebrauch befanden und am Stromnetz hingen. Zahlreiche Ampeln stellten ihre Arbeit ein. Einzig der Umstand, dass um diese frühe Stunde verhältnismäßig wenig Verkehr herrschte, verhinderte ein größeres Verkehrschaos. Die üblichen Sicherungen schienen hoffnungslos überfordert mit dem blitzartigen Spannungsanstieg. Sie reagierten schlicht zu langsam.

Experten, die sich in dem Metier auskannten, erklärten später, die Netzspannung müsse in Sekundenbruchteilen von den üblichen 230 auf mindestens 500 bis 600 Volt angestiegen sein. Was nicht allein am Stromausfall in den Außenbezirken gelegen haben konnte. Ein massives kurzzeitiges Hochfahren der für die Versorgung der Hauptstadt zuständigen Kraftwerke musste mit dazu beigetragen haben. Und das um eine Zeit, zu der üblicherweise der Energieverbrauch der großen Stadt für wenige Stunden zurückging und folglich weniger Strom ins Netz eingespeist wurde. Üblicherweise.

Bundeskanzleramt und Berliner Polizeipräsidium hüllten sich lange in Schweigen. Ein deutlicher Hinweis darauf, dass man die Angelegenheit für pikant hielt und eine gemeinsame, möglichst diplomatische Sprachregelung finden wollte. Kein Wunder also, dass die Medien schon bald Hubschrauber und Drohnen aufsteigen ließen, um sich einen eigenen Eindruck aus der Luft zu verschaffen. Selbst ausdrückliche Warnungen der Luftüberwachung konnten sie nicht davon abhalten, das Epizentrum der Erschütterungen anzusteuern. Erst als sich Kampfjets der Bundeswehr im Tiefflug näherten und Innen- und Verteidigungsministerium unisono verkündeten, dass jeder, der sich unerlaubter Weise im Luftraum der Berliner Innenstadt aufhielte, ab sofort als potenzieller Feind betrachtet und abgeschossen würde, drehten sie ab.

Es musste also etwas Ernstes passiert sein. Etwas sehr Ernstes und streng Geheimes. Damit ließen sich die Möglichkeiten in der Chausseestraße recht gut eingrenzen. Denn als das Einzige, das dort ernst und

geheim sein konnte, und das war nun beim besten Willen kein Geheimnis, erwies sich bei näherer Betrachtung die neue Zentrale des Bundesnachrichtendienstes. Folglich konzentrierten sich sämtliche Recherchen auf die graue BND-Festung und der Sprecher der Kanzlerin tat gut daran, gegen Mittag gemeinsam mit dem Polizeipräsidenten der Hauptstadt endlich die sehnlichst erwartete Erklärung abzugeben. Es war ein kurzer, lapidarer Text. Er bestätigte lediglich die Gerüchte, dass es einen Sprengstoffanschlag auf den deutschen Auslandsgeheimdienst gegeben habe. Von wem, warum und in welchem Umfang Schaden angerichtet wurde, blieb ungesagt. Die Kriminalpolizei ermittle. Ein terroristischer Hintergrund könne nicht ausgeschlossen werden. Punkt.

Einige Zeit später sickerte aus den berühmten „gut unterrichteten Kreisen“ durch, dass es unter anderem die IT-Abteilung erwischt hatte. Das Herz, der neuen Zentrale. Das Rechenzentrum, welches die internationalen Datenströme filtern, durchleuchten und verdächtiges Material separieren sollte. Ausgestattet mit Datenbanken, die über ein unfassbar großes Speichervolumen verfügten, mit extrem leistungsfähigen Computern der letzten Generation und speziell konfigurierter Software. Die hier stationierten Server enthielten hochsensible Informationen, von denen es aufgrund der hohen Geheimhaltungsstufe keine vollständigen Kopien an anderen Standorten geben durfte. Umfassende Datensicherung fand ausschließlich in Berlin statt. Alle Informationen, die im internationalen Cyber War, dem neuen kalten Krieg im Netz, relevant schienen, leiteten die damit befassten IT-Spezialisten direkt auf das hier befindliche, mehrfach abgeschottete BND-Intranet. Was sich nun im Nachhinein als fatale Fehlentscheidung erwies.

Sowohl ein Großteil der Hardware als auch die meisten der damit in den vergangenen Monaten gesammelten Daten waren futsch. Einschließlich der Anlagen für kabel- und satellitengestützte Datenübertragung. Der Zugang zu gesicherten Clouds etc. Und was die Explosionen nicht zerstörten, erledigte der Spannungsanstieg. Er trat unmittelbar darauf ein. Ein Desaster! Der BND war de facto erblindet. Von einer Sekunde auf die nächste. Und das voraussichtlich für mehrere Monate.

Wogegen sich die Zahl der Todesopfer in Grenzen hielt. Als die Bomben hochgingen, befanden sich nur wenige Menschen im Komplex.

Hinzu kamen einige verletzte Passanten auf der Chausseestraße und Bewohner umliegender Häuser. Überwiegend Leute, die von Glassplittern brechender Fensterscheiben getroffen worden waren.

Weitgehend einig sahen sich die Berichterstatter der Medien in der Überzeugung, dass die Bomben direkt im Innern der Gebäude gezündet worden sein mussten. An der Basis gewissermaßen, wo sie die größtmögliche Wirkung erzielen konnten. Von außen hätten sie wegen der festungsartigen Architektur der modernen und perfekt gesicherten Anlage kaum Schäden anrichten können.

Was weitere Fragen aufwarf. Wie war der Sprengstoff ins Gebäude gelangt? Bomben von offensichtlich gewaltiger Sprengkraft und folglich ziemlichen Ausmaßen? Nicht gerade etwas, das sich am Körper oder in Aktenkoffern einschmuggeln ließ. Und wie konnte es parallel dazu zu so gewaltigen Spannungsschwankungen und Stromausfällen kommen? So etwas erforderte eine extrem langfristige und komplexe Vorbereitung. Mal ganz davon abgesehen, dass kaum jemand bis zu diesem Zeitpunkt eine derart konzertierte Aktion überhaupt für möglich gehalten hatte.

Ein islamistischer Hintergrund schien allein durch die Auswahl des Zieles und der technischen Perfektion unwahrscheinlich. Trotz eines recht schnell auftauchenden Bekennerschreibens des IS. Bluff oder Trittbrettfahrerei? Denn natürlich war die BND-Zentrale durchaus ein attraktives Ziel, um Stärke zu beweisen. Allerdings legten es die Jungs, die sich bei solchen Gelegenheiten meist gleich selbst mit ins Paradies schickten, in aller Regel darauf an, möglichst viele andere Leute, Jungfrauen vorzugsweise, mitzunehmen. Und das wäre ein paar Stunden später im vollen Berufsverkehr auf der Chausseestraße sicher erheblich erfolgreicher gelungen. Nein, es gab nur eine logische Erklärung: Jemand wollte, dass der BND im Cyberspace auf längere Sicht ausgeschaltet blieb.

Der Amerikaner

„So, und jetzt die gesamte Family. Beeilung, es fängt gleich an zu regnen. Die Eltern rechts und links vom Brautpaar, Kinder nach vorn. Schön zusammenrücken, es ist kalt. Wärmt euch aneinander, dann bekomme ich euch alle aufs Bild. Typisch, ich bin wieder der einzige, der frieren muss. Wer hatte eigentlich die Idee, im April zu heiraten?

Boris, schieb dich ein Stück nach hinten. Deine Schwester nach vorn. Du verdeckst sie. Liebe Braut, erklär dem Jungen bitte, dass er aufhören soll, zu wachsen. Wenn dein Cousin weiter so in die Länge schießt, muss ich bei seiner Hochzeit hochkant fotografieren. ... Und zu mir sehen! Letztes Foto. Hier kommt das Vögelchen. Cheesecake! … Das könnt ihr besser. … Vor allem die Frischvermählten! Kinder, das ist keine Beerdigung! Ihr habt ‘ne wilde Hochzeitsnacht vor euch. Reißt euch zusammen. Danach könnt ihr von mir aus sofort in die Heia und der Rest der Trauergesellschaft besäuft sich. Und alle gemeinsam: drei, vier, Cheesecaaake! … Danke! Sollte reichen.“

„Wann können wir die Fotos sehen?“ fragte der frischgebackene Ehemann, als Vincent seine Arbeitsgeräte einpackte.

„Morgen. Gegen elf. Passt das?“

„Morgen schon?“

„Tja, schöne neue Welt. Alles digital. Ich muss nichts mehr entwickeln. Nur bisschen auswählen, bearbeiten und ausdrucken. Das schaffe ich heute Nachmittag, wenn ich mir Mühe geb.“

„Können wir dann gleich für Freunde und Verwandte nachbestellen?“

„Mein lieber junger Freund, an der Kommunikation mit deiner Angetrauten musst du noch arbeiten. Lektion eins: Frauen denken grundsätzlich an alles. Und zwar rechtzeitig. Zumindest, wenn es um Hochzeiten geht. Deine Holde hat mir bereits vor Tagen eine detaillierte Liste gebracht, welches Motiv sie wie oft braucht. Merk’s dir für deine nächste Hochzeit. Alles klar? Dann feiert schön!“

„Merci, Amerikaner, du bist der Größte! Bleibst du zum Mittagessen?“

„Gleichfalls merci, aber lass mal gut sein. Ich hab’s nicht so mit Familienfeiern. Außerdem will ich mit euren Fotos fertig werden. Ich hätt gern irgendwann Feierabend.“

„Gut. Sehn wir uns morgen um elf!“

„Halt dich senkrecht!“ Der Fotograf grinste. Immer die gleiche alte Leier mit den jungen Ehemännern. Sie liefen bei ihrer Hochzeit dermaßen hochtourig, dass sie alles andere um sich herum kaum mitbekamen. Ihre Bräute sahen das Geschäft mit der Liebe erheblich abgeklärter. Aber gut, ihm sollte es egal sein. Wenigstens machte die Fotografiererei Spaß. Ein netter Nebenerwerb. Leicht verdientes Geld.

Offiziell nannte sich Vincent O’Melly nämlich „Maler und Grafiker“. So hatte er sich im Dorf vorgestellt. Ein Amerikaner irischer Herkunft. Nicht mehr ganz taufrisch. Die grauen Strähnen an seinen Schläfen und die tiefen Furchen in den Augenwinkeln legten die Vermutung nahe, dass er hier in diesem gottverlassenen Bergdorf namens Kremen möglicherweise seine Midlife Crisis auslebte. Vielleicht ließen ihn diese äußeren Anzeichen aber auch älter wirken. Schwer zu sagen. Zumindest hatte der Mann gelebt. Das war unübersehbar.

In der Einsamkeit des Pirin Gebirges suche er Inspiration und Freiheit, hatte er den Leuten erklärt. Das würde seiner Arbeit gut bekommen. Da sich aber seine Verkaufserfolge offensichtlich in Grenzen hielten und die meisten Einwohner mit den überwiegend surrealistischen Phantasien des Künstlers, sofern sie diese einmal zu Gesicht bekamen, wenig anzufangen wussten, war ihr Urteil schnell gefällt: Der Amerikaner ist ein lausiger Maler! Wenn der Kerl Ahnung hätte, hätte er sich woanders niedergelassen. In einer Stadt zum Beispiel, meinten die Klatschmäuler, die es besser zu wissen glaubten. Welcher halbwegs normale Mensch auf dem Lande interessiere sich schon für Malerei? Wenn es wenigstens schöne Landschaftsbilder aus den heimatlichen Bergen wären! Die könnte man durchreisenden Touristen aufschwatzen. Aber selbst dafür war Kremen der falsche Platz. Hier kam niemand durch.

Wenig verwunderlich, denn die steile, kurvige Straße, die vom Tal ins Gebirge führte, endete mitten im Dorf. Bei Schneefall war sie oft unpassierbar. Hinterm Dorfanger begannen unbefestigte Wege, Wald und Berge. Steile Berge, deren Gipfel bei Regen in dichten Wolken verschwanden. Natürlich trieben sich da oben im Winter Skiurlauber herum. Aber nicht auf dieser Seite des Pirin. Nicht hier im Osten des Gebirges.

Die großen Pisten und mondänen Hotels befanden sich sämtlichst im Norden. Kremen hingegen besaß keine einzige Pension, keine Ferienwohnung, keine Schänke, nichts. Die jungen Leute zogen weg, sobald sich die erstbeste Gelegenheit bot. Ihre Häuser verfielen. Von Jahr zu Jahr schrumpfte die spärliche Einwohnerschar.

Der Amerikaner unternahm im Übrigen keine sonderlichen Anstalten, seine vermeintliche Kunst an den Mann zu bringen. Weder, dass er wie alle anderen, die Honig oder Waldpilze verkauften, in die Touristengebiete fuhr und sich an den Straßenrand stellte, noch dass man je etwas von einer Vernissage in einer der größeren Städte des Landes gehört hätte. Und einen Galeristen aus Sofia oder Plovdiv, der eventuell die Bilder einfach bei ihm abgeholt hätte, hatte erst recht niemand bemerkt. So ein fremdes Auto wäre in dieser Einöde definitiv aufgefallen! Erstaunlicherweise schien dem Maler das Geld trotzdem nie auszugehen.

Sein Atelier baute er am vordersten Rand des Bergsporns, auf dem Kremen lag. Das Anwesen, das er dafür erworben hatte, war heruntergekommen gewesen. Kaum mehr als eine Ruine. Ein typisch bulgarisches Fachwerkhäuschen, nur eben lange verlassen und unbewohnt. Winterstürme und dumme Jungen hatten Teile der Wände aus ihren Rahmen gebrochen, Regen tropfte durch das kaputte Dach auf morsche Balken. Wind pfiff durch zerborstene Scheiben. Unten, vom Hang her, stützte eine Mauer aus Feldsteinen die Hütte. Eine kleine Terrasse und ein verwildertes Gärtchen schlossen sich an. Bei Vincents Ankunft vermittelte das Haus alles in allem keinen sehr vertrauenserweckenden Eindruck.

Der Amerikaner störte sich daran nicht. Für ihn war der Blick wichtig. Der Blick übers Tal hinüber zu den schneebedecken Gipfeln der Bergriesen. Wenn sich an langen Sommerabenden die letzten Sonnenstrahlen dort oben, vom Eis reflektiert, blitzend und blinkend verabschiedeten, stand er auf seiner Terrasse und beobachtete das Spektakel schweigend, bis das ganze Tal in tiefer Dunkelheit versank.

Noch wichtiger war ihm die Abgeschiedenheit. Bis zu diesem letzten Winkel des Dorfes reichte nicht mal der holprige Feldweg, der die Häuser weiter unten verband. Der endete fast dreihundert Meter vor der Hütte an einem ebenfalls nicht mehr bewohnten Gehöft. Danach gab es nur noch einen Trampelpfad. Außer ein paar spielenden Kindern oder streunenden

Hunden verirrte sich normalerweise niemand freiwillig hierher. Sah man einmal von neugierigen Gaffern ab, die den Neuankömmling und sein Treiben näher unter die Lupe zu nehmen gedachten und daher ihre abendlichen Spaziergänge „rein zufällig“ in seine Richtung lenkten. Der schönen Aussicht wegen, wie sie sagten.

Natürlich dauerte es eine Weile, bis alle morschen Balken und Dielen ersetzt waren, bis frischer Lehm und intakte Fensterscheiben die Löcher in den Wänden geschlossen hatten. Das Dach musste komplett erneuert werden. Die Stützmauer benötigte selbst eine Stützmauer, um nicht irgendwann vornüber den Hang hinunter ins Tal zu kippen. Bei vielen dieser Arbeiten packte er mit an. Er hobelte und sägte und fräste und erwies sich überhaupt als Fachmann in allen das hölzerne Grundgerüst seines Hauses betreffenden Fragen.

Weswegen es der Amerikaner nicht bei der Sanierung der vorhandenen Substanz beließ. Vieles veränderte er. Vor allem im Inneren. Ohne dabei den äußeren Eindruck zu zerstören. So riss er eigenhändig alle Wände und Balken heraus, die nicht unbedingt zur Stabilität des Hauses beitrugen. Damit schuf er sich einen erstaunlich großen Raum. Ein offenes, lichtdurchflutetes Zimmer. In dem lebte er, in dem arbeitete er.

Wobei erwähnt werden muss, dass es in den seltensten Fällen Sonnenlicht war, das durch dieses Atelier flutete. Denn zum Leidwesen besagter neugieriger Gaffer zog der Maler innen rund um den Raum lange Vorhänge. Schwarz und absolut blickdicht. Ergänzt um eine Traverse mit verschiedenen Rollos. Einfarbige Flächen und Farbverläufe, vor denen er Dinge, die er malen oder Menschen, die er fotografieren wollte, bequem drapieren konnte. Diese Studioatmosphäre ermöglichte es ihm, mittels diverser Scheinwerfer die unterschiedlichsten Lichtstimmungen zu erzeugen. Dummerweise konnte nun kein „zufällig“ vorbeikommender Spaziergänger mehr in die Hütte hineinsehen. Was zu allerhand Spekulationen Anlass gab.

Kurz und gut, da sich der neue Mitbürger absonderte und auch sonst sehr eigenbrötlerisch verhielt, machten bald wilde Gerüchte die Runde. Eines der harmloseren besagte, er sei vor einer unglücklichen Liebe in die Berge geflüchtet. Das war die Variante für romantische Gemüter. Einige „besorgte Bürger“ dachten sich die Sache spannender. Sie bedrängten

ihren Bürgermeister, bis der sich genötigt sah, eine Anfrage an Europol zu stellen. Es ging um die Frage, ob es sich bei Vincent O'Melly möglicherweise um einen international gesuchten Mörder handele. Die Antwort fiel negativ aus. Einen Vincent O'Melly kannte dort niemand. Wieder andere hielten die geheimnisvolle Hütte auf dem Bergsporn für eine Brutstätte übelster pornografischer Abnormitäten. Beweise blieben sie schuldig.

So ungezügelt die Vermutungen zunächst ins Kraut schossen, mit der Zeit verloren die Leute ihr Interesse. Da er sich hier am Ort nichts zuschulden kommen ließ und als Fotograf ab und zu nützliche Arbeit leistete, ließ man ihn schließlich in Ruhe. Genauer gesagt, man mied ihn.

Der Amerikaner war den Leuten einfach nicht geheuer. Trafen sie ihn im Dorfladen, wirkte er meist schwermütig. Fröhliche Sprüche kannte man von ihm nur, wenn er Hochzeiten fotografierte. Ein Trick, damit der „Cheesecake" auf den fertigen Fotos echter wirkte. Solch einem seltsamen Fremden gingen die Kremener lieber aus dem Weg.

Mit einer Ausnahme. Und diese Ausnahme war ein kleines Mädchen. Sie hieß Iskra, was soviel wie Funke bedeutet oder Fünkchen. Eines Tages stand sie in seiner Tür. Zurückhaltend, nicht schüchtern. Vince schätzte sie auf zwölf oder dreizehn Jahre. Höflich bat sie Herrn O'Melly, ob sie ihm ein wenig bei der Arbeit zusehen dürfe. Der Maler war über den unverhofften Besuch verblüfft, wollte sie allerdings nicht enttäuschen. Er erlaubte ihr, sich in seinem Atelier umzusehen.

Seitdem kam Iskra regelmäßig zu Besuch. In den Ferien fast täglich. Sie begutachtete seine Fortschritte, tat ihre Meinung zu einzelnen Motiven kund, pflückte ihm Wiesenblumensträuße für Stillleben und ließ sich von ihm porträtieren. Sie war die einzige im Dorf, die ihn „Vince" nannte. Alle anderen sagten einfach „Amerikaner".

Als ihre Eltern von den Besuchen Wind bekamen, wurden sie persönlich bei ihm vorstellig. Weil der Amerikaner sich jedoch zuvorkommend und einfühlsam ihrer Sorgen annahm und ihre Tochter heftigst gegen ein Besuchsverbot intervenierte, gaben sie ihren Widerstand auf.

Vincent selber sah die Sache nicht ganz so unkritisch, wie er sie nach außen hin vertrat. Zwar tat ihm dieses aufgeweckte Kind gut. Dieses

lebendige Fünkchen schaffte es, seine trüben Gedanken wenigstens stundenweise zu vertreiben. Es machte ihm Freude, ihr Dinge zu erklären und sich von ihren kleinen Sorgen und Freuden berichten zu lassen. Andererseits konnte er von Jahr zu Jahr weniger darüber hinwegsehen, dass es sich bei besagtem Kind um ein weibliches Wesen handelte. Um ein recht attraktives sogar. Und je mehr sich Iskras körperlichen Formen ausbildeten, desto mehr stellte Vincent fest, dass in ihm Gefühle wuchsen, die weit über die eines väterlichen Freundes hinausgingen. Als nicht gerade hilfreich erwies es sich in dem Zusammenhang, dass der Teenager bei seinen Versuchen, sich im Flirten zu üben, den Malerfreund nicht ausließ.

Kokett klimperte sie mit den Wimpern und ließ wie unbeabsichtigt zuweilen ihr Röckchen ein wenig höher rutschen. Wobei sie sehr genau beobachtete, welche Wirkung die jeweilige Maßnahme auslöste. Ein Spiel, gewiss. Allerdings eines mit dem Feuer. Was Iskra in keiner Weise bewusst war. Vincent hingegen umso mehr. Mitunter gerieten ihre heiteren Plaudereien in jener Zeit dermaßen zweideutig, dass er mit Hitzewellen zu kämpfen hatte und im Anschluss selbst eine kalte Dusche nicht mehr half. Der Maler versuchte, sich in der Folge durch besonders abweisende Distanz des Mädchens zu erwehren. Sie registrierte die Veränderung enttäuscht, ja fast beleidigt. Sie fühlte sich missverstanden, abgewiesen. Ihre Besuche wurden seltener. Vincent wusste nicht, ob er darüber lachen oder weinen sollte. Zu sehr hatte er sich bereits an die unterhaltsame kleine Besucherin gewöhnt. Zum Glück normalisierte sich ihre Beziehung, nachdem Iskra ihre pubertären Allüren einigermaßen in den Griff bekommen hatte. Vincent seinerseits zwang sich, den Gedanken an die Frau in Iskra zu verdrängen. So schafften sie es halbwegs erfolgreich, ihren Gesprächen wieder einen neutraleren, fachlich sachlichen Inhalt zu geben, ohne der gegenseitigen Sympathie und Freundschaft verlustig zu gehen.

Seit jenen Tagen war viel Zeit vergangen. Vincents Falten waren tiefer, seine Schläfen grauer geworden. Iskra studierte in Sofia. Internationale Beziehungen und Ökonomie. Später wollte sie sich in Brüssel bewerben. Bei der Europäischen Kommission. Soweit der Maler wusste, stand sie kurz vor ihrem Abschluss. Das hieß, dass sie Vince nur noch sehr sporadisch besuchen konnte. Wenn sie allerdings tatsächlich mal für ein

Wochenende in die heimatlichen Berge zurückkehrte, ließ sie es sich selten nehmen, bei Vince, ihrem „alten Brummbär“, vorbei zu schauen.

Weswegen sich Vincent O’Melly an diesem Tag nicht sonderlich wunderte, als seine Tür ohne Vorwarnung aufflog. Er hatte sich gerade am Rechner niedergelassen, um die Hochzeitsfotos zu bearbeiten. Ohne aufzusehen, murrte er:

„Es gibt Leute, die lernen einfach nicht, sich zu benehmen. Aber anklopfen war ja noch nie deine starke Seite.“ Er wollte sie mit diesem Tonfall ein bisschen ärgern, um seine Freude über Iskras unerwarteten Besuch zu verbergen. Denn niemand anderes als sie hätte es gewagt, so ungefragt bei ihm hereinzuplatzen. Glaubte Vincent. „Wenn du nun schon mal drin bist, dann mach wenigstens die Tür wieder …“ „Zu“, wollte er sagen. Ein Schlag ins Genick ließ seinen Kopf bewusstlos auf die Tastatur sacken.

Als sich der Nebel in seinem Gehirn lichtete, musste er konstatieren, dass er gefesselt und geknebelt am Boden lag. Straffes Klebeband, in Fachkreisen als Gaffa Tape bekannt, um Mund, Hände und Fußknöchel. Die schnellste und einfachste Methode. Verzweifelt versuchte er, seine Lage zu analysieren. Ihm schwante nichts Gutes. Der Kopf schmerzte. Es kostete Vincent Überwindung, die Augen zu öffnen. Was er erblickte, besserte seine Laune nicht im Geringsten. Und schon gar nicht das, was er dazu hörte.

„Ah, er kommt zu sich“, erklang eine Frauenstimme. Deutsch. Ziemlich fieser Tonfall. Die Stimme musste von den Beinen über ihm herrühren. Ein Gesicht konnte Vincent aus seiner unbequemen Lage heraus nicht erkennen. Der Ausblick an diesen Beinen entlang, die in einer Spielart der Gattung „Kleines Schwarzes“ endeten, ließ zwar vom ersten Eindruck her auf ein Stück vom Himmel schließen. Er vermutete allerdings eher, am Abgrund der Hölle zu liegen. Es gab gute Gründe zu dieser Annahme. Er kannte einige. Mehr, als sich die braven Dorfbewohner in ihren kühnsten Phantasien ausmalten. Dass ihn die langen Beine nicht direkt ins Jenseits befördert hatten, musste andererseits auch einen Grund haben.

Ein zweites Paar Beine betrat von der Seite her sein Blickfeld. Nicht ganz so lang wie das erste. Es steckte in einem Hosenanzug. Zu ihm gehörte nun endlich ein Gesicht. Asiatisch geschnitten. Weiblich. Und eine Stimme. Ebenfalls deutsch. Etwas freundlicher als die erste, jedoch mit ziemlich unangenehm sarkastischem Unterton.

„Guten Morgen, Mister O'Melly!" Das erste Paar Beine trat zur Seite und gab den Blick auf das nunmehr zweite Gesicht frei. Sehr blond, sehr blass, sehr blauäugig. Und verdammt ernst. Allerdings verzog es sich bei seinem Anblick zu einem hämischen Grinsen.

„Oder sollten wir besser Tulli sagen? Jean T. Lautrec? Carlos Muñoz? Grey Wolf? El Lobo? John Forester? Oder …Vincent Markscheider? Was wäre Ihnen recht?"

„Wie Sie sehen", ergänzte die Asiatin freundlich lächelnd, „wissen wir alles über Sie. Gut, ich will nicht übertreiben, fast alles. Leugnen hat keinen Zweck." Sie dachte einen Moment nach. „Sie werden sich fragen, warum wir nicht höflich angeklopft haben? Das ist Ihr gutes Recht. Wir hätten Ihnen unser Anliegen bei einer Tasse Kaffee schildern können. Da wir aber wie gesagt recht viel über Sie und Ihre Vergangenheit wissen, schien es uns sicherer, Ihnen fürs erste die Chance zu geben, uns zuzuhören. Zuzuhören und zu lernen. Zum Beispiel, dass es besser wäre, mit uns zusammenzuarbeiten."

„Fass dich kurz", knurrte die andere. „Entweder er kooperiert oder …" Sie zog eine Schalldämpferwaffe aus ihrem Blazer. Betont lässig, betont eiskalt zielte sie auf seine Stirn.

Vincent jagte sie damit keinen Schrecken ein. Er kannte solche Situationen. Panik wäre jetzt die mit Abstand schlechteste Option. Er grübelte, was er über die beiden Frauen denken sollte. Dass sie die alte Nummer „guter Cop – böser Cop" spielten, war offensichtlich. Auch, dass sie sich dabei der passenden Klischees bedienten, schien nur konsequent. Die dominante Blonde aus dem Norden und das ewig lächelnde Püppchen aus Fernost. Sushi und Ikea. Bei Lichte besehen wirkten diese Albernheiten ziemlich einstudiert. Geeignet, simple Gemüter zu beeindrucken. Nicht ihn. Er konnte sich gut vorstellen, dass die Beiden im täglichen Leben komplett anders tickten.

Eine Erkenntnis, die ihm im Moment wenig nutzte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuwarten. Er würde sicher bald erfahren, wer sich diese Schmierenkomödie ausgedacht hatte und zu welchem Zweck. Zumindest sollte er sie ernst nehmen. Kein Zweifel. Die beiden Ladies schienen wirklich einiges zu wissen. Mehr als ihm lieb sein konnte. Das machte sie gefährlich. Weshalb er ihnen insgeheim recht geben musste. Ihn zu fesseln, war für sie definitiv sicherer gewesen. Mit diesem Wissen konnte er sie unter keinen Umständen unbehelligt ziehen lassen. Jedenfalls, sofern er nicht auf ihre Vorschläge einzugehen gedachte. Schlimm genug, dass sie ihn gefunden hatten. Es gab nicht viele Menschen, die um seine neue Identität wussten.

Und das nach so vielen Jahren! Bis heute Morgen war er sich ganz sicher gewesen, dass niemand seinen Spuren gefolgt sein konnte. Es musste demnach ein Leck bei der CIA geben. Scheiße. Dabei war sein Versteck in diesem abgelegenen Kaff perfekt gewählt. Mit voller Absicht hatte er darauf verzichtet, sich ein Telefon zuzulegen. Kein Festnetz, kein Funk, kein Internet, keine E-Mails. Sein Computer war ein älteres Modell, für das er keine Updates aus dem Netz brauchte. Er benutzte ihn nur, um seine Bilder zu bearbeiten und zu archivieren. Mehr nicht.

Dass sie ihn dennoch aufgestöbert hatten, bestürzte ihn. Eine Flutwelle von Gedanken und Gefühlen spülte durch sein Gehirn. Wenn die Vergangenheit an seine Tür klopfte, dann musste er unbedingt wissen, wer sie geschickt hatte. Im Klartext: Ruhe bewahren, keine unüberlegten Schlüsse oder Handlungen. Bevor er den beiden Hühnern den Hals umdrehte, musste er wissen, für wen sie ihre Eier legten.

Andererseits: Konnte es ihm nicht gleichgültig sein, ob sie vielleicht kaltblütiger waren, als er glaubte? Sollten sie ihn erledigen. Wen störte es? Sein Dasein war verpfuscht. Er hatte nichts zu verlieren. Wie immer er die Sache drehte und wendete, es machte Sinn, sich in Ruhe die Märchen der beiden Tussis anzuhören. Danach konnte er entscheiden, ob er Lust verspürte, seinem elenden Leben den Gnadenstoß geben zu lassen oder ob es sich lohnte, den Spieß umzudrehen. Also fuhr er seinen Adrenalinspiegel herunter, atmete ruhig und wartete, was sie ihm eröffnen würden.

Er musste nicht lange warten. Der „good Cop“, die Asiatin, zeigte sich verbindlich.

„Ich denke, wir sollten unseren Freund hier zunächst in eine etwas bequemere Lage bringen, meinst du nicht? Schließlich wollen wir etwas von ihm. Wir sind nicht Ihre Feinde, Vince.“ Dass sie ihm so vertraulich kam, ärgerte ihn. Niemand nannte ihn ohne seine Erlaubnis „Vince“! Er konnte es nicht verhindern. Bei Gelegenheit würde er sich revanchieren.

Die Lady lächelte freundlich. „Nein, wirklich. Wir sind nicht Ihre Feinde. Im Gegenteil. Es handelt sich nur um Vorsichtsmaßnahmen. Wir wissen, wie unberechenbar Sie sein können.“

„Hieven wir ihn in seinen Schreibtischsessel. Der sieht bequem aus“, knurrte die Blonde. Wunderbar, frohlockte Vincent, er war so gut wie frei. Im Polster zwischen Rückenlehne und Sitz befand sich für Fälle wie diesen ein schmales, scharfes Stilett.

„Moment!“ bremste die Asiatin den Elan ihrer Kollegin. „Lass mich erst einen Blick drauf werfen.“ Natürlich entdeckte sie das Messer im Handumdrehen. Gleich darauf die tödliche Drahtschlinge. Der Amerikaner war auf einiges gefasst gewesen. Nur dass er sich zuletzt wohl etwas zu sicher gefühlt hatte. Und nun schien er auch noch die lächelnde Lady unterschätzt zu haben. Oder hatte ihn ein zu offensichtliches Leuchten in den Augen verraten? Ärgerlich, aber nicht zu ändern.

Nachdem ihn die Beiden aufgerichtet hatten, setzten sie die etwas einseitige Konversation fort. Diesmal begann die Blonde. Wobei sie mit ihrer Knarre vor seiner Nase herumfuchtelte.

„Wir werden Ihnen jetzt das Tape vom Mund nehmen, Vince. Machen Sie kein Geschrei und hören Sie sich an, was wir Ihnen vorzuschlagen haben. Wir sind berechtigt, von der Waffe Gebrauch zu machen. Seien Sie sicher, ich werde nicht zögern, Sie abzuknallen, wenn ich es für nötig halte. Es gibt eine Reihe Länder, in denen Sie ganz oben auf der Fahndungsliste stehen. Tot oder lebendig. Deren Haftbefehle decken im Zweifel jede unserer Entscheidungen.“ Mit diesen Worten riss sie den Klebstreifen von seinen Lippen. Der Schmerz brannte höllisch. Vincent biss die Zähne zusammen und schwieg. Erwartungsvoll blickte er von einer der Grazien zur anderen. Die schwiegen jetzt allerdings auch. Wahrscheinlich hatten sie einen Wutausbruch oder zumindest eine Frage

erwartet. Diesen Gefallen würde er ihnen nicht tun. Sie waren in sein Haus eingebrochen, hatten ihn gefesselt. Folglich waren sie ihm eine verdammte Erklärung schuldig. Als die Stille unerträglich wurde, öffnete die Asiatin den Mund.

„Wir brauchen Ihre Hilfe, Vince." Er schwieg. Dass sich die beiden Schnepfen ständig der vertrauten Abkürzung „Vince" bedienten, ging ihm tierisch auf die Nerven. Nun gut, sie würden ihr merkwürdiges Benehmen über kurz oder lang bereuen. „Es geht um einen Job, Vince. Wir glauben, Sie sind der Beste in dieser Sache. Wir haben den Auftrag, Sie unauffällig nach Deutschland zu bringen. Sie müssen freiwillig mitkommen. Sie werden den Leuten im Dorf erzählen, eine große Galerie in Berlin suche jemanden, der ihren Ausstellungsräumen mit ungewöhnlichen Motiven und Techniken neuen Glanz verleihe. Das müssten Sie aber vor Ort mit den Galeristen selbst besprechen. Es gehe um die Erschließung neuer, gut betuchter Käuferschichten. Sagen Sie, wir seien Agentinnen dieser Galerie. Kunstsachverständige, die sich hier einen ersten persönlichen Eindruck verschaffen sollten. Und selbstverständlich zahlen wir tatsächlich ein gutes Honorar für Ihre Arbeit. Wir sind berechtigt, mit Ihnen eine angemessene Summe zu vereinbaren." Schweigen. Die Blonde wurde sichtbar nervös.

„Wollen Sie nicht wenigstens wissen, was für einen Job wir Ihnen anbieten?"

Wortlos wies er auf seine Fesseln und zuckte mit den Schultern. Die beiden Frauen sahen sich an. Dann hielt ihm die eine ihre Waffe an seine Schläfe, während die andere mit dem Stilett erst seine Fußfessel und dann die an den Händen durchtrennte. Zwei Sekunden später lagen beide Frauen nebeneinander auf dem Rücken. Pistole an der Halsschlagader, Messer an der Kehle. Wobei Vincent breit mit seinem gesamten Gewicht auf ihnen kniete und ihren Brustkorb presste, dass ihnen die Luft wegblieb.

„Fehler Nummer eins: Mit El Lobo verhandelt niemand, so lange der sich frei bewegen kann. Außer El Lobo hat ausdrücklich um das Gespräch gebeten. Ihr hättet besser auf euren Chef gehört. Und jetzt bin ich dran: Wer schickt euch?" Er sprach ruhig. So ruhig, dass einem Angst werden konnte.

„Ich gebe euch 30 Sekunden. Fällt euch bis dahin nichts Sinnvolles ein, können eure Angehörigen eine Vermisstenmeldung aufgeben. Es wird euch niemand finden. Versprochen."

„Das würde ich an Ihrer Stelle nicht machen, Vince!" krächzte die Asiatin.

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil Ihr Leben dann keinen Pfifferling mehr wert ist."

„Das war es noch nie."

„Und wie steht es mit dem von ihr da?"

„Von wem?" Zum ersten Mal an diesem Tag spürte Vincent so etwas wie Angst in sich aufsteigen. Die Frau wies mit den Augen in Richtung eines zugehängten großen Gemäldes. Es stand in der hintersten Ecke des Raumes auf einer Staffelei. An einer Stelle, an der man es von der Couch aus gut hätte sehen können, wenn es nicht zugehängt gewesen wäre. Was wussten sie davon? Woher wussten sie überhaupt, dass es existierte? Und wer hatte ihnen gesagt, wen es darstellte?

„Sie wird heute am späten Nachmittag in Sofia zu einer Party gehen. Wenn wir uns nicht rechtzeitig melden, wird sie in der Nacht einen üblen Unfall bauen. Sie wird vollgepumpt mit Alkohol und Drogen am Steuer sitzen. Wird sich selbst zwar an nichts mehr erinnern können, aber genügend Zeugen werden beteuern, dass sie sich aus freien Stücken und voller Übermut ins Auto gesetzt hat. Sie wird in der Folge ihre Bachelorarbeit nicht fristgerecht vorlegen und verteidigen können. Ohne Bachelor-Abschluss keine Chance, jemals den Master machen zu dürfen. Ihre Träume von Europa?" Die Frau grinste schief. „Die kann sie in den Wind schreiben. Gut, wahrscheinlich ist Ihnen das gleichgültig. Sie sind ein abgebrühter alter Soldat. Ihnen geht das Schicksal des Mädels am Arsch vorbei. Und klar, in der Gastronomie bekommt man auch als vorbestrafte junge Frau immer einen Job. Oder als Physiotherapeutin. Am meisten verdient so eine attraktive Braut natürlich auf dem Strich. Wie heißt sie doch gleich? Iskra, nicht wahr? Iskra Blagoewa. Hab ich recht?"

Vincent hätte aufschreien können. Er presste das Messer fester. Ein dünner Blutfaden rann den schlanken Hals der Frau hinunter. Alles um ihn begann, sich zu drehen. Ein Moment der Verwirrung. Sein Griff lockerte sich. Zwei Sekunden später war wieder er es, der bewegungsun-

fähig auf dem Rücken lag. Hemd und Hose mit Industrieklammern am Boden festgetackert. Vinzent fluchte innerlich über seine Nachlässigkeit. Was musste er sein Werkzeug auch überall herumliegen lassen! Die Blonde bohrte den nadelspitzen Absatz ihres rechten Schuhs gnadenlos in seine Weichteile, die Pistole auf seine Brust gerichtet. Er stöhnte. Die Asiatin legte ihm seine eigene Schlinge um den Hals. Dann verzurrte sie ein Ende des messerscharfen Drahtes so am Schreibtisch, dass er sich bei jeder Bewegung enger ziehen musste. Mit einem Taschentuch tupfte sie sich das Blut vom Hals und trat hinüber zu dem verhängten Bild. Mit einem Ruck riss sie die Decke herunter. Das Lächeln kehrte in ihr Gesicht zurück. Sie griff in die Hosentasche und holte ein Feuerzeug heraus. Freundlich dem wehrlosen Mann zunickend erklärte sie:

„Alles, was ich eben gesagt habe, passiert übrigens auch, wenn wir ohne Zusage von Ihnen heimkehren. Sie haben nämlich vollkommen recht. Ihr Leben ist wirklich keinen Pfifferling wert. Sie müssen sich im letzten, beschissensten Winkel der bulgarischen Berge verstecken. Wozu also überhaupt weiterleben? Das Mädchen dagegen … Überall Gefahren. Wie schnell kann so ein süßer kleiner Funke in Flammen aufgehn?“ Lächelnd hielt sie ihr Feuerzeug an das Bild. Im Nu begannen einige Fäden der trockenen Leinwand am unteren Rand des Spannrahmens zu glimmen. Schon verbreitete sich der Gestank angesengter Farbe.

„Nein!“ Vincent schrie. „Nicht das! Hör auf! Nicht sie!“ Die Frauen hatten seine wunde Stelle getroffen. Es war nicht das Bild, um das es ihm ging. Das Bild stellte lediglich ein Gleichnis dar. Es stand für alles, was ihm in diesem Leben noch blieb. Das einzige, das ihm lieb und teuer war. Es stand für sie. Sie! In Öl gegossene Erinnerung. Er spürte nicht mehr die Schlinge, nicht mehr den Schuhabsatz. Wie in Zeitraffer liefen die Ereignisse jenes Sonntages in seinem Kopf ab, an dem er das Bild begonnen hatte. Rasend schnell. Und doch deutlich und klar. Jedes Detail.

Ein heißer Nachmittag. Spätsommer. Vincent hatte wie üblich Mittagsschlaf gehalten. Sein Verdauungsschläfchen.

Leises Quietschen weckte ihn. Die Tür. Greller Sonnenschein brach herein, blendete ihn. Eine Gestalt schob sich durch den Spalt. Dann fiel das Zimmer in dumpfes Dämmerlicht zurück.

„Vince?“ Die Stimme kannte er nur zu gut. Er liebte ihren Klang. Iskra. Seine kleine Iskra. Allerdings hätte es der Stimme nicht bedurft, sie zu erkennen. So samtweich sie heran gehuscht kam, so etwas gab es auf der Welt nur einmal. Das stand für ihn fest. Und er hatte viel gesehen von dieser Welt. Jemand anderes als sie hätte sich vermutlich auch nicht getraut, ungefragt seine Mittagsruhe zu stören. Glaubte er damals. Jemand anderm hätte er das nie und nimmer gestattet. Sie wusste das und nutzte ihr Privileg schamlos aus. Er würde ihr nie etwas verübeln. Im Gegenteil. Ihre kleinen Frechheiten gaben ihm das Gefühl, nicht tot, nicht lebendig begraben zu sein. Dieses fröhliche Fünkchen machte ihm Mut, brachte seine Phantasie auf Trab, half ihm, neue Ideen zu finden. Kurz, sie inspirierte ihn und gab seinem Leben neuen Sinn. Bis zu diesem Sonntag. Denn mit einem Schlag fiel ihm wieder ein, warum sie heute zu ihm kommen wollte. Sie hatte es ja lange angekündigt. Nun war er also da, der Tag. *Der Tag!* Ein Tag, den er zu verdrängen versucht hatte. Es war der Tag, an dem sein leeres Dasein wohl endgültig jeden Sinn verlor.

Morgen in aller Frühe würde Iskra nach Sofia aufbrechen. Wahrscheinlich würde sie ihn bald vergessen. Was sonst, bei all den neuen Eindrücken des Studiums, bei all den smarten Kommilitonen, die sie von der ersten Sekunde an umschwärmen würden? Keine Frage.

Ächzend richtete er sich von seiner Couch auf. Missmutig betrachtete er die zierliche Gestalt, die sich vor ihm aufgebaut hatte. „Aufgebaut“ war der korrekte Begriff. Mit verschränkten Armen und einem Blick, der ihn in Nuancen irgendwo zwischen amüsiert und enttäuscht musterte, stand sie da. Vermutlich glaubte sie, er habe es vergessen. Er rieb sich die Augen, dehnte sich.

„Ist es so weit?“

„Ja.“

„Gut.“ Vincent erhob sich. „Kaffee?“

„Nein, danke.“

„Wasser, Tee?“

„Ich brauch nichts.“ Er kratzte sich am Kopf. Wahrscheinlich hatte sie recht. Den Abschied bloß nicht lang hinauszögern.

„Tja, was bleibt mir zu sagen? Schön, dass du nochmal reinschaust, bevor du deinem alten Leben und deinem alten Vince endgültig den

Rücken kehrst. … Du bist erwachsen geworden, mein Fünkchen. Eine kluge, eine selbstbewusste Frau. … Eine wunderschöne obendrein. Du wirst deinen Weg gehen. Ich wünsch dir Glück. Dass du erfolgreich sein wirst, daran zweifele ich nicht. Solange du dir selbst treu bleibst und dich ab und an daran erinnerst, wo du hergekommen bist … Was noch? Gesundheit. Logisch. Gesundheit. Ja. Pass auf dich auf! Mach's gut." Er wollte das Mädchen ein letztes Mal zum Abschied drücken, fest in den Arm nehmen. Ein liebgewonnenes Ritual. Letztmalig ihren Duft atmen und sie zur Tür geleiten. So wie immer, wenn sie ihn besuchte. Auch wenn es nun das letzte Mal sein würde.

Dann allerdings kam alles anders. Anstatt seine schüchterne Liebkosung wie üblich zu erwidern, schob Iskra ihn sanft entschlossen von sich. Vincent war irritiert. Hatte er etwas falsch gemacht? Etwas vergessen?

„Was?"

„Es fehlt was."

„Und das wäre? Soll ich dir ein Abschiedsgeschenk machen? Ja natürlich. Ich bin ein Trottel. Das gehört sich hier so, nicht wahr? Ihr Bulgaren legt auf solche kleinen Gesten wert. Ein Begrüßungsgeschenk, ein Abschiedsgeschenk. Ich hab leider gerade nichts außer meinen Bildern im Haus. Such dir bitte eins aus, wenn du willst. Zum Andenken."

„Ja und nein."

„Ja und nein?" Sie lächelte. Die Naivität des Alten erstaunte sie stets aufs Neue. Iskra musste sich zusammennehmen, um nicht wie früher, als kleines Mädchen, laut loszulachen. Mit etwas Mühe schaffte sie es schließlich, ihrem verwirrten Freund fest in die Augen zu sehen. Was diesen noch mehr aus der Fassung brachte. Sie beeilte sich, ihn gar nicht erst zu Wort kommen zu lassen.

„Ja, wir lieben diese kleinen Gesten. Das stimmt. Und nein, du alter Brummbär, ich will nichts von dir. Auch wenn ich deine Bilder mag. Aber jetzt hätte ich gar keinen Platz dafür. Heb mir eins auf, wenn ich mal eine eigene Wohnung hab. Nein, es ist eher anders herum. Wenn ich dich nun schon allein lassen muss, hier oben in deiner Einsiedelei, und dich nicht mehr alle paar Tage besuchen kann, sollst du wenigstens ein kleines Andenken von mir behalten." Sie machte eine Pause, um nach den passenden Worten zu suchen. Vergeblich bemühte sich Vincent, sich

einen Reim auf ihre Ankündigung zu machen. Sie ließ ihn nicht lange im Unklaren.

„Ich möchte dir etwas schenken. Etwas, das du dir schon lange wünschst. Guck nicht so, ich weiß es, auch wenn du mich nie direkt gefragt hast. Und jetzt bin ich so frei, dir den Wunsch zu erfüllen. Ich bin erwachsen, wie du richtig gesagt hast. Niemand darf mir mehr vorschreiben, was ich zu tun hab, was richtig und was falsch ist. Das ist eines von den vielen Dingen, die du mir beigebracht hast.

Vielleicht würde ich ohne dich morgen gar nicht nach Sofia fahren. Vielleicht hätte ich mich damit begnügt, meiner Großmutter im Laden zu helfen, um den später einmal zu übernehmen. Ich wäre im Dorf versauert, oder günstigstenfalls als Skilehrerin oder Rettungssanitäterin drüben in Bansko. Hätte manches nie erfahren, nie kennengelernt.

Deswegen, lieber Vince, will ich dir heute etwas zurückgeben. Du musst mir aber versprechen, es niemandem zu zeigen, wenn du fertig bist. Es ist nur für dich. For your eyes only, gewissermaßen, wie ihr Amis sagt. Ich bin überzeugt, es wird dich eine ganze Weile beschäftigen. So kommst du wenigstens nicht auf dumme Gedanken, wenn ich nicht da bin.“ Sie lachte.

Vincent wurde heiß und kalt. Er zog die linke Augenbraue in die Höhe, legte die Stirn in Falten, schüttelte den Kopf und schwieg. Keine seiner mühsam in den vergangenen Jahren einstudierten Gefühlsregungen schien passend. Seine Gedanken rasten. Sollte sie wirklich? Aber woher? Natürlich hatte er einen Traum, der sich auf Iskra bezog. Auf Iskra und seine Malerei. Aber er hatte nie darüber gesprochen. Zu viel Angst hätte er gehabt, das zarte Netz ihrer Verbindung zu zerreißen. Es war völlig unmöglich, dass sie etwas davon ahnte! Wie gut kannte ihn dieses Mädchen? War er so durchschaubar? Nein. Ausgeschlossen!

Ihm schwindelte. Als das Blut von seinem Ausflug in andere Körperregionen in Vincents Kopf zurückkehrte und der Mann wieder klare Gedanken fassen konnte, musste er gestehen, sich getäuscht zu haben. Sie kannte ihn besser. Besser vielleicht, als er sich selbst.

Ohne zu zögern hatte Iskra begonnen, sich zu entkleiden. Jeans und Shirt hingen über der Stuhllehne; daneben auf den Sitz legte sie BH und Slip.

„So, alter Brummbär“, meinte sie und stemmte ihre Hände in die Hüften, „jetzt bist du dran. Mach schon, ich kann nicht ewig von zu Hause wegbleiben. Schon gar nicht heute. Wo soll ich mich hinlegen oder stellen? Am besten, du fertigst ein paar Skizzen an. Oder noch besser: Fotos! Damit du nachher was zum Abmalen hast. Ich kann dir ja bekanntlich nicht tagelang Modell sitzen. Ob es dann ein Ölschinken wird oder ein Aquarell, ist mir egal. Deine Entscheidung. Hauptsache, du zeigst es nicht rum. Oder nur mit meiner ausdrücklichen Erlaubnis, falls es richtig gut wird. Und jetzt los!“ Sie drehte sich um, ließ den sprachlosen Vincent stehn und machte es sich auf seinem Sofa bequem. „So vielleicht? Das linke Bein hoch über die Lehne oder lieber angestellt? Rechts würde ich den Fuß auf dem Boden lassen.“

Kein Wort kam über Vincents Lippen. Kein noch so kleines Wörtchen. Einzig der Glanz in seinen Pupillen verriet Iskra, in welche Erregung sie ihn versetzt hatte. Volltreffer!

Das Glücksgefühl, dem Freund tatsächlich das richtige Abschiedsgeschenk bereitet zu haben, ließ ihren Adrenalinpegel steigen. Sie lief zu ganz großer Form auf und bot dem Maler die gewagtesten Posen. Posen voller Ausdruckskraft und erotischer Spannung.

Vincent raste. Seine Müdigkeit war wie weggeblasen. Er baute Lampen auf und ab, korrigierte Iskras Körperhaltung, fotografierte, skizzierte. Vincent war sich ganz sicher, in den unzähligen Fotos Stoff für mehr als nur ein Gemälde zu finden. Als sie ihn gegen Abend verließ, war er bereits so in’s Sortieren und Auswählen vertieft, dass er den Abschiedskuss, den sie auf seine unrasierte Wange hauchte, kaum wahrnahm. Für Iskra war das der schönste Lohn. Sie wusste, dass er sie sehr vermissen würde. So wurde es für ihn vielleicht erträglicher. Er würde sie trotz der Entfernung stets um sich wissen. Es war ihr nicht leichtgefallen, diesen Schritt zu gehen, sich zu überwinden. Jetzt war sie hochzufrieden, es getan zu haben. Und stolz auf ihren Mut. Fröhlich lächelnd schloss sie hinter sich die Tür.

„Alles, nur das nicht!“ brach es aus Vincent heraus. „Scheiße. Ich mach was ihr wollt, aber lasst das Mädchen in Ruhe!“

„Deal?“

„Deal.“ Das Feuerzeug schnappte zu. Die Asiatin erstickte die züngelnden Flämmchen ohne mit der Wimper zu zucken mit der bloßen Hand.

„Gute Entscheidung. Fast nichts passiert. Nur ein bisschen angesengt. Entwarnung nach Sofia gebe ich aber erst, wenn wir uns endgültig einig sind. Nicht, dass Sie uns noch einmal ein Schnippchen schlagen.“ Sie schlenderte zu ihm, hockte sich neben seinem Kopf nieder. „Zweiter Versuch. Swantje, nimm den Fuß weg.“

„Schade.“ Die Blonde verzog ihr Gesicht. „Ich hätt lieber kräftig zugetreten. Verdient hätt er’s, der Arsch.“ Die Asiatin lächelte.

„Sehen Sie, Vince, ich nehme Ihnen sogar die Schlinge ab. Bis Sie die Klammern aus dem Boden gerissen haben, hat Swantje mindestens dreimal abgedrückt. Sie ist eine gute Schützin, dessen seien Sie versichert. Mein Name lautet übrigens Lynn. Genau genommen Lynn-Ann, aber Lynn reicht.“ Sie stand auf und setzte sich in seinen Schreibtischsessel. Die Beine übereinandergeschlagen, begann sie in entspanntem Plauderton: „Wer uns schickt, spielt im Moment keine Rolle. Es ist niemand, den Sie fürchten müssen, …“

„Der Mensch, vor dem ich mich fürchte, muss erst geboren werden. Der ist noch nicht mal gezeugt.“

„Halt’s Maul und hör zu!“ knurrte Swantje. Lynn schloss kurz genervt die Augen und fuhr dann unbeirrt fort.

„… niemand, den Sie fürchten müssen, sofern Sie uns helfen! Und der Grund ist der, den ich Ihnen vorhin nannte. Wir brauchen Sie. Sie sollten allerdings wissen, worum es bei dem Job geht.“

„Im Ernst?“

„Schnauze.“ Die Blonde versetzte ihm einen Tritt in die Weichteile. Nicht allzu heftig, aber schmerzhaft genug. Die Tackerklammern verhinderten, dass sich der Wehrlose krümmen konnte.

„Swantje!“ tadelte Lynn ihre Kollegin. „Sei vorsichtig. Als Krüppel nutzt er uns wenig.“

„Er ist ein alter Sack. Macht bei ihm keinen Unterschied mehr.“

„Bitte! Ja? Gut. Und Sie hören mir jetzt endlich zu und sparen sich Ihre überflüssigen Kommentare. Sonst werden wir nie fertig. Weiter.

Seit geraumer Zeit geschehen merkwürdige Dinge im Cyberspace. Internet, virtuelle Welt, Sie verstehen? Bei Google, Facebook und so

weiter gibt es Datenlecks, über die Unbekannte Userdaten in Größenordnungen abgreifen.

Gut, ist jetzt nicht direkt neu. Aber anders als früher bekommen die Global Player, die Zuckerberg und Co., das Problem inzwischen nicht mehr allein in den Griff. Sie kennen das: Die Geister, die ich rief …

Wer dafür verantwortlich ist, weiß keiner. Sicher ist lediglich: Es sind Typen, die sich über europäische Datenschutzrichtlinien vermutlich totlachen. Sie verfügen über Ressourcen, von denen wir uns keine Vorstellungen machen. Möglicherweise sind es die gleichen Hintermänner wie bei den Cyber-Attacken der vergangenen Jahre auf Behörden und Einrichtungen der Bundesrepublik. Gewisse Indizien, Signaturen im Netz, deuten darauf hin. Sie verfügen über Mittel, notfalls ganze Staaten lahmzulegen. Ihre Viren und Trojaner überwinden die stärksten Firewalls, infiltrieren geschützte Intranet-Strukturen und richten gigantische Schäden an. Das macht uns erpressbar. Alle. Regierungen, Wirtschaft, Privatpersonen. Für 2015 hatten Statistiker einen weltweiten finanziellen Schaden in Höhe von drei Billionen Dollar errechnet. Heute werden keine Zahlen mehr veröffentlicht. Die Summe dürfte mittlerweile ein Vielfaches betragen.

Kurz: Wir befinden uns im Krieg. Im Krieg gegen einen unsichtbaren Feind.“ Sushi machte eine Pause. Vincent spürte, wie schwer ihr die Suche nach den richtigen Worten fiel. Anscheinend war sie mit der Vorrede fertig und wollte zum Kern kommen. Auf den musste er nicht lange warten. „Die Betreiber der Dienste, über deren Server die Angriffe in alle anderen Strukturen einbrechen, die Unternehmen, die die Apps entwickelt haben, schwören natürlich Stein und Bein, nichts mit diesen Vorkommnissen zu tun zu haben. Sie seien bedauernswerte Opfer krimineller Banden. Nicht sehr glaubwürdig. Wir können das aber nicht überprüfen, weil sie größtenteils aus rechtlichen, steuerlichen und räumlichen Gründen ihre Server in Gegenden verlegt haben, auf die wir kaum Zugriff haben.“

„Zum Beispiel in einige Länder, die sich internationaler Kontrolle entziehen. Ich sage nur Nordkorea.“ warf Ikea ein. „Kein Wunder. Selbst Google hat ja schon laut darüber nachgedacht, seine Sever demnächst im

All zu stationieren, um sie nationaler Kontrolle und Gesetzgebung zu entziehen.“

„Richtig. Die Wege zu besagten Servern, von denen die Angriffe ausgehen, sind im Übrigen gut verschleiert. Jedes Hack Back würde immer nur Mittelsmänner treffen, die womöglich nicht mal ahnen, dass ihre Anlagen für fremde Zwecke missbraucht werden.

Nun ist es das gute Recht jedes Unternehmens, sich anzusiedeln, wo immer es mag. Wenigstens so lange es dort, wo es seine Gewinne realisiert, die Gesetze einhält und Steuern zahlt. Aber genau das ist heute nicht mehr gegeben. Legale und illegale Aktivitäten verschwimmen. Es gibt kein Gut und kein Böse mehr. Jedenfalls lässt sich das kaum überprüfen.

Die deutsche Cyber Defense stößt damit im grenzenlosen Netz an ihre Grenzen. Unsere Versuche, den Angreifern auf die Schliche zu kommen, laufen ins Leere. Virtuell gesehen sind wir quasi am Ende. Wir müssen aber herausbekommen, wer hinter diesen Entwicklungen steckt. Nur dann können wir wirksame Gegenmaßnahmen ergreifen.

Hier kommen Sie ins Spiel. Unsere Kommandoebene ist der Auffassung, dass wir für die Suche nach den Verursachern einen alten Haudegen brauchen. Einen wie Sie, Vince.“

„Ich verstehe nur Bahnhof.“ Vincent schüttelte den Kopf. „Was immer ihr euch dabei gedacht habt, ausgerechnet mir so einen Job anzubieten, ihr habt falsch gedacht. Ich hab mit Cyber und so weiter nichts am Hut. Ich kenne ja kaum die Begriffe, mit denen ihr um euch werft. Wenn ihr so gut über mich Bescheid wisst wie ihr behauptet, dann solltet ihr wissen, dass ich mich seit mehr als zehn Jahren jeglicher Kommunikation entzogen habe. Jedenfalls jeder, die nicht am Ladentisch von Mütterchen Michailowa oder auf dem Dorfplatz von Kremen stattfindet. Ich bin der falsche Mann für euren Job. So, und jetzt macht mich los, lasst Iskra in Ruhe und haut ab. Und solltet ihr dem Mädel auch nur ein Haar krümmen, seid ihr tot. Beide.“

„Denkfehler!“ bellte die blonde Swantje. „Das war kein Angebot, sondern ein Befehl. Und zweitens: Genau wegen deiner Netzabstinenz bist du der Richtige, alter Mann. Du denkst, fühlst und handelst analog. Altmodisch, verstaubt, aus der Zeit gefallen. Kaum zu glauben aber wahr: Du hast damit allen anderen Kandidaten etwas Entscheidendes voraus. Du

bist für deine Gegner unsichtbar. Vielleicht als einziger Mensch im Universum. Mal abgesehen von Mütterchen Michailowa. Und da du, wie du uns vorhin bewiesen hast, noch immer über Reaktionsschnelligkeit und Kaltschnäuzigkeit verfügst, könntest du es unbemerkt bis zur Quelle schaffen. Wir rüsten dich in Berlin mit allem Nötigen aus. Informationen, Equipment, Geld.

By the way, du hast mit deinem erfolgreichen Gegenangriff den physischen Test bestanden, alter Mann. Sagen wir halbwegs. Die mentalen Aussetzer, die uns die Chance zum Zurückschlagen gaben, werden wir dir abgewöhnen. Die könnten im Ernstfall gefährlich sein. Bisschen mehr Kondition wäre wahrscheinlich auch nicht schlecht. Ergo, es gibt viel zu tun für dich, bis zum Einsatz. Entsprechende Trainingseinheiten sind vorbereitet. Aber immerhin, hättest du dich als Weichei erwiesen, hätten wir uns freundlich und dezent zurückgezogen. Nicht ohne dir vorher ein ordentliches Begräbnis zu organisieren, versteht sich."

„Versteht sich." Vince grinste. Die Blondine ließ sich nicht beirren.

„Lynn, ich denke, du kannst ihn jetzt losmachen. Bild dir nicht ein, dass du mir ein zweites Mal die Knarre abnehmen kannst. Ab jetzt bin ich dein Schutzengel und dein Kettenhund zugleich. Ich werde dich keine Sekunde aus den Augen lassen. Eine falsche Bewegung, und ich zerfleische dich."

„Und was Iskra betrifft", ergänzte Lynn mit einem Seitenblick auf das angesengte Gemälde, während sie ihm half, die Klammern aus den Dielenbrettern zu zerren, „wenn Sie Ihren Job ordentlich erledigen, soll es Iskras Schade nicht sein. Sie wird in Brüssel ein erstklassiges Karrieresprungbrett erhalten. Auch dafür haben wir Vorkehrungen getroffen. Es steht ein Schreibtisch für sie bereit, an dem sie schon in Kürze beweisen kann, ob sie das Zeug zu mehr besitzt. Sie wird ein entsprechendes Praktikum angeboten bekommen."

„Wer zum Teufel seid ihr, dass ihr euch solche Versprechen zu geben in der Lage glaubt? Das ist doch nur Bluff, oder?"

„Keineswegs. Aber wie gesagt, Details erfahren Sie erst in Deutschland. Für den Augenblick nur so viel. Wir gehören einer international vernetzten Eliteeinheit an. Einer neuen Spezialtruppe für den Kampf gegen Cyberkriminalität. Oberste Priorität. Wir erhalten unsere Befehle von ganz oben."

„Komisch, virtuelle Gewalt hatte ich mir nicht so schmerzhaft vorgestellt.“ Vincent befühlte vorsichtig sein vom Damenabsatz und dem Tritt traktiertes Körperteil und rückte es zurecht. Die missbilligenden Blicke der Ladies ignorierte er. Skeptisch untersuchte er die durchlöcherten und teils zerrissenen Kleidungsstücke. Ohne seinen Blick zu heben, setzte er den begonnenen Monolog fort: „Übrigens ein Tipp, wenn ihr es wieder mal mit einem Profi zu tun bekommt: Spart euch den Budenzauber! Zwei so jämmerliche Schauspielerinnen wie ihr landen immer als erste im Suppentopf, wenn Kannibalen ernst machen. Um mal bei eurem Bild mit dem Zerfleischen zu bleiben.“ Er warf sich aufs Sofa. „Außerdem finde ich es witzig, dass ihr eine Erpressung als Befehl bezeichnet. Mir hat niemand zu befehlen. Und ganz ehrlich, ohne eure Drohung hätte ich euch längst zu Kavarma verarbeitet.“

„Kavarma?“ Die Blonde sah ihn fragend an.

„Eine bulgarische Spielart von Gulasch mit viel Zwiebeln und Bohnenkraut. Sehr lecker.“ Sie zuckte mit den Schultern.

„Befehlsempfänger bist du trotzdem. Basta. Du warst bei der Bundeswehr. Folglich: Wenn es das Vaterland für nötig befindet, ist es sein gutes Recht, Veteranen zu aktivieren. Solltest du drauf bestehen, kann ich dir einen offiziellen Einberufungsbefehl besorgen, Väterchen. Falls dir das nicht reicht“, fügte sie mit ironischem Unterton hinzu, „eine weitere kleine Erinnerungshilfe. Soweit ich weiß, hast du trotz vorzeitigen Dienstverzichts bei der Fremdenlegion kein offizielles Kündigungsschreiben eingereicht. Der Deserteur mit dem schönen Kampfnamen ‚Lautrec‘ steht noch immer auf der offiziellen Fahndungsliste der französischen Kriegsgerichtsbarkeit. Du bist mitten in laufenden Kampfhandlungen abgehauen. Das ist Fahnenflucht unter Kriegsrecht. So etwas verjährt nicht, mein Herr. Da kennen unsere Freunde in Paris kein Pardon. Die haben Prinzipien. Wir sind denen als befreundete NATO-Macht natürlich in gewisser Weise verpflichtet. Nur für den Fall der Fälle. Ist nichts Persönliches.“

„Ihr werdet mir immer sympathischer.“ Vincent verzog verächtlich das Gesicht. „Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde. Ich danke vielmals. Dann wird es euch nichts ausmachen, dass ich euch ab sofort auch Kampfnamen verpasse, die ich mir merken kann. Wären Sushi und

Ikea okay? Falls nicht, mir auch egal.“ Zum ersten Mal sah er die beiden Grazien sprachlos. Eine Situation, die er auskostete.

„Im Übrigen ist das mit der Fremdenlegion und so weiter kalter Kaffee. Ich bin heute Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika. Ein freier Mann aus einem freien Land. Wenn ich zur Botschaft nach Sofia gehe, erhalte ich jede diplomatische Unterstützung, die ich brauche. Und ich versichere euch, die liefern mich nicht aus. Weder an euch noch an die Franzmänner. Es gibt da ein kleines Wörtchen. Es nennt sich Loyalität. Sagt euch vermutlich nichts.

Aber ehrlich, selbst das wär mir egal. Ich wollte nur meine Ruhe, als ich diesen Ort wählte. Allein, dass ihr mich hier aufgestöbert habt, sollte reichen, euch bis ans Ende meiner Tage zu hassen. Der Rest ist Bonus. Genau deshalb habe ich eine letzte Frage: Wie zum Kuckuck habt ihr meine Fährte aufgespürt?“

Trotz Vincents Empfehlung blieben die beiden Agentinnen bei ihrer anfänglichen Rollenverteilung. Man hatte ihnen offenbar beigebracht, eine einmal begonnene Geschichte bis zum bitteren Ende durchzuhalten. Ungeachtet aller Demütigungen. Nur keine Blöße zeigen, nur nicht die Glaubwürdigkeit riskieren. Immer über den Dingen stehen. Souverän und unnahbar. Unabhängig davon, ob man bereits durchschaut war oder nicht. Weswegen sich Swantje nicht etwa ähnlich elegant wie ihre Kollegin niederließ oder es sich nach dem Vorbild ihres Opfers bequem machte, als sie sich nun endlich auch setzte. Nein. Sie ergriff mit der freien Hand das möglicherweise unbequemste Sitzmöbel, das es im ganzen Haus gab, einen alten Küchenstuhl, drehte ihn ruckartig um und platzierte sich provokant breitbeinig, die Arme auf die Rückenlehne gestützt, vor dem Amerikaner. Wobei sie die Waffe ohne Unterbrechung auf den Mann gerichtet hielt.

Lynn beobachtete ihre Kollegin mit kaum merklicher Belustigung. Vincent spürte eine gewisse Spannung zwischen beiden. Gut zu wissen. Irgendwann würde er diese Information brauchen. Zu welchem Zweck auch immer. Im Moment hielt er es für angebracht, die Entwicklung der Angelegenheit zu forcieren. Nicht, dass Iskra am Ende tatsächlich etwas zustieß.

„Was jetzt? Kriege ich eine Antwort oder was? Wie soll ich bitte für Leute arbeiten, die mir wesentliche Details vorenthalten?“ Swantje zog die Brauen hoch.

„Sollte ich dich überschätzt haben, alter Mann? Ich dachte, du kannst eins und eins zusammenzählen. Es gibt nur eine Stelle im CIA, die deine derzeitige Identität kennt. Und meine Partnerin“, sie sprach das Wort in einer Weise aus, die keinen Zweifel ließ, dass sie sich für den Boss des Teams hielt, was umgehend zu einem gereizten Zucken in Lynns Mundwinkeln führte, „hat dir vor etwa fünf Minuten erklärt, dass wir international vernetzt arbeiten. Die Herren waren gern bereit, uns einen Tipp zu geben. Soviel zum Thema Loyalität. Die mussten dich nicht mal verraten. Wir benötigten lediglich einen Namen. Es ist heutzutage recht einfach, nahezu alle Melderegister der Welt mit ein paar Mouse-Klicks zu hacken. Den Rest erledigen Logarithmen. Es war eine Frage der Zeit, bis unsere Computer eine passende Person zu besagtem Namen fanden. Lustig übrigens, dass du hier wieder deinen richtigen Vornamen gewählt hast. Bisschen sentimental, wie?“

„Ach was. Es ist einfach so, dass damit keiner rechnet. Auffällig ist immer am unauffälligsten. Aber wenn ich dich so höre, Kleines“, moserte Vincent, wobei er für einen Augenblick ein hämisches Grinsen in Lynns Dauerlächeln zu bemerken glaubte, „und wenn ich eure Methoden sehe, dann glaube ich, ihr wollt den Deibel mit‘m Beelzebub austreiben, wie man früher so schön sagte. Sushi und Ikea! Feines Team. Ihr seid um keinen Deut besser als diese angeblichen Schurken. Hab ich recht?“ Die Frauen ignorierten seinen Einwurf. „Und noch was: Eure ganze Strategie dürfte sowieso für die Katz sein. Denn so, wie ihr mir den Gegner beschreibt, hat der, wer immer es sein mag, doch längst eure smarten Mobile Phones und High Tech Navis im Auto geknackt. Folglich dürfte gerade in dem Moment eine schicke Infrarotkamera in ein paar Kilometern Höhe interessiert ihren Fokus auf mein Dach richten und gespannt die Bewegungen der drei roten Flecken hier im Haus analysieren. Hm? Nix mehr mit unsichtbar!“ Sushis Lächeln wurde breiter.

„Tja, wahrscheinlich würde eine solche Kamera, falls die uns enttarnt und unsere ID-Codes gehackt hätten, jetzt wirklich drei rote Flecke bei

absolut interessanten Bewegungen beobachten. Allerdings nicht hier, sondern in einem extravaganten Loft in Sofia. Dort versuchen wir beiden Mitarbeiterinnen eines Warschauer Modelabels soeben, einen angesagten bulgarischen Jungdesigner für unser Haus zu gewinnen."

„Mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln!" ergänzte Ikea süffisant. Vincent nickte.

„Virtuell? Durch Software-Manipulation?"

„Sehr praktisch und physisch. Der Knabe hat es gerade definitiv besser als du. Unsere Nobelkarosse steht in seiner Garage, unsere Smartphones liegen irgendwo auf einer Fensterbank, wo sie guten Empfang haben."

„Ich nehme in dem Fall an, der Gute unterscheidet sich von den meisten seiner Artgenossen durch seine sexuelle Orientierung? Ein Designer, der nicht schwul ist? Hm. Originell. Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Na fein. Wird also zur gleichen Zeit ein zweiter Mann in diesem schönen Land verarscht. Womit haben wir das verdient? Aber egal. Bleibt eine letzte Frage: Wie, in drei Teufels Namen, seid ihr ausgerechnet auf meine werte Person verfallen? Es gibt jüngere, stärkere Männer. Leute, die sich in der Welt genauso gut auskennen wie ich und vielleicht kaum besser vernetzt sind. Bzw. lässt sich das ja auch nachträglich regeln, wenn sie ihre Identität wechseln. Hab ich recht? Wer bin ich denn? Ein Toter! Seit vielen Jahren. Der alte Vincent ist zur Hölle gefahren. Verdientermaßen, wie anzunehmen ist. Also: Wer kommt auf die bescheuerte Idee, eine Leiche auszugraben?"

„Es war eine Person aus Ihrem früheren Leben, die uns riet, Sie ausfindig zu machen", übernahm Lynn den Gesprächsfaden. „Eine Person, die Sie kennt und auch über Ihre amerikanischen Geschäfte Bescheid weiß. Wir können nur hoffen, dass sich diese Person in Ihnen nicht getäuscht hat. Und jetzt Schluss mit dem Palaver. Bringen Sie Ihre Arbeit hier zu Ende, packen Sie Ihre Sachen und dann los. Wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Ich habe Hochzeitsfotos auszuliefern. Morgen um elf. Wenn ihr mich vorher wegbringt, werden die Leute misstrauisch."

„Einverstanden. Viertel nach elf sind wir wieder hier und holen Sie ab, Vince. Aber keine Fisimatenten. Das Szenario für heute Abend lässt sich an jedem beliebigen Tag wiederholen. Kapiert?"

Die beiden standen auf. Grußlos wie sie gekommen waren, verließen sie den Raum. Vincent streckte sich auf der Couch aus und starrte an die Decke. Eine Person aus seinem früheren Leben? Verdammte Scheiße. Immer wieder die Vergangenheit. Er hatte inständig gehofft, dieses Kapitel endgültig abgeschlossen zu haben.

Alte Zeiten

Vincent hasste es, an frühere Zeiten erinnert zu werden. Zu viel war falsch gelaufen. Er hätte als junger Bursche damals in der DDR lediglich etwas moralisch biegsamer sein müssen. Aber nein!

Im Prinzip hatte der Schüler Vincent Markscheider seinen Studienplatz in Berlin so gut wie sicher gehabt. Maler und Grafiker wollte er werden. Die Professoren bei der Aufnahmeprüfung äußerten sich geradezu euphorisch über seine eingereichten Arbeiten, die witzigen Ideen, die er entwickelte, und sein Talent, diese umzusetzen.

Dummerweise weigerte sich der 17jährige, in der sogenannten „Gesellschaft für Sport und Technik“ an der vormilitärischen Ausbildung in einem der üblichen Sommercamps teilzunehmen. Das gab reichlich Ärger an der Schule. Umso mehr, als Vincent auch sonst nicht nach der Pfeife seiner Lehrer zu tanzen bereit war. Im Staatsbürgerkundeunterricht fiel er mit unangenehmen Fragen zu Menschenrechten und Umweltschutz negativ auf.

Als sie ihn dann mit achtzehn bei der Musterung zu den Grenztruppen stecken wollten, um ihm eine „Chance zur Bewährung“ zu geben, wie es der Leiter der Einberufungskommission formulierte, tickte er aus. Der Rekrut erklärte ohne mit der Wimper zu zucken, dass er unter keinen Umständen auf jemanden schießen würde, bloß weil der dieses beschissene Land verlassen wolle. Da er seine Aussage auf Nachfrage bereitwillig wiederholte, landete er statt beim Kunststudium im Knast. Nicht mal das Abi durfte er zu Ende bringen.

Man verordnete ihm eine Zimmermannslehre. Damit er lerne, sich den Idealen der Arbeiterklasse anzupassen. Anpassen war aber nun das Letzte, das Vincent wollte. Er hasste seine Lehrmeister und Betreuer, die ihn schikanierten und ihm das Zeichnen verboten. Den Umgang mit Holz jedoch lernte er zu lieben. Holz lebte. Aus Holz ließen sich Dinge schaffen, die schön und von dauerhaftem Nutzen waren. Holz verstand ihn, ließ sich von ihm formen.

Das Verhältnis zu dem Land, in dem er lebte, blieb dauerhaft gestört. Kaum entlassen, wagte er einen Fluchtversuch. Mit einer Luftmatratze

über die Ostsee. Die Marine der Nationalen Volksarmee fischte ihn aus dem Wasser und beförderte ihn erneut hinter Gitter.

Trotz rechtskräftiger Verurteilung zu einer langjährigen Gefängnisstrafe ging dann alles plötzlich sehr schnell. Die DDR-Wirtschaft war so gut wie bankrott und das Land brauchte jede Westmark. Vincent gehörte zu denen, die das Ministerium für Staatssicherheit der Bundesrepublik zum Freikauf anbot. Womit die Arbeiter- und Bauernmacht um ein paar Devisen reicher und um einen lästigen Querulanten ärmer wurde. Der Westen beruhigte sein Gewissen und Vincent Markscheider war frei. Eine Win-Win-Situation.

So sahen es zumindest die am Deal beteiligten Politiker. Vincent nicht. Er hatte sich zwar über die Freiheit gefreut, merkte jedoch recht bald, dass es mit den unbegrenzten Möglichkeiten im Westen nicht so weit her war. Ohne Abi sah es mit dem Kunststudium auch dort nicht rosig aus. Das hatte ihm der Osten eingebrockt. Sein Hass auf alle Kommunisten und ähnliche Weltverbesserer steigerte sich in eine Wut, für die er nur einen Ausweg sah: Die Bundeswehr. Jetzt, Jahre nach der vermaledeiten Musterung im Osten und ohne dass es die neue Heimat von ihm als Flüchtling einforderte, wollte er zur Waffe greifen. Mit allen Konsequenzen. Freiheit und Demokratie gegen diese Verbrecher schützen! Nebenbei bot ihm die Bundeswehr die Möglichkeit, sein Abitur nachzuholen. Voller Elan stürzte sich Vincent in die neue Aufgabe.

Kaum hatte er die letzte Prüfung bestanden, fiel die Mauer. Die friedliche Revolution in der DDR fegte die korrupte Regierungsclique aus dem Amt. Die Wiedervereinigung stand ins Haus. Armeen in Ost und West wurden abgebaut. Vincent legte die Uniform ab und wollte endlich studieren. Jetzt allerdings schien er den Professoren, die ihn prüften, zu alt. Zu stark vorgeprägt. Kaum noch formbar. Offensichtlich war ihm über die Zeit der künstlerischen Abstinenz viel von seiner früheren Frische und Unbefangenheit verloren gegangen. Für Vincent ein Schicksalsschlag, den er nur mühsam verdaute. Er wollte endlich arbeiten, frei und künstlerisch tätig werden. Er wollte und konnte nicht mehr warten. Also versuchte er es auf eigene Faust. Er machte sich selbständig.

Vincent nahm einen Kredit auf, richtete sich ein Atelier ein und … scheiterte. Der Kunstmarkt des Westens wartete nicht gerade auf einen

Autodidakten. Ohne Unterstützung durch bekannte Galeristen oder prominente Kunstkritiker ging schon mal gar nichts. Jetzt hatte er zu allem Überfluss auch noch Schulden. In dieser Situation sah er nur einen Ausweg: Schnellstens zu Geld kommen, ohne kriminell zu werden. Er musste etwas tun. Etwas, das er gut konnte und das gut bezahlt wurde.

Vincent Markscheider meldete sich bei der französischen Fremdenlegion. Seine militärischen Vorkenntnisse und seine Wut halfen ihm, beim Aufnahmeverfahren zu den Besten zu gehören. Nur einer von zehn Bewerbern wurden in jenem Jahr genommen. In seiner Bewerbergruppe war er dieser eine.

Fortan gehörte er zu den Spezialeinheiten. Sie wurden immer eingesetzt, wenn ganz harte Burschen gefragt waren. In Kriegs- und Krisengebieten. In Wüsten und im Dschungel. Und immer an vorderster Front. Sie kamen aus 150 Ländern und hatten ein Motto, das sie verband: „Legio Patria Nostra!“ Die Legion ist unser Vaterland! Hier gab es keinen Rassismus, keine Vorurteile. Wenn es um Leben und Tod ging, waren alle gleich. Kameraden. Weswegen die Franzosen auch Wert darauf legten, allen Rekruten zumindest für die ersten Jahre eine neue Identität zu geben. Eine französische, die sie ablegen durften, wenn sie das erste Mal befördert wurden. Das war in der Regel nach einem Jahr. Dann wurden aus einfachen Soldaten „Légionnaire de 1ère classe“. Auf gut Deutsch: Gefreite. Sie durften ihren neuen Namen jedoch auch während der gesamten Dienstzeit und bei Bedarf sogar danach behalten, wenn sie die französische Staatsbürgerschaft annahmen. Das war in der Regel ab dem dritten von mindestens fünf Dienstjahren möglich.

Vincent fand dieses System großartig. Vor körperlicher Anstrengung hatte er sich nie gescheut. Für Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit zu kämpfen, lohnte sich allemal. Seine Schulden konnte er in verhältnismäßig kurzer Zeit ablösen und zu allem Überfluss hinterher als neuer Mensch nach Paris ziehen! Herz, was willst du mehr?

Er träumte davon, am Montmartre ein kleines Künstlercafé zu eröffnen. Dort würde er tagsüber selbst am Tresen stehen. Nachts wollte er hinüber zum Moulin Rouge laufen und wie einst der berühmte Toulouse-Lautrec die Gestalten des Pariser Nachtlebens porträtieren. Weswegen er für seine

neue Identität den Namen Jean T. Lautrec wählte. Seine in der Regel etwas einfacher gestrickten Kameraden witzelten gern über solche Zukunftspläne und verpassten ihm in Anlehnung an das „Toulouse“ in „Toulouse-Lautrec“ den Spitznamen „Tulli“. Vincent musste sich notgedrungen an „Tulli“ statt an Jean gewöhnen. Da er sich wacker schlug und als einer der entschlossensten Kämpfer in der Legion galt, wurde der Name „Tulli“ schon bald bei seinen Freunden mit Respekt und bei manchem seiner Gegner nicht ohne Furcht ausgesprochen. Tulli wurde zu einer Art Kampfmaschine, die sich permanent perfektionierte, dabei meist diszipliniert und trotzdem mit Köpfchen vorging. Sein Kredo, dass Gerechtigkeit über allem Tun stehen müsse, trug er vor sich her wie die alten Kaiser ihre Heilige Lanze.

Genau dieses Streben nach Gerechtigkeit jedoch wurde nach und nach zum größten Problem des neuen Fremdenlegionärs. Was mit dem Einsatzgebiet seiner Kompanie zu tun hatte: Zentralafrika. Die Gegner hier waren Despoten und Putschisten, die den jungen Demokratien im früheren französischen Kolonialreich zusetzten. Frankreich, das hieß, die Legion, sollte den neuen, freiheitlich gesinnten Kräften zur Seite stehen, um den Menschen dort ein besseres Leben und wirtschaftlichen Fortschritt zu ermöglichen. So klang der Auftrag in offizieller Lesart.

Die Praxis sah anders aus. Seine Gegenüber waren oft Kinder. Zur Waffe gezwungene Kindersoldaten ohne Skrupel und moralische Bedenken. Aber eben Kinder. Vincent brachte es nicht fertig, in diese jungen Gesichter zu schießen. Und dann die Verbündeten, an deren Seite er zu kämpfen hatte! Da wurde geplündert und vergewaltigt. Wie die Tiere droschen diese sogenannten Befreier auf ihre wehrlosen Opfer ein. Wenn Vincent jemanden darauf hinwies, wurde er nur belächelt. So sei halt Krieg, hieß es meist. Und Frankreich solle helfen, dürfe sich aber nicht einmischen. Obwohl die Legion an solchen Kriegsverbrechen natürlich nicht teilnahm, fühlte er sich mitschuldig.

Eines Tages, als es einige sogenannte Verbündete wieder einmal besonders bunt trieben, ging er deshalb auf eigene Faust dazwischen. Als Vincent in dem Dorf, das sie gerade befreit hatten, eine Hütte betrat, um nach frischem Trinkwasser zu fragen, glaubte er, seinen Augen nicht zu trauen. Fünf Soldaten der regulären Armee des Landes machten sich an

einer jungen Frau zu schaffen. Ihr Mann, ein einfacher Bauer, kein Kämpfer, lag erschlagen neben der Tür. Vincent schrie die Kerle an. Die Jungs lachten nur und meinten, die Hure sei eine feindliche Spionin. Dafür erhielte sie nun ihren verdienten Lohn. Vincent brüllte, sie sollten das gefälligst unterlassen. Da zückte der, der ihr gerade die Kleider vom Leib gerissen hatte, seine Machete und meinte schulterzuckend:

„Auch gut. Aber dass es keine überlebenden Zeugen geben darf, verstehst du hoffentlich, Tulli. Machen wir eben Hackfleisch aus dem Weib. Die Köter in diesem Nest hatten lange nichts Ordentliches zu fressen. Haltet sie fest, Brüder, wir schlitzen ihr als erstes den geilen Bauch auf. Innereien schmecken am besten. Und sie hat das Vergnügen, den Viechern eine Weile beim Fressen zusehen zu können, bevor sie selber krepiert.“ Er holte aus. Noch bevor er zuschlagen konnte, steckte ihm Vincents Bajonett zwischen den Rippen. Einen zweiten, der sich auf den Fremdenlegionär stürzen wollte, streckte er mit einem Schuss nieder. Er schäumte vor Wut, stellte seine Maschinenpistole auf Dauerfeuer und jagte einen kurzen Feuerstoß in die Luft. Worauf die anderen drei endlich die Frau losließen, ihre Waffen zu Boden warfen und erschrocken zurückwichen. Vincent schleuderte sein Gewehr ebenfalls weg und prügelte die Helden windelweich. Dann packte er die drei Kerle, zerrte sie nacheinander aus der Hütte, und schleuderte die Halbtoten ihrem Offizier vor die Füße.

Natürlich blieb diese Aktion nicht ohne Folgen. Die Verbündeten forderten Vincents Auslieferung, seine standrechtliche Erschießung. Sein Vorgesetzter sah sich in der Zwickmühle. Einerseits durfte er seinen Soldaten keiner fremden Macht ausliefern. Andererseits hatte der Mann, berechtigt oder nicht, zwei Verbündete getötet. Quasi während der Kampfhandlungen. Das konnte als Sabotage, ja sogar als Kollaboration mit dem Feind gewertet werden. Inwieweit Vincents Attacke gerechtfertigt gewesen war, spielte in dem Zusammenhang keine Rolle. Zumal es keine Zeugen gab, die Vincents Version stützten. Die drei überlebenden Afrikaner schworen Stein und Bein, dass sie nur nett geplaudert hätten, als Tulli über sie hergefallen sei. Die Frau, um die es ging, konnte nichts mehr sagen. Man fand sie kurz darauf mit einer Kugel im Kopf. Womöglich von Tullis Gewehr? Er hatte schließlich selbst zugegeben,

geschossen zu haben. Kriminaltechniker, die dies hätten einwandfrei klären können, gab es im Dschungel nicht.

Kurz und schlecht, Vincent wurde zum Fall für die Militärgerichtsbarkeit. Die verbündete Macht trat als Kläger auf. Sie bestand auf einer Bestrafung nach dem im Lande gültigen Kriegsrecht. De facto konnte das nur eine standrechtliche Erschießung zur Folge haben. Europäische Rechtskriterien galten in dem Fall nicht.

Glücklicherweise hatte Vincent viele Freunde. Sie organisierten seine Flucht und sammelten Geld, damit er untertauchen konnte. Zurück nach Europa? Das kam vorläufig nicht infrage. Denn natürlich musste ein flüchtiger Kriegsgefangener, ein mutmaßlicher Kriegsverbrecher und Deserteur, zur öffentlichen Fahndung ausgeschrieben werden.

Vincent schlug sich nach Süden durch. Nach Namibia. Hier hatten sich frühere Kameraden den „Soldiers of Fortune“ angeschlossen. Es handelte sich dabei um eine Art Privatarmee, bestehend aus Söldnern, die sich aus naheliegenden Gründen freiwillig zusammengeschlossen hatte. In den Auseinandersetzungen der frühen 90er Jahre gab es für eine solche schlagkräftige und gut ausgebildete Truppe jede Menge Arbeit. Blutrünstige Potentaten und angebliche Befreiungshelden versicherten sich abwechselnd der Unterstützung dieser Eliteeinheit. Sie bot sich als ultimative Waffe an, wenn es darum ging schnelle Erfolge zu erreichen. Erfolge, die die Verhandlungspositionen ihrer jeweiligen Kriegsherren in internationalen Friedensverhandlungen stärkten oder deren Geldgeber überzeugen sollten, aufs richtige Pferd gesetzt zu haben. Die Söldner blieben ideologisch und von ihren sonstigen Präferenzen her neutral. In der Schlacht hatten sie kein Problem damit, an vorderster Front eingesetzt zu werden. Kühl und sachlich erledigten sie jeden Auftrag. Sie blieben nur so lange, wie sie Sold erhielten. Sie waren ausschließlich an Geld interessiert. Macht oder Einfluss spielten für sie keine Rolle. Weswegen sie anders als einheimische Idealisten nach Ende der Kampfhandlungen nicht zu Störfaktoren oder gar Konkurrenten werden konnten.

Mithin hatten die Soldiers of Fortune im südlichen Afrika bei ihren Auftraggebern einen exzellenten Ruf. Sie verdienten gutes Geld. Kein noch so großer Geizhals wollte es riskieren, sich diese Männer zum Feind

zu machen, indem er seinen Zahlungsverpflichtungen nicht nachkam. Was umgekehrt dazu beitrug, dass die Truppe trotz mitunter heftiger Verluste ihre Reihen immer wieder schnell mit geeignetem Menschenmaterial auffüllen konnte.

Für eine Weile fühlte sich Vincent in diesem Verband recht wohl. Der Kampf Mann gegen Mann schien ihm ein faires Geschäft. Es überlebte der Geschicktere, mitunter auch der Klügere, selten der Stärkere. Übergriffe auf Zivilisten gab es von Seiten der Söldner nie. Der Erfolg der Privatarmee hing von ihrer Disziplin ab. Niemand durfte aus der Reihe tanzen und durch nicht vom Kriegsrecht gedeckte Verbrechen Angriffsflächen bieten. Einzige Ausnahme bildeten Agenten fremder Geheimdienste. Die galten wie überall auf der Welt grundsätzlich als Gegner. Wer die Lizenz zum Töten besaß, durfte sich nicht wundern, selbst als wandelnde Zielscheibe durch die Gegend zu laufen. Und Gefängnisse, um solche Leute einzusperren, besaßen die Soldiers of Fortune nun mal nicht. Ihr Geschäftsmodell konnte nur funktionieren, wenn niemand, der ihre Dienste in Anspruch nahm, Angst haben musste, deswegen in Verruf zu geraten.

Ein Prinzip, auf das die Führer der kleinen Armee peinlichst genau achteten. Wer gegen diesen Kodex verstieß, wurde ohne großes Federlesen erschossen und verscharrt. Punkt. Verbündete im eigentlichen Sinne gab es nicht. In der Regel kämpften die Söldner auch unabhängig von den Truppen ihrer Auftraggeber, weswegen Konfliktsituationen, wie Vincent sie bei der Fremdenlegion erlebt hatte, eigentlich nicht eintreten konnten. Falls doch, stand die Einheit zu hundert Prozent hinter der jeweiligen Entscheidung ihres Kameraden. Jedenfalls so lange sie ihn im Recht wusste und er nicht gegen den erwähnten Kodex verstoßen hatte.

Vincent vervollständigte seine Fähigkeiten als Einzelkämpfer, meldete sich zu gefährlichen Einsätzen und perfektionierte sein Überlebenstraining. Seine klugen Überlegungen zu Strategie und Taktik ließen ihn im Ansehen von Mitkämpfern und Vorgesetzten steigen. Immer häufiger erhielt er den Befehl über Sonderkommandos. Schließlich wurde er befördert. Erst zum Truppführer, später zum Kommandeur mit eigener Kampfabteilung. In einer regulären Armee hätte das einem Kompaniechef im Rang eines Hauptmanns oder Majors entsprochen.

Aber auf solche formalen Rang-Bezeichnungen verzichteten die Söldner bewusst. Hier war jeder Anführer nur erster unter Gleichen. Im Falle eines Fehlers konnte er sein Kommando auch ganz schnell wieder los sein.

Vincent machte keine Fehler. Im Kampf Mann gegen Mann blieben seine Gegner in der Regel chancenlos. Oft wütete er geradezu wie ein Löwe. Verbissener, als unbedingt nötig gewesen wäre. Vermutlich hätte man ihm deshalb in der englischsprachigen Söldnerarmee über kurz oder lang den Beinamen „The Lion“ gegeben, wäre das Löwenattribut in Afrika nicht traditionell Königen oder großen Heerführern vorbehalten. „Tulli“ oder „Jean T.“ erschien den Kameraden angesichts seines Ranges allerdings nicht mehr angemessen. Ein neuer Kampfname musste her. Letztlich gaben seine Angewohnheiten und sein Äußeres den Ausschlag. Der Mann liebte es, allein zu sein, eigene Wege zu gehen. Und dann bemerkte eines Tages jemand Vincents erstes graues Haar. Bald darauf das zweite und dritte. Damit war die Sache klar. Von Stund an nannten sie ihn „Grey Wolf“, den grauen Wolf.

Dass Vincent alias Grey Wolf bei Kämpfern, die über keinerlei Ideale verfügten, auf Dauer nicht glücklich wurde, versteht sich von selbst. Ihre Gespräche jenseits des Schlachtfeldes erschöpften sich meist in Angebereien über Heldentaten im Bett nymphomanischer Frauen. Alkohol floss in Strömen. Nicht wenige erstickten ihre Ängste vor der nächsten Schlacht im Drogenrausch. Ausnahmen bestätigten die Regel.

Vincent gab sich Mühe, diesen Dingen wenig Beachtung zu schenken. Er versuchte, sich abzulenken. Von argentinischen Mitkämpfern ließ er sich spanisch beibringen, mit Ukrainern frischte er sein Schulrussisch auf. Er besorgte sich englische und französische Literatur, beschäftigte sich in seinen freien Stunden mit maoistischen und trotzkistischen Theorien, ohne darüber Adorno, Kant und Nietzsche zu vernachlässigen. Soweit er solcher Schriften bei gelegentlichen Besuchen in Südafrika habhaft werden konnte. Das musste reichen, um nicht völlig zu verblöden. Seine eigenen Vorstellungen vom Sinn des Lebens hatten hier ansonsten nichts zu suchen, redete er sich ein. Wenigstens nicht, solange er anderswo nicht frei leben durfte. Je länger dieser Zustand andauerte, desto mehr litt Vincent.

Bei einem der Urlaubsausflüge nach Kapstadt sprach ihn ein Mann an. Er redete nicht lange um den heißen Brei herum. Die CIA habe von den besonderen Fähigkeiten und Kenntnissen Mister Grey Wolfs gehört. Ein Mann seines Kalibers, noch dazu mit Grundwissen über verschiedene Sprachen und Philosophien ausgestattet, könne dem Geheimdienst von Nutzen sein. Konkret rede er von Einsatzgebieten in Lateinamerika. Es gehe um die Verteidigung von Freiheit und Demokratie, um den Schutz westlicher Werte gegen maoistische Freischärler.

Der CIA-Mann musste nicht weiterreden. In Vincents Truppe befanden sich Kameraden, die aus Südamerika stammten und von den Verbrechen des „Leuchtenden Pfads“ in Peru berichtet hatten. Er sagte zu und aus dem „Grey Wolf“ wurde „El Lobo“. Natürlich war Vincent nicht so blauäugig, den Amis alles zu glauben. Denen hing weiß Gott selber genug Dreck am Stecken. Aber letztlich konnte er ja selbst entscheiden, was er aus dem Job machte. Und immerhin bekam er die Chance, seine begonnenen Studien mit Hilfe des Geheimdienstes zu vervollkommnen und sich vor Ort selbst ein Bild zu machen. Endlich wieder eine echte Herausforderung! Eine Aufgabe, die mehr Sinn versprach als nur für Geld zu töten.

Tatsächlich gab ihm die CIA eine komplett neue Identität. Vincent Markscheider kam im Kampfeinsatz gegen eine islamistische Miliz in Kenia ums Leben und wurde feierlich in Nairobi bestattet. Carlos Muñoz, genannt El Lobo, legte höchstpersönlich ein paar Blümchen auf das Grab des verstorbenen Freundes. Fast hätte er geweint.

Anschließend begab sich Muñoz, ein in Chile geborener und in der DDR aufgewachsener junger Freiheitskämpfer, der den Genossen in Mozambique beim Aufbau des Sozialismus geholfen hatte, zum Flughafen und kehrte von dort in seine chilenische Heimat zurück. In Santiago unterzog er sich einer straffen Spezialausbildung. Hinterher sprach er spanisch wie ein echter Muttersprachler, bekam Englisch ganz passabel mit spanischem Akzent hin, kannte sich mit Satellitentelefonen aus und hatte ein paar neue Kampftechniken für den Notfall parat. So ausgestattet infiltrierte er in der Folge verschiedene Organisationen, mit denen die USA noch ein Hühnchen zu rupfen hatte.

Vincent merkte schnell, dass es auch hier beiderseits der Frontlinien ganz heftig zum Himmel stank. Und wieder hatte er das Problem mit „Verbündeten“, die er für ausgesprochene Verbrecher hielt, und mit Gegnern, die seiner Ansicht nach schlicht fehlgeleitete, verführte junge Idioten waren und denen man nur mal kräftig den Hintern hätte versohlen müssen.

Mit Glück und Geschick verstand er es, sich aus diesem Umfeld zu verabschieden. Die Vereinigten Staaten bekamen an ihrer südlichen Grenze nämlich zu jener Zeit ein Problem, das direkt ins Land hineinwirkte. Mit katastrophalen Folgen. Die mexikanischen Drogenkartelle breiteten sich massiv aus. Sie organisierten einen schwunghaften Handel mit allem, was sich schnupfen, schlucken oder spritzen ließ. Diese Mixturen schafften sie nach Norden, von wo sie ganze Waffenarsenale in den Süden mitbrachten, mit denen sie die amtierende Regierung vorführten und destabilisierten. Dem mexikanischen Staat drohte der Kollaps.

Vincent hatte schon in Peru, Bolivien und Kolumbien mit Drogenbossen zu tun gehabt. Die sogenannten Befreiungsbewegungen finanzierten ihren Kampf überwiegend über den Anbau und Handel mit verbotenen Substanzen. Er hatte einige hochrangige Leute in Medellín und La Paz kennengelernt, die ihm als vermeintlich gutem Geschäftspartner gern Empfehlungen an ihre Freunde im Norden mitgaben. Womit die CIA durch ihren Spezialagenten El Lobo plötzlich intime Informationen aus Kreisen erhielt, von denen sie vorher kaum wusste, dass sie überhaupt existierten.

Vincent war glücklich. Hier endlich schienen die Rollen so einfach verteilt wie im Hollywood-Krimi. Die mexikanischen Drogenbosse stanken nach Geld. Sie hielten folglich grundsätzlich alles für käuflich. Sie führten Krieg gegen jedermann. Und sei es nur, um zu beweisen, dass sie es konnten. Zu behaupten, dass sie dafür über Leichen gingen, wäre untertrieben. Einige von ihnen brauchten es geradezu, regelmäßig jemanden mit eigenen Händen zu massakrieren, um sich gut zu fühlen. Die Konsumenten ihres Drecks, die ihnen den Reichtum bescherten, kümmerten sie schon gar nicht. Sollten die Gringos verrecken! Es würden neue Süchtige nachwachsen.

Vincent leistete ganze Arbeit. Mit seiner Hilfe gelang es, einige der schlimmsten Kartelle zu zerschlagen. Auch wenn korrupte mexikanische

Polizisten mehreren Verbrechern später wieder zur Flucht verhalfen, es wurde für die Mafia schwerer. In einigen Fällen flüchtiger Bosse ließ sich El Lobo Vollmacht geben, die Sache auf seine Art zu regeln. Das waren schwere Jungs, für die die Behörden kein Mittel fanden. Leute, die einfach durch Gefängnismauern zu gehen schienen. El Lobo brachte sie zur Strecke. Alle. Bis auf einen, einen gewissen Theodore Suarez. Der blieb wie vom Erdboden verschluckt. Suarez gehörte vor seinem Verschwinden zu den engsten Vertrauten und Förderern des vermeintlichen Chilenen. Man munkelte, dass ihn die eigene Bande dieses Fehlers wegen beseitigt hätte. Denn natürlich ließ sich das doppelte Spiel des Wolfes nun kaum mehr geheim halten. Vincent säte Angst und Schrecken; er erntete Hass. Höchste Zeit, den erfolgreichen CIA-Agenten abzuziehn. Nicht ohne vorher mit seiner Hilfe neue Leute vor Ort zu installieren.

So kam es, dass auch Carlos Muñoz eines Tages im Kugelhagel starb. Getötet von einem dieser Neuen. Der Jungspund verdiente sich in seinem Kartell erste Sporen, indem er die Leiche so vollständig und professionell beseitigte, dass sie trotz langer Suche nie gefunden wurde. Der Präsident der Vereinigten Staaten verlieh dem Chilenen posthum die höchste Auszeichnung seines Landes, die Freiheitsmedaille.

Ungefähr zur gleichen Zeit kaufte ein Farmer aus Wisconsin eine Ranch in Texas. Der Mann mochte Mitte, Ende 30 sein. Sein Vollbart, die sonnengegerbte Haut und die grauen Strähnen an den Schläfen ließen ihn älter wirken. Sein Name lautete John Forester. Er stellte Männer ein, die etwas von Pferden verstanden, ersteigerte einen der teuersten Zuchthengste Amerikas, baute neue Ställe und begann mit der Zucht von Rennpferden. Da so etwas natürlich seine Zeit dauert, suchte er sich ein für texanische Verhältnisse ungewöhnliches Hobby: Er malte. Nicht etwa die Weite der Prärie rund um seine Ranch. Auch keine Pferde, kein Cowboyidyll, wie es seine Nachbarn erwartet hätten. Nein. Foresters Gemälde vermischten die unterschiedlichsten Themen und Stile. Wobei Menschen im Mittelpunkt standen, jedoch meist in krassem Kontrast zu ihrer Umwelt. Einer Umwelt, die aus Dreiecken, Kreisen und Würfeln bestand, durchbrochen von Dschungelmotiven wie Palmen oder Tigern oder aus endlosen Wüstenszenarien. Meist waren diese Menschen Frauen

und meist zeichnete er sie nackt. Was in der Nachbarschaft durchaus Anstoß erregte.

Allein, Forester war das egal. Seine Akt-Modelle rekrutierte er in Dallas. Er lud willige Frauen und Männer auf seine Ranch ein und bezahlte sie gut. An den Abenden ließ er es sich nicht nehmen, mit diesen Leuten zünftig zu feiern. In der Nachbarschaft redeten manche von wilden Orgien. Der Wahrheitsgehalt solcher Gerüchte konnte nur schwer überprüft werden. Texas war groß und die Entfernung zwischen den einzelnen Farmen riesig. Die Klatschmäuler waren auf Auskünfte von Foresters Angestellten angewiesen. Von denen verhielten sich die meisten jedoch loyal. Sie mochten ihren etwas schrägen Boss.

Trotz seiner Allüren integrierte sich der neue Pferdezüchter nach und nach. Er sprach lupenreines Oxford-Englisch, wogegen sich Texaner im Allgemeinen anhören, als hätten sie sich Knödel in die Hamsterbacken gestopft. Vielleicht gerade weil er so anders war, verliebte sich die Tochter eines seiner Nachbarn in den merkwürdigen Typen. Sie war von seiner weltläufigen Art und seiner Feinfühligkeit fasziniert. Natürlich auch von seinen verrückten Gemälden. Das stand alles in krassem Gegensatz zu der einfachen bäuerlichen Welt, in der sie aufgewachsen war. Sie heirateten. Marta, so hieß die junge Frau, gebar ihm im darauffolgenden Jahr eine Tochter. Jenny. Und ein weiteres Jahr später bekam Jenny einen kleinen Bruder. Foresters nannten ihn nach seinem Vater Johnny Junior.

Auch die Pferdezucht ließ sich gut an. Die ersten Fohlen entwickelten sich vielversprechend. John Senior besuchte Fachmessen, kontaktierte Rennstelle und war auch sonst viel unterwegs. Er hatte in New York einen Galeristen getroffen, der sich für seine Bilder interessierte. Auf einer dieser Reisen, erreichte ihn ein Anruf aus der Heimat. Ein Unglück sei geschehen und er müsse heimkommen. Es war nicht seine Frau, die ihn anrief. Auch keiner seiner Angestellten. Wenig später erreichte ihn ein zweiter Anruf. Von der CIA. Er solle unter keinen Umständen nach Hause zurückkehren. Der Mann erwähnte nur einen Namen: Theodore Suarez. Selbstverständlich reiste John Forester auf der Stelle heim. Was er vorfand …

An dieser Stelle versagte seine Erinnerung regelmäßig. Sein Gehirn konnte und wollte sich die furchtbaren Bilder nicht vorstellen. Damals schwor Vincent Rache. Er wollte sofort losziehn, das unvollendete Werk zu beenden.

Doch die Welt hatte sich verändert. Die Vereinigten Staaten wollten sich beim südlichen Nachbarn nicht länger einmischen. Der Krieg der Kartelle tobte schlimmer als zuvor. Deshalb setzte der neue Präsident auf offizielle Kooperation mit Mexico und verbot eigenmächtige Aktionen. In dieser Phase konnte die CIA unter keinen Umständen einen Konflikt riskieren. Sie versagte Vincent jegliche Unterstützung. Mehr noch. Die Agency verbot ihrem früheren Mitarbeiter ausdrücklich, einen persönlichen Rachefeldzug anzuzetteln. Unter Androhung, notfalls ihn selbst auszuschalten. Was ihm sein Kontaktmann jedoch anbot, war erneut eine neue Identität und die Rückkehr nach Europa. Verbunden mit einer großzügigen finanziellen Abfindung. Selbstverständlich könne er außerdem über alle Einnahmen verfügen, die er im vergangenen Jahrzehnt erworben habe. Europa sei übrigens der einzige Kontinent neben Australien, wo man halbwegs für seine Sicherheit garantieren könne. Er würde mit einer amerikanischen Biografie einreisen. Keiner würde ihn identifizieren können. Vincent spuckte seinem Gegenüber ins Gesicht.

Trotzdem nahm er schließlich an. Ohne jegliche Rückendeckung hätte er keine Chance gehabt. Er musste sich ins Unvermeidliche fügen. Jedenfalls für den Moment.

So wurde Vincent O'Melly geboren. Der Mann war begütert. Er hatte eine Ranch in Texas geerbt, die er verkaufte. Auf seinen neuen Konten trafen bald größere Summen ein. Womit er sich in der Lage fand, ohne wirtschaftliche Not zu tun und zu lassen, was immer ihm beliebte.

Als erstes besuchte der Amerikaner Deutschland. Allerdings fand er sich in seiner alten Heimat nicht mehr zurecht. Die Probleme der Leute schienen ihm Peanuts. Aber sie machten ein Geschrei, als ob es ihnen Wunders wie schlecht ginge. Außerdem war das Leben unglaublich schnell geworden. Die Leute hetzten mit ihren neuen Smartphones und Laptops und I-Pads und wie all diese Dinge heißen mochten ständig irgendwelchen Terminen hinterher. Sie sonnten sich in ihrer Eitelkeit und

posteten sogenannte Selfies, für die sie sich ständig selbst fotografierten. Wie bescheuert musste jemand sein …?

Alte Freunde aufzusuchen, die ihm hätten helfen können, stand nicht zur Debatte. Zu gefährlich. Unschlüssig, wie und wo und ob überhaupt ein Platz existierte, an dem er seine Trauer leben und auf den Tag der Rache warten könnte, lieh er sich ein Auto und begann, kreuz und quer durch Europa zu reisen. Bis, ja bis er das kleine Dörfchen Kremen fand. Irgendwo im Pirin, gewissermaßen am Ende der Welt. Und seine Hütte. Und Iskra.

Unter Tage

Die Fahrt nach Berlin ließ auf eine gründliche Vorbereitung der Mission schließen. Kaum, dass Vincent alles Nötige erledigt hatte, holten ihn die beiden Agentinnen ab. Ihr Gefährt: Ein altersschwacher Moskwitsch aus den späten Siebzigern. Ein Leihwagen mit Sofioter Kennzeichen. Seine rostige Karosse wurde nur von stümperhaft angebrachten Schweißnähten zusammengehalten. Das Fahrzeug besaß nicht das kleinste elektronische Bauteil. Noch nicht mal ein Radio. Da derartige Fahrzeuge auf dem Lande in Bulgarien durchaus häufiger anzutreffen waren, machte sich niemand im Ort Gedanken. Auch nicht über den merkwürdigen Kontrast, den die beiden eleganten Damen zu der Schrottlaube bildeten. Derartiges kam vor. Eher wunderten sie sich, dass die Ladies ausgerechnet den Amerikaner aufsuchten.

Nun, Vincent hatte vorsorglich seinen Schlüssel zu Mütterchen Michailowa in den Laden gebracht. Topfpflanzen besaß er zwar keine und Post war auch nicht zu erwarten, aber wenn sie bitte ab und an einen Blick auf Garten und Haus werfen würde … Bei der Gelegenheit erzählte er von der angeblichen Galerie und deren Großauftrag in Berlin. Mütterchen Michailowa solle sich also eher auf eine längere Abwesenheit einstellen. Genaueres ließe sich zur Stunde nicht sagen. Es sei auch für ihn alles sehr überraschend gekommen. Da er selber über kein Mobiltelefon verfüge, möge sie bitte Iskra beste Grüße ausrichten. Er würde sich später bei ihr melden.

Diese sorgfältig gewählte Erklärung erzielte bei Mütterchen Michailowa die gewünschte Wirkung: Innerhalb kürzester Zeit würde das ganze Dorf Bescheid wissen und die Klatschmäuler hätten keinen Anlass mehr, sich allzu sehr das Hirn zu zermartern. So weit, so gut.

Die Fahrt mit dem Moskwitsch hingegen hatte es in sich. Intakte Stoßdämpfer? Fehlanzeige. Gurte auf der Rückbank? Galten zu jener Zeit, als der Wagen gebaut wurde, noch als überflüssiger Luxus. Und das bei den Schlaglochpisten im Pirin Gebirge! Pfütze an Pfütze. Ausweichen zwecklos. Allerdings empfahl sich trotzdem ein leichter Slalomkurs, denn wie tief die mit Wasser gefüllten Gruben wirklich waren, ließ sich kaum erahnen.

Swantje, die am Steuer saß, machte sich einen Spaß daraus, mit Vollgas durch diese Seenlandschaft zu brettern. Dass dabei keine Achse zu Bruch ging, war wohl nur der massiven russischen Bauweise des alten Fahrzeugs zu verdanken. Vincent wurde hin und her geschleudert. Er verfluchte seine blonde Chauffeurin lautstark. Was diese mit ihrem üblichen hämischen Grinsen quittierte.

Glücklicherweise dauerte die Reise nicht ewig. Mit einem Auto über alle Grenzen war ohnehin ausgeschlossen. Auch wenn man beispielsweise auf der Rumänien-Route im Schengenraum blieb und normalerweise nicht kontrolliert wurde: Es gab überall Kameras. Am Brückenzoll für die Fahrt über die Donau, in Ungarn, wegen des dort an das Nummernschild gekoppelten Mautsystems. Außerdem hätte so eine Fahrt zu lange gedauert. Weswegen die beiden Agentinnen auch Vincents Vorschlag ablehnten, einen Zug zu nehmen. Selbst Bahnhöfe besaßen mittlerweile genügend Kameras, deren Bilder mit Gesichtserkennungs-Software ausgewertet werden konnten. Und alles, was die örtlichen Sicherheitskräfte sahen und abglichen, konnte theoretisch auch in eine zentrale Server-Einheit, irgendwo auf diesem Planeten, eingespeist werden. Deshalb war der direkte und auffälligste Weg mit dem Flugzeug am Ende der sicherste.

Zu diesem Zweck trennten sich die Wege der drei Reisegefährten. Lynn und Swantje holten ihre Nobelkarosse vom Jungdesigner ab, entlohnten die Nutten und nahmen anschließend einen Flieger zurück nach Warschau, von wo aus sie zwei Tage zuvor angereist waren. Den Maler hatten sie mit dem Moskwitsch in ein Sofioter Krankenhaus gebracht. Er wurde in ein künstliches Koma versetzt. Notarzt und Krankenschwester brachten den Mann mit Blaulicht zum Flugzeug nach Berlin-Tegel. Er hieß jetzt Karl Meisenheimer und besaß eine kleine Wohnung in der Nähe vom Volkspark Friedrichshain. Der ADAC hatte den Rücktransport des erkrankten Wandertouristen organisiert. Die beiden Mediziner blieben während der gesamten Zeit an seiner Seite, denn natürlich konnte sich der Patient nicht allein bewegen. Er musste mit einer Elektrolyt-Lösung vom Tropf künstlich ernährt werden und trug zur Beatmung ununterbrochen seine Sauerstoffmaske.

Selbst wenn jemand auf den kranken Mann aufmerksam geworden wäre: An so einer Maskerade musste die beste Gesichtserkennungs-software scheitern! Spätere Zuordnung ausgeschlossen.

In Berlin angekommen, wurde Karl Meisenheimer ins Humboldt-Klinikum eingewiesen. Es war das nächstgelegene Hospital und von Tegel aus in weniger als zehn Minuten erreichbar. Glücklicherweise erholte sich der Schwerkranke recht schnell. Schon am nächsten Morgen konnte er geheilt entlassen werden. Ein Taxi holte ihn ab und chauffierte ihn zum U-Bahnhof Gesundbrunnen. Karl Meisenheimer nutzte die Gelegenheit, sich spontan in eine Gruppe von Touristen einzureihen, die am Eingang zu den „Berliner Unterwelten“ auf die nächste Führung wartete. Das „Unterwelten“-Projekt war vor einigen Jahren von einem Verein ins Leben gerufen worden, der damit Einheimischen und Gästen verschiedene abenteuerliche Wanderungen durch aufgegebene Tunnel und Bunker der früheren „Reichshauptstadt“ ermöglichte. So eine Tour hätte er schon immer mal erleben wollen, habe es aber bis heute nie geschafft, erklärte Herr Meisenheimer auf Nachfrage bereitwillig. Aber einmal gebe es eben für alles ein erstes Mal.

Kurz nach Beginn der Führung, die Gruppe war soeben über mehrere Treppen tief in das unterirdische Labyrinth nahe des alten Flak-Bunkers im Humboldthain geklettert, drängte sich eine junge Asiatin an Meisenheimers Seite. Das Mädchen trug zu ihren kreuzbunten Sneakers einen knielangen grauen Rock und einen gelben Ostfriesennerz gegen die Feuchtigkeit. Über ihrer Schulter hing eine Handtasche und um den Hals natürlich der unvermeidliche Fotoapparat. Da sie zusätzlich mit einem sogenannten Selfie-Stick für ihr Smartphone herumfuchtelte und der hier unten notwendige Schutzhelm ihr ständig über die Augen rutschte, bat sie den Mann um Hilfe. Ob er kurz ihre Sachen halten könne? Sie müsse in der Handtasche nach ihrer Brille suchen. Es sei so dunkel hier unten. Ihre Augen hätten damit Schwierigkeiten. Meisenheimer, ganz Gentlemen, konnte so eine Bitte natürlich nicht abschlagen. Allerdings entpuppte sich auch die Sache mit der Handtasche als nicht ganz einfach. Folge: Die beiden blieben ein Stück hinter der Gruppe zurück, verloren sie schließ-lich aus den Augen. Das, was das Mädchen dann jedoch aus ihrer Tasche

holte, war keine Brille, sondern ein Sicherheitsschlüssel. Sekunden später zog sie Meisenheimer hinter sich her durch eine schmale, rostige Klappe. Gemäß der Aufschrift ein Sicherungsschrank. Erneut ging es kreuz und quer durch ein verwirrendes Labyrinth aus Gängen, Treppen, Tunneln tiefer und immer tiefer ins Berliner Erdreich. Ein muffiges und schweißtreibendes Vergnügen.

Mehrere Türen und eine nie zu Ende gebaute U-Bahn-Station später wurden die Luft- und Lichtverhältnisse besser. Der Bunker, den sie schließlich erreichten, wirkte erheblich komfortabler und wohnlicher, als alles, was Vincent Markscheider alias Karl Meisenheimer von derartigen Bauten bisher gesehen hatte. Offensichtlich handelte es sich um ein Relikt aus dem kalten Krieg. Gebaut irgendwann in den achtziger Jahren. Ein Relikt, das aber erst kürzlich reaktiviert und mit allem Komfort und technischem Know How des neuen Jahrtausends ausgestattet worden war. Da keines der Zimmer eine verschließbare Tür besaß, eröffneten sich Vincent interessante Einblicke. Vorbei an diversen Büros, in denen Nerds vor riesigen Monitoren hockten und über für den alten Haudegen unverständliche Dinge diskutierten, führte ihr Weg in den einzigen Raum, den nicht nur eine Tür, sondern derer sogar zwei schalldicht von der Außenwelt abschottete. Es handelte sich um ein großes Beratungszimmer.

Der hohe Frauenanteil in dieser militärischen Einrichtung erstaunte Vincent. Vor allem die Tatsache, dass Frauen hier anscheinend die Führungsebenen dominierten. Das wäre in seiner aktiven Zeit selbst bei den Maoisten vom „Leuchtenden Pfad“ in Peru undenkbar gewesen. Sicher, es war vielleicht nur der erste Eindruck. Aber dass die resolute Lady, die im Beratungszimmer gerade mit Ikea und einigen anderen Damen und Herren vor einem riesigen Bildschirm stand und mit der Hand Bilder hin und herschob, die eigentliche Chefin der Truppe sein musste, war weder zu übersehen noch zu überhören. Insofern unterschied sie sich nicht von ihren männlichen Pendants. Und das, obgleich sie keine Uniform trug. Im Gegensatz zu den meisten anderen Mitgliedern der Bunkerbesatzung.

Die Stimme, die dazu erklang, kam ihm seltsam bekannt vor. Eine sehr, sehr ferne Erinnerung, die er jedoch nicht zuordnen konnte. Sollte das die „Person aus seiner Vergangenheit“ sein, von der Sushi und Ikea gesprochen hatten?

Die Asiatin schlug die Hacken ihrer Sneakers zusammen und salutierte am bunten Plastik-Helm.

„Frau Generalmajor, Leutnant Kim Lynn-Ann meldet, den Obergefreiten Markscheider befehlsgemäß in Empfang genommen zu haben. Gestatten Sie uns, eintreten zu dürfen?“ Die vor dem Bildschirm versammelte Gruppe drehte sich zur Tür um. Vincent grübelte, wo er das Gesicht der Oberkommandierenden schon einmal gesehen hatte. Es wollte ihm nicht einfallen. Die Frau Generalmajor ihrerseits zeigte keine Regung. Interessiert betrachtete sie die beiden Neuankömmlinge, wobei sie kurz nickte und sich dann tadelnd an Sushi wandte:

„Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, liebe Lynn, dass Sie sich Ihre koreanisch-preußische Zackigkeit bei mir bitte abgewöhnen. Sie müssen auch nicht jedes Mal Ihre komplette fernöstliche Namensreihung verkünden. Wir sind hier nicht auf dem Kasernenhof Ihres Namensvetters in Pyôngyang. Außerdem bin ich mir sicher, es gibt in dieser Runde niemanden, der Sie nicht kennt. Verstanden?“

„Jawohl, Frau Generalmajor!“

„Ein einfaches ‚Ja‘ hätte genügt.“ Sie seufzte. „Herrschaften, für den Moment sind wir fertig. Bitte lasst mich die nächste Viertelstunde mit dem Obergefreiten …“ sie runzelte die Stirn. „Stimmt das eigentlich, Grey Wolf, dass du zwar die amerikanische Freiheitsmedaille posthum besitzt, es aber zu keinem höheren militärischen Dienstgrad als zum Obergefreiten der Bundeswehr gebracht hast?“ Er zuckte mit der Schulter. Woher kannte er diese Frau? Woher kannte sie ihn? Und sie duzte ihn sogar, als ob sie sich schon einmal nähergestanden hätten? Die resolute Dame schüttelte kurz den Kopf und wandte sich wieder den anderen zu. „Gut Leute, ich will mit unserm Dschungelhelden ein paar persönliche Worte unter vier Augen wechseln. Weggetreten!“

Dschungelheld? Grey Wolf? So hatte ihn lange niemand mehr genannt. Vincent grübelte. Fakt war, mit der Bundeswehr konnte sie eigentlich nichts zu tun gehabt haben, auch wenn er die Uniformen der Leute, die draußen in den Büros saßen, eindeutig dem deutschen Heer zuordnen konnte. Denn um ihren Dienstgrad zu erreichen, hätte sie bereits zu einer Zeit gedient haben müssen, in der Frauen in Deutschland noch gar nicht zum Dienst an der Waffe zugelassen waren. Darüber hinaus schätzte er

sie auf wenigstens zehn Jahre jünger als sich selbst. Sie konnten also unmöglich zusammen gedient haben. Die Ansprache als Grey Wolf deutete auf die Zeit bei den Soldiers of Fortune hin. Aber bei denen gab es erst recht keine Frauen. Höchstens ab und an ein paar Prostituierte. Sollte sie? … Wohl kaum. In Gedanken ging er alle ihm bekannten Frauen aus jener Zeit durch.

„Ich hab dich anders in Erinnerung“, unterbrach sie seine Überlegungen. „Setz dich. Darf ich Vincent sagen?“ Sie musterte ihn amüsiert. Vermutlich ahnte sie, was in ihm vorging. Es half nichts. Er musste kapitulieren. Also erwiderte er ihren Blick, setzte sich und meinte:

„In dem Fall würde ich dich auch gern duzen. Aber dafür müsstest du mir bitte deinen Namen nennen. Ich weiß, dass ich dich kenne. Aber, bitte verzeih, ich habe keinen Plan, wohin ich dich stecken soll.“

„Und ich hatte gehofft, ich hätte einen bleibenden Eindruck bei dir hinterlassen!“ Die Frau lachte. „Aber ich nehm dir das nicht übel. Ich war damals sehr jung. Für dich und deine Söldner wahrscheinlich kaum mehr als eine Randnotiz. Weswegen ich befürchte, dass dir nicht mal mein Name etwas sagt. Umgekehrt war es für mich ein Erlebnis, euch verrückte Hunde kennenlernen zu dürfen und bei der Arbeit zu beobachten. Ich habe dich immer bewundert. Deswegen habe ich auch deinen weiteren Weg nie völlig aus den Augen verloren, egal wie verworren er lief. Ich hab sogar an deinem Grab geheult. Bis ich dich unter den anderen Trauergästen wiedererkannte. Da wäre ich fast umgefallen. Hab mich aber gehütet, es jemandem zu verraten. Geheimnisse gehören immerhin zu unserem Job. Oder?“

„Könntest du bitte zur Sache kommen, Frau Generalmajor?“

„Okay. Hast ja recht. Mein Name ist Miranda Sternberg. Ich hatte damals nach meinem Studium der Politikwissenschaften an der Ben Gurion Universität gerade beim Mossad angeheuert. Einer der ersten Aufträge, den die mir gaben, war, ins südliche Afrika zu reisen und zu ergründen, welche politischen Interessengruppen hinter den Soldiers of Fortune stünden. Ihr habt zu der Zeit für so einen lokalen Potentaten gekämpft, der unter anderem auf der Gehaltsliste der iranischen Revolutionsgarden stand. Wir wollten wissen, ob ihr für uns zum potenziellen Gegner werdet. Dann hätten wir euch ausschalten müssen.

Die Mossad-Leute meinten wahrscheinlich, mich junges Ding bei euch recherchieren zu lassen, hätte einen doppelte Effekt. Entweder ihr seid Gentlemen. Dann hätte ich eine höhere Überlebenschance als männliche Kollegen. Oder ihr seid es nicht. Dann würde mich der Besuch günstigsten Falles härter machen. Gründlich härter. Prägend fürs Leben. Andererseits: Hätte ich euch nicht überlebt, wäre das auch egal gewesen. Dann wärt ihr auf alle Fälle das nächste Ziel gewesen. Ich nehme es meinen damaligen Vorgesetzten nicht übel, dass sie so dachten. Geheimdienste sind so. Überall auf der Welt. Du weißt, wie viel ein Leben in dem Job wert ist. Zum Glück wart ihr Gentlemen und ich hatte ein paar nette Tage im Urwald. Hinterher haben sie mich in Tel Aviv zum ersten Mal befördert. Ich wurde für euer Operationsgebiet zur neutralen Beobachterin ernannt. Deswegen hab ich auch deine Beerdigung mitbekommen."

„Miranda Sternberg. Hm." Vincent lächelte. „Stimmt. Jetzt wo du es sagst. Es gab da mal so eine kleine süße Israelin. Ein ziemlich verrücktes Huhn. Und das verrückteste an der Sache war, dass dieses Mädel einfach so zu uns herein gestolpert kam. Mitten im Kriegsgebiet stand es plötzlich vor uns und erklärte, es käme vom Mossad. Ganz offen. Völlig unverfroren. Wir waren alle von den Socken. Normalerweise haben wir Spione zu der Zeit umgehend gegrillt und in die ewigen Jagdgründe geschickt. Von so Intrigenheinis ist nichts Gutes zu erwarten, dachten wir damals. Aber du hast uns angeguckt, und wir waren einfach nur verzaubert." Er schüttelte den Kopf. „Zuerst haben wir gedacht, die Kleine spinnt. Kein seriöser Spion gibt doch ohne Folter freiwillig zu, dass er einer von diesen Halbtags-James-Bonds ist. Aber dann hast du uns deinen Dienstausweis gezeigt und hast ein paar Flaschen ziemlich guten Cognacs ausgepackt. Solches Zeug gab es im Dschungel normalerweise nicht. Ich glaub, etliche von meinen Jungs hatten auch gerade ziemlich lange keine Frau mehr gehabt. Die waren insofern ziemlich schnell der Meinung, wir sollten dich noch eine Weile leben lassen. Nur so zum Spaß."

„Stimmt. Und als sie dann nach ein paar Schlucken von dem Fusel anfingen, zudringlich zu werden, hast du ihnen auf die Pfoten gehauen und mir für die Nacht dein Zelt angeboten. Ich dachte, na gut, bei einem musst du halt ran. Besser mit einem als mit allen … Tja, falsch gedacht. Du hast deine Sachen gepackt und bist ausgezogen. Einen Moment hab

ich überlegt, ob ich beleidigt sein sollte, weil du mich nicht hübsch genug findest.“ Sie lachte wieder. Vincent stimmte ein.

„Zugegeben, ich hatte den Moment auch. Nur umgekehrt. Ob ich nicht die Gelegenheit … Aber weißt du, als Chef so einer wilden Truppe ist es doppelt wichtig, moralisch integer zu bleiben. Sonst öffnest du der Disziplinlosigkeit Tür und Tor.“ Je länger das Gespräch dauerte, desto mehr Einzelheiten kamen ihm wieder in den Kopf. Und jetzt wusste er auch, warum er die Frau vergessen hatte. Nicht nur, dass die Kommandantin von heute fast nichts mit dem Mädchen seiner Erinnerung zu tun hatte. Er hatte seinerzeit anderes im Sinn. Er befand sich unmittelbar vor dem Absprung. Kurz vor ihrem Eintreffen hatte ihn die CIA kontaktiert. „Hm.“ Er schnaufte geräuschvoll. „Verrückte Zeit, damals. Entschuldige, dass ich mich nicht mehr an dich erinnert hab. Tut mir leid.“ Er neigte den Kopf und musterte die Frau, die nun seine Chefin sein sollte.

„Kuck nicht so. Ich weiß selbst, dass ich ein paar Speckröllchen angesetzt habe.“

„Das ist es nicht“, erwiderte Vincent, „ich überleg nur gerade, wie der Mossad nach Berlin kommt und was er mit der deutschen Cyberabwehr zu tun hat?“

„Das ist einfach. Ich habe mich abwerben lassen.“

„Abwerben?“

„Na ja, beziehungsweise bin ich für den Mossad bisschen zu alt geworden, um dort weiter Karriere machen zu können. Da haben sie mich ziehen lassen. Deutschland hat mich direkt in den nächsthöheren Dienstgrad übernommen. Inklusive Gehaltserhöhung.“

„Und warum wollten die gerade dich?“

„Weil wir Israelis in Sachen Cyber War und Cyber Defense Vorlauf haben. Vorsichtig ausgedrückt. Genauer müsste es wohl heißen, ihr Deutschen habt quasi noch netztechnisch auf den Bäumen gehockt und mit Bananen geworfen, als wir schon in unseren IT-Clustern in der Negev Wüste die technischen Grundlagen für die Amerikaner und ihr Stuxnet entwickelt haben.“

„Stuxnet?“

„So hieß der Trojaner, der 2007 das iranische Atomprogramm auf Eis legte und nachher als Kollateralschaden weiter durch einige andere Länder geisterte."

„Aha. Und die Leute, die ich jetzt für euch erledigen soll, das sind wohl auch solche Stuxnet-Erfinder oder wie?" Sie lachte. Die Frau schien gern und oft zu lachen. Das war Vincent schon mal sympathischer als die beiden Hühner Ikea und Sushi. So schnell wie Miranda lachte, so schnell wurde ihre Stimme aber auch wieder hart.

„Nein, mein lieber Grey Wolf, gegen die und deren Möglichkeiten ist Stuxnet Kinderspielzeug gewesen. Apropos Spielzeug. Dass sie diese lernenden Puppen, die dir zuhören, Fakten sammeln, analysieren und antworten, hierzulande in die Kinderzimmer einschleusen wollten, haben wir ja gerade noch rechtzeitig gemerkt und verhindern können. Schlimm genug, dass sie trotzdem höchstwahrscheinlich alles abgreifen, was unsere ahnungslosen Mitmenschen ihren Alexa, Siri, Cortana und wie der ganze Mist heißt, verklickern. Sie besitzen mittlerweile eine allumfassende Macht über alles, was Menschen denken und tun. Respektive denken und tun sollen. Denn mit Hilfe der gesammelten Daten sind sie in der Lage, uns, unsere Wünsche und Ideale zu steuern."

„Um damit Dinge besser verkaufen zu können?"

„Zum Beispiel. Allerdings war das nur der Anfang. Überall treten inzwischen immer wieder unerklärliche Sicherheitslücken auf, die die Unternehmen Milliarden für Nachrüstungen kosten. Will sagen, es werden zum Beispiel Funktionen blockiert, die überlebenswichtig sind. Funktionen, mit denen Autopiloten gesteuert werden können. In Flugzeugen und Autos. Damit sind wir erpressbar geworden.

Immer neue Logarithmen werden eingespeist. Meist über getarnte Untermenüs von Apps. Angeblich sollen die Dinger lediglich bei der Bedienung von Haushaltsgeräten helfen. Alles ist möglich. Mit einem Wisch übers Smartphone. So werden die Apps den Kunden verkauft. Ob die Anbieter selbst die Spionagesoftware integrieren oder ob Sabotage im Spiel ist, lässt sich derzeit nicht mit Sicherheit sagen. Und genau da liegt das Problem. Fakt ist: Der Datenabfluss aus der Privatsphäre geht weit über jedes zulässige Maß hinaus. Und nicht nur das. Manche legen es darauf an, Wahlen mittels Bots in den sogenannten Sozialen Netzwerken

oder auch direkt über die elektronische Auszählung zu manipulieren und damit ihnen genehme Politiker ins Amt zu hieven. Wir haben anfangs gedacht, so etwas käme nur von Russland. Mehr oder weniger. Stimmt aber nicht. Ich weiß nicht, wie weit ich ausholen soll. Ich denke, das ist alles zu umfangreich für so ein erstes Gespräch. Ich gebe dir ein paar dicke Wälzer, mit denen du dich in die Materie einlesen kannst. Ich nehme an, das ist dir lieber, als die Texte vom Screen abzulesen, oder?“

Vincent nickte heftig. Wäre ja noch schöner. Er wusste kaum, wie man mit solchem elektronischen Kram umging. Sah man mal von der Bildbearbeitung an seinem alten Computer daheim in Kremen ab. „Gut, dann für den Moment nur so viel: Der BND war der Meinung, einem Netzwerk auf die Spur gekommen zu sein, das hinter all dem steckt und die verschiedenen Aspekte so koordiniert, dass sie den höchstmöglichen Nutzen erzielen beziehungsweise den größtmöglichen Schaden anrichten.“

„Äh. Hab ich mal was in der Zeitung gelesen. Das heißt ‚Dark Net‘ oder so?“

„Schön wär‘s. Die Dark Net Typen verkaufen Waffen, vermitteln Killer-Aufträge oder Kinderpornos. Das ist alles Scheiße. Riesenscheiße, klar, aber im Vergleich zu den Global Playern, von denen ich rede, sind die Dark Net Leute Kleinkriminelle. Taschendiebe.“ Sie schüttelte sich angeekelt.

„Das heißt, ich bin jetzt also beim BND?“

„Nein. Bundeswehr.“

„Bundeswehr?“

„Ja. Wir sind die neue Cyber Armee.“

„Ihr? Eine Cyber Armee?“

„Genau. Als neue Teilstreitkraft neben Marine, Heer und Luftwaffe.“ Vincent begann zu lachen. Er lachte und lachte, bekam sich gar nicht mehr ein. „Was gibt es da zu lachen?“

„Bundeswehr! Pfff. Die nimmt so schon keine Sau ernst. Habt ihr überhaupt ein einsatzbereites Flugzeug?“ Vincent gickerte wie ein kleines Kind. „Und jetzt Cyber Armee! Ich lach mich schlapp. … Die Nerds da draußen, die drei Hanseln? … Sollten eure Gegner davon Wind bekommen, habt ihr sie quasi in der Tasche. Die lachen sich schlicht und

ergreifend tot!“ Er bekam sich gar nicht mehr ein. „Cyber Armee der Bundeswehr! So was hab ich noch nicht gehört. Das ist ein Witz!“

„Und genau das ist unsere Chance“, antwortete Miranda Sternberg ungerührt. „Uns nimmt niemand ernst. Die haben uns schlicht und ergreifend nicht auf dem Schirm. Denken, wir sind mit der Abwehr von Angriffen diverser Trojaner auf unsere Waffenleitsysteme voll und ganz ausgelastet. Ja. Du hast völlig recht, Grey Wolf. Und genau darum sind wir die Richtigen für diesen Job. Mit uns rechnet keiner!“ Das klang logisch. Vincent wischte sich die Lachtränen aus den Augen.

„Na gut. Und nun?“

„Hast du von dem großen Knall gehört, den es in Berlin vor einem halben Jahr gab? Die Explosionen? Der Stromausfall?“

„Erinnere mich. Der sogenannte Islamische Staat soll sich gemeldet haben.“

„Hat er. War aber Nonsens. Die haben sich nur mit fremden Federn geschmückt.“

„Lass mich nicht zappeln, erzähl!“ Vincent war neugierig geworden.

„Pass auf. Die Bomben hatten sie im Gebäude versteckt, da stand das Haus noch gar nicht. Die hatten sie vorsorglich vorab in den Baugrund einbetoniert. Die waren übrigens nur Ablenkungsmanöver.“

„Eine ganze Häuserzeile zerlegen als Ablenkungsmanöver?“

„Oder als Drohung. Um zu zeigen, wozu sie fähig sind. Und vor allem, um die interne Stromversorgung auszuschalten, damit unsere Server auf alle Fälle im richtigen Moment am öffentlichen Netz hingen. Was nämlich niemand der Öffentlichkeit so klar gesagt hat: Viel schlimmer war der Spannungsanstieg. Zeitpunkt und Ablauf waren kein Zufall. Die Bomben gingen hoch, als in der Nachtschicht turnusmäßig die aktuellen Backups, also die Sicherungskopien, gezogen wurden. Sie unterbrachen die interne Stromversorgung. In so einem Fall schalten sich alle Rechner sofort automatisch auf das öffentliche Netz auf. Dort traf sie der Anstieg mit ganzer Wucht. Damit war der BND aus dem Verkehr gezogen. Alle sensiblen Daten gelöscht. Unwiederbringlich.“

„Das ist ungeheuerlich. Aber all das hieße ja, …“

„… dass Insider im Spiel waren. Ja. Von Anfang an. Die Polizei hat auch einige Leute erwischt. Ein paar der Bombenleger zum Beispiel. Aber

das waren nur Handlanger, Marionetten. Nützliche Idioten, die mit den sogenannten Reichsbürgern sympathisierten. Das sind so Typen, die glauben, das Dritte Reich existiere noch immer und die Bundesregierung sei nur eine GmbH. Schwachsinn. Aber um sich als Bauarbeiter einschleusen zu lassen, reichte deren Spatzenhirn. Die intelligenten Planungen dafür besorgten andere. Leute, die wir leider nicht kennen und die gefährlicher sind. Die Manipulation der Netzknoten, die Koordination der Kraftwerke und Abschaltungen beispielsweise erfolgte von außen mit Hilfe von Trojanern."

„Und den präzisen Zeitpunkt …?"

„Muss jemand aus dem BND übermittelt haben. Wer? Das wissen wir bis heute nicht. Wahrscheinlich ein Doppelagent. Die ganze Sache war ein lang vorbereiteter Präventivschlag, um nachher unbeobachtet die nächsten Gaunereien hier in Deutschland zu planen. Da war mit Sicherheit sehr, sehr viel Geld im Spiel. Folglich muss es auch um sehr, sehr hohe Gewinne gehen. Oder um Einfluss, der später solche Gewinne ermöglicht."

„Das heißt, nach Lage der Dinge ist der BND immer noch handlungsunfähig?"

„So sieht es aus. Mehr oder weniger. Selbst wenn er wieder neue Rechner hat, muss er davon ausgehen, dass der Gegner jeden seiner Schritte überwacht und gegebenenfalls sabotieren kann."

„Verstehe."

„Genau. Deshalb hat das Cyber Abwehrzentrum der Bundeswehr den Auftrag erhalten, Licht ins Dunkel zu bringen."

„Und dafür seid ihr hier runter in dieses Loch gezogen? Hm. Aber wäre es zur Abschottung nicht besser gewesen, gleich in alte Bergwerke im Harz oder in Bayern zu gehen? Wie vor Zeiten die Nazis? Ich meine, wir sind hier mitten in Berlin!"

„Haben wir auch kurz überlegt. Aber selbst wenn wir uns komplett vom Netz abschotten und unter meterdickem Beton – das war hier mal ein Atombunker – beziehungsweise Gestein verstecken, erregt so ein Standort trotzdem irgendwie Aufmerksamkeit. Du musst das Zentrum ausbauen, du hast Stromverbrauch, Leute kommen und gehen, ab und an muss eben doch jemand öffentliche Telefon- oder Computernetze durchforsten. Das

würde in einer entlegenen Gegend viel mehr auffallen. Hier haben wir Tunnel, die bis unter den Bendler Block reichen. Das heißt, ich komme jederzeit trockenen Fußes von meinem Schreibtisch im Verteidigungsministerium hierher und zurück, ohne dass mich jemand sieht."

„Das ist aber ein verdammt langer Weg!"

„Stimmt. Wir nutzen Elektroroller. Aber eben auch nur, wenn es unumgänglich ist und schnell gehen muss. Ansonsten nehmen wir öffentliche Verkehrsmittel, die hier quasi direkt anliegen. Und wir arbeiten mit dem Verein Berliner Unterwelten zusammen. Am U-Bahnhof Gesundbrunnen gehen so viele Leute raus und rein. Tag für Tag. Hast ja erlebt, wie das funktioniert. Da sich die Vereinsmitglieder dem Kampf gegen Totalitarismus und Weltherrschaftsphantasien schon qua Vereinszweck verschrieben haben, sind sie natürliche Verbündete. Ihre Ausstellung über Hitlers Pläne für die neue Hauptstadt musst du dir mal anschauen. Da fällst du um." Vincent wiegte den Kopf.

„So sieht die Sache also aus. Und was genau, denkst du, kann ich für euch tun?"

„Darüber morgen mehr. Deine beiden Schutzengel bringen dich jetzt erstmal zur Erholung in deine Wohnung, Karl Meisenheimer. Sie wissen auch, wann und wo wir morgen Vormittag unser Meeting abhalten. Ich freu mich auf unsere Zusammenarbeit." Miranda Sternberg war aufgestanden, zu seinem Sessel getreten und streckte ihm die Hand entgegen. Vincent ignorierte es. Er blieb sitzen und sah ihr provozierend in die Augen. Die Erwähnung der sogenannten Schutzengel hatte sein Gesicht versteinern lassen.

„Ich freu mich nicht. Und ich hätte da auch noch ein ganz persönliches Anliegen. Nichts gegen deine beiden fucking Kampfhunde. Die haben mich behandelt wie den letzten Dreck. Dass das deine Idee war, weiß ich jetzt. Aber du solltest auch wissen, dass ich nicht einen Finger für euch krumm mache, wenn ein gewisses Zugeständnis nicht eingehalten wird."

„Iskra?"

„Ich sehe, du bist involviert. Ich hoffe, Sushi und Ikea haben dir auch gesagt, dass ich jeden eigenhändig zu Katzenfutter verarbeite, der dem Mädchen auch nur ein Haar krümmt. Dann habt ihr es hier nicht mehr mit anonymen Cyber-Kriminellen zu tun, sondern mit mir. Und das wird

schlimmer, glaub mir! So billig wie damals im Urwald kämst du diesmal nicht davon.“ Er hatte das mit tiefem Ernst gesagt. Wobei es ihm nicht gelungen war, seine Erregung vollständig aus der Stimme zu verbannen. Sternberg zog die Augenbrauen hoch. Dann prustete sie los.

„Wie hast du meine beiden Elite-Barbies genannt? Sushi und Ikea? Klasse. Muss ich mir merken.“ Sie räusperte sich. Vincent schien nicht geneigt, sich von ihrer Heiterkeit anstecken zu lassen. Deswegen fügte sie ernst hinzu: „Du hast recht. Zu einem Deal gehören immer zwei Seiten. Ich weiß, dass es nicht fair war, das Mädchen als Druckmittel einzusetzen. Aber ich war mir sicher, dass es nicht anders gehen würde. Ich kenne dich besser als du glaubst. Ich kann dich beruhigen. Ihr wäre wahrscheinlich auch nichts passiert, wenn du stur geblieben wärst. Ein Bluff.“ Sie räusperte sich. „Und ich halte meine Versprechen. Sie wird ihre Chance in Brüssel erhalten.“

„Wahrscheinlich? Hm. Ist mir egal, was du mir versprichst. Ich will ein Lebenszeichen von Iskra. Und ich will persönlich mit ihr reden. Weil ich so sang und klanglos verschwunden bin. Sie muss wissen, dass ich sie nie hängen lassen würde.“

„Na ja, ich glaube zwar, dass sie das weiß. Aber ja. Du wirst alles so erhalten, wie du es wünschst. Ich werde Wege finden. … Interessiert dich, was für dich bei der ganzen Sache rausspringt?“ Er winkte ab.

„Ich brauch nichts. Hauptsache, ich kann irgendwann wieder in der Versenkung verschwinden. Wenn ihr meine Spesen zahlt, bin ich zufrieden.“

„Gut. Ich versichere dir, das wird nicht das Einzige sein. Wenn dir das Unmögliche gelingt, kannst du dir vermutlich wünschen, was immer du willst.“

„Kein Wunsch, eine Bedingung: Es wird nach meinen Spielregeln gespielt!“

„Deshalb hab ich dich kommen lassen. Du darfst dir sogar ein paar Spielzeuge aussuchen, die James Bond zur Ehre gereichen würden.“ Er stand auf und ergriff nun endlich die noch immer dargebotene Hand.

„Von mir aus.“

„Auf gute Zusammenarbeit.“

„Wird sich zeigen.“

Berliner Ausflüge

Karl Meisenheimer stand missmutig im kühlen Aprilregen. Er lehnte am Geländer und starrte auf die Spree hinunter. Er hatte das Gefühl, die Feuchtigkeit dringe von allen Seiten gleichzeitig auf ihn ein. Dagegen half sein von Windböen hin und her gezauster Schirm so wenig wie der ockerfarbene Trenchcoat. Meisenheimer fand den Mantel ohnehin ziemlich albern. Ein anständiger Pullover wäre an diesem kalten Frühlingsmorgen sinnvoller gewesen. Aber es war nun mal ein Trenchcoat. Einer, wie ihn Philipp Marlowe in den Krimis von Raimond Chandler trug. Als ob er es nötig hätte, sich wie ein Detektiv zu verkleiden. Solche Klischees hatte er sein Lebtag gemieden. Aber nein! In seiner neuen Wohnung hing neben dem Trenchcoat sogar ein Schlapphut. Den aufzusetzen, weigerte sich Meisenheimer allerdings kategorisch. Der wäre bei dem Wind nur hinderlich gewesen.

Schwamm drüber. … Die graugrünen Wellen des Flusses schwappten träge zu seinen Füßen. Zuweilen klatschten sie an die Ufermauern. Grau in Grau. Wie Meisenheimers Haar. Wie die Wolken über seinem Kopf. Alles grau. Dem Mann fröstelte. Er ärgerte sich, ausgerechnet an einem Tag mit derartigem Mistwetter die „Romantische Brückentour“ gebucht zu haben. Er konnte es nicht ändern. Eine „neue Bekannte“ wollte ihm unbedingt heute Berlin vom Wasser aus zeigen. Das sei soo schön, sooo romantisch, hatte sie gesagt. Der Dampferkapitän übermittelte ihm sein Beileid und versicherte, die Kabine seines Schiffes sei gut geheizt. Man habe durch die großen Scheiben bei Kaffee oder heißem Tee trotz des Regens einen feinen Blick. Sonderlich gut gelaunt schien der Binnenschiffer allerdings selbst nicht zu sein. Logisch. Bei so feuchtkalter Luft kannten die meisten Touris bessere Ausflugsziele. Die berühmten Museen zum Beispiel. Aber die seien für Meisenheimer tabu, hatte ihm die „Bekannte“ erklärt. Zu viele Kameras. Was mögliche Satellitenfotos betraf, dafür war die geschlossene Wolkendecke ein Segen. Und der Schirm. Sonst hätte Meisenheimer womöglich doch noch den Schlapphut aufsetzen müssen. Schnickschnack.

Glücklicherweise ließ ihn seine „neue Bekannte“ nicht allzu lange warten. Es handelte sich bei ihr um eine resolute Person mittleren Alters.

Fröhlich plaudernd hakte sie sich bei ihm unter und endlich durften sie an Bord. Als sich schließlich unerwartet auch noch zwei sehenswerte junge Damen zur Mitfahrt entschlossen, heiterte sich die Miene des Schiffsführers ein wenig auf. Allmählich lohnte das Ablegen. Die beiden Frauen, ein große Blondine und eine süße kleine Asiatin, seien gerade auf Shopping Tour, erzählten sie plappernd und kichernd. Bei dem Mistwetter hätten sie aber durchaus Lust, sich zwischendurch eine Weile im Trockenen aufzuwärmen. Gut beschützt durch einen starken Seebären. Also so einem wie dem Kapitän. Und wenn sie zudem auf einer romantische Bootstour etwas erleben könnten … Der Mann am Steuer fühlte sich geschmeichelt und setzte fortan auf eine Charmeoffensive, die auch den anderen Fahrgästen zugute kam. Was so ein bisschen Geflirte bei Männern auslösen konnte? Der Mann, der sich Meisenheimer nannte, wusste es, staunte aber trotzdem jedes Mal aufs Neue, wenn er es erlebte.

Wenig später legte der Dampfer der Berliner Stern- und Kreisschifffahrtsgesellschaft ab. Zufällig gerieten die beiden „Shopping-Ladies“ mit ihrem Kaffee an den gleichen Tisch, an dem bereits das reifere „Pärchen“ Platz genommen hatte und es entspann sich eine fröhliche Plauderei. Zumindest sah es so aus. Da der Kontakt auf sehr launige Art und Weise zustande kam, mischte sich ein Paar vom Tisch gegenüber ins Gespräch ein. Zwei Afroamerikaner. Beide ziemlich kräftig gebaut, um es vorsichtig zu formulieren. Es stellte sich heraus, dass die Frau und der Mann, beide um die Mitte Dreißig, Texaner waren, die sich auf einer ausgedehnten Europatour befanden. Durchschnittsamis. Sie hätten zwar überlegt, lieber ein halbes Jahr später nach Deutschland zu kommen, um das berühmte Münchner Oktoberfest mitzuerleben, sich dann jedoch für das Frühjahr entschieden, weil Neuschwanstein um diese Jahreszeit viel schöner sei. Momentan wären sie jedoch nicht mehr sicher, ob das eine gute Idee war. Das Berliner Aprilwetter setzte den sonnenverwöhnten Südstaatlern kräftig zu.

Während sich die sechs scheinbar zufällig zusammengewürfelten Passagiere ins Gespräch vertieften, erklärte der Kapitän über Lautsprecher die Sehenswürdigkeiten, an denen sie vorbeischipperten. Den Dom, die Museumsinsel mit dem Bode-Museum, die Friedrichstraße, die frühere innerdeutsche Grenze, den Reichstag, die Abgeordnetenhäuser des

Bundestages und das Bundeskanzleramt. Allmählich lichtete sich die Wolkendecke und die übrigen Fahrgäste begaben sich an Deck.

Jetzt wurden die Gespräche der sechs Menschen am Tisch leiser. Sie steckten die Köpfe zusammen und ihre Gesichter wurden ernster. Sternberg stellte ihren Mitarbeiterinnen und Vincent Markscheider die beiden Amerikaner näher vor. Es seien Kollegen von der NSA, die am gleichen Problem arbeiteten. Kaum in etwas intimerer Atmosphäre, verloren die beiden ihren texanischen Dialekt und wechselten in ein sehr sauberes East Coast Englisch. Vincent atmete erleichtert auf. Texanisch war der Dialekt seiner Familie gewesen. Seiner Freunde. Damals, in der glücklichen Zeit, in seiner alten Wahlheimat. Ihn zu hören riss alte Wunden auf. Tief genug, dass es eine Weile dauerte, bis er sich wieder voll auf die Informationen der Beiden konzentrieren konnte. Vincent erfuhr, dass die NSA bei ihren Recherchen offenbar kaum weiter war als der BND vor der Terror Attacke. Allerdings hatten sie es wohl zuletzt geschafft, die verschlungenen Wege der Datenströme während des Angriffs auf den BND ein Stück weit zurückzuverfolgen. Vor allem einem der Hacker, der mit seiner Software auf die Rechner der Bundesnetzagentur Zugriff erlangt und den Spannungsanstieg maßgeblich ausgelöst hatte, waren sie sehr nahegekommen. Sie hatten seine Spur auf mehreren Servern rund um den Globus gefunden. Entscheidend sei die Signatur gewesen, die sie tief in der Programmierung der für das deutsche Stromnetz relevanten Technik entdeckt hätten, erklärten die Agenten. Auf Vincents Frage, warum sie ihrerseits in diesen Hochsicherheits-IT-Bereich der Bundesrepublik eingedrungen waren, hüllten sie sich in Schweigen.

Vincent lehnte sich zurück. Seinem Gesichtsausdruck ließ sich entnehmen, was er von Leuten wie diesen hielt: Sie waren ihm suspekt! Denn genau genommen war es mit solchen Typen immer das Gleiche. Sie sagten allerhöchstens die halbe Wahrheit. In der Regel hatten sie selbst genug Dreck am Stecken und schon deshalb wenig Interesse, mit offenen Karten zu spielen. Sternberg unterbrach die entstandene peinliche Stille. Ihr schienen Fakten bedeutsamer als Befindlichkeiten.

„Stellt sich mir die Frage“, nahm sie den Faden wieder auf, „wie und wo wir mit unserem Spezialisten hier …“, sie wies mit dem Kopf zu Vincent, „Ihnen und uns helfen könnten?“ Der Texaner nickte.

„Unserer Auffassung nach wäre der erste Anlaufpunkt Hawaii. Auf der Insel Oahu, südlich von Kailua, hat die Air Force einen wenig bekannten Stützpunkt. Nichts Großes. Er nennt sich ‚Bellows Air Force Station'. Kein Vergleich zum Navy Standort des Marine Corps weiter nördlich oder gar dem legendären Hafen Pearl Harbor. Komischerweise deuten einige Querverbindungen ausgerechnet dorthin. Wir fanden Hinweise in Japan und bei einigen Firmen aus dem Silicon Valley."

„Aha!" Vincent sah achselzuckend zu seiner Chefin. „Und?" Der Ami räusperte sich.

„Pikant an der Sache ist, dass dort Sendeanlagen stehen, die zu einer Kommandoleitstelle gehören. Klein, aber fein. Die kontrollieren unsere Kommunikationssatelliten über dem Pazifik."

„Ach? Und?"

„Na ja, von Bellows Air Force Station laufen nicht nur ganz allgemeine Signale ins All und zurück. Zuweilen werden damit auch Drohnen gesteuert. Das Einsatzgebiet reicht von Nordkorea bis Afghanistan. Theoretisch würden Drohnen aus Hawaii auch in die entgegengesetzte Richtung gelenkt werden können. Bis tief in die Vereinigten Staaten."

„Autsch. Aber egal", murrte Vincent, „das ist eine inneramerikanische Angelegenheit. Was hat das mit uns zu tun? Fliegen Sie hin und sehen Sie sich um. Nach meiner Erfahrung können Ihre Militärs ziemlich ungemütlich werden, wenn Fremde ihre Nase in ihre Angelegenheiten stecken."

„Mag sein, aber zwischen den einzelnen Kompetenzbereichen innerhalb der Staaten ist das kaum anders. Das sollten Sie als früherer CIA-Mitarbeiter wissen. Zwar haben sich in den letzten Jahren verschiedene effiziente Kommunikationskanäle geöffnet, aber … Sagen wir mal so: Zwischen NSA, CIA und FBI funktioniert die Abstimmung beziehungsweise Weitergabe von Informationen mittlerweile halbwegs. Die Militärs dagegen halten sich nach wie vor für was Besseres und versuchen, alle Probleme intern zu klären. Bloß keinen Dreck aufwühlen, der sie in schlechtes Licht setzen könnte! Deswegen haben sie ihre Ermittlungsteams der Militärpolizei deutlich aufgerüstet. Die wollen alles, was sie betrifft, alleine machen. Uns lassen sie nicht ran. Allerdings sind das eben Polizisten und Soldaten. Keine Profis für kompliziertere Zusammen-

hänge. Wenn wir denen unsere Informationen geben, verschwinden die entweder in Schreibtischschubladen oder sie satteln die Kavallerie und stürmen wie die Elefanten in den Porzellanladen. Die Wirkung wäre in beiden Fällen die Gleiche. Unsere Spuren könnten wir vergessen. Außerdem haben wir im konkreten Fall den Verdacht, dass auf Hawaii einige wichtige Leute involviert sind. Eine unverbindliche Anfrage unsererseits wurde ziemlich schroff abgewiesen. Wir haben es dann über den Sicherheitsberater des Präsidenten versucht. Wir dachten, wenn die Anfrage von ganz oben käme … Der gute Mann ließ uns mitteilen, wir müssten uns geirrt haben. Die Air Force betreibe keine Internetaktivitäten über ihren eigenen Bedarf hinaus. Vielleicht wären wir ausversehen auf so einen internen Datenstrom gestoßen und hätten ihn fälschlich zugeordnet.

Wenn wir jetzt dort vor Ort Aktivitäten entfalten, riechen die gleich Lunte. Und erst jemanden einschmuggeln, der sich nach und nach das Vertrauen der Offiziere erschleicht, dauert zu lange. Wir halten es in Ihrem wie in unserem Interesse für besser, einen überraschenden Schlag anzusetzen, von dem selbst in unserem Umfeld vorab niemand etwas ahnt.“

„Und was schwebt Ihnen da so vor?“

„Das müssen wir gemeinsam vor Ort entscheiden. Im Prinzip könnte das Szenario wie folgt aussehen: Wenn es in den nächsten Wochen weiterhin nicht gelingt, die Codes zu knacken und virtuell einen Überblick über die Zusammenhänge zu erhalten, bliebe als letzte Option ein Einbruch. Vorgetäuscht, natürlich nur. Ziemlich brachial. Es sollte so aussehen, als ob ein Terrorist irgendetwas Wichtiges sabotieren wollte. Sendeanlagen oder gar die Server. Bei der Gelegenheit dürfen Sie ein paar Laptops klauen und widersprüchliche Spuren hinterlassen. In Wirklichkeit bringen Sie unauffällig ein paar kleine Spielzeuge an, mit deren Hilfe wir mehr erfahren.

Wir werden Ihnen selbstverständlich jegliche logistische Unterstützung gewähren. Inklusive der passenden Legende für die Einreise. Dazu Pässe, Transport, Werkzeug, Waffen und so weiter.“ Vincent richtete einen fragenden Blick auf Miranda Sternberg. Sie nickte.

„Und natürlich erhält Ihre Cyber Defense im Erfolgsfall alle relevanten Ergebnisse zeitnah übermittelt.“ Vincent überlegte kurz, dann meinte er: „Vielleicht funktioniert das. Das wäre dann der ‚Elefant im Porzellanladen‘ XXL. Aber im Ernst, das sind alles kriminelle Handlungen. Kann das nicht nach hinten losgehen?“

„Im Prinzip ja. Kommt drauf an, wie Sie es anstellen.“

„Das heißt, dass ich gefasst werde, kalkulieren Sie gleich mit ein? Waterboarding inklusive? Ich danke.“

„Seien Sie nicht so sensibel.“

„Pfff!“

„Spuren hinterlassen heißt doch nicht, dass man Sie erwischt. Das hängt letztlich von Ihnen ab und von den Damen, die sie gegebenenfalls raushauen können. Entscheidend ist doch: Es ließe sich mit etwas Glück eine falsche Fährte legen, die dann eher zu Panikreaktionen führt. Nach so einem Angriff bekommen die das große Grübeln, wer ihnen an die Wäsche will. Und Sie tauchen wieder ab und bleiben verschwunden. Nein, das könnte schon klappen. Das größte Problem sehen wir darin, wie wir in Kontakt bleiben? Mobiltelefone und ähnliches sind tabu. Und natürlich, wenn man Sie trotz aller Absicherung erwischt, haben wir von nichts gewusst.“

„Dachte ich mir. Von mir aus.“ Vincent zuckte mit den Schultern. Sternberg ergriff erneut das Wort:

„Ich denke, Ladies und Gentlemen, dass wir das hinbekommen. Ich gehe davon aus, dass Leutnant Bengtson und Leutnant Kim immer auf Tuchfühlung mit unserem Einzelkämpfer bleiben. Ihre Aufgabe, meine Damen, wird es sein, Herrn Markscheider allen Ärger vom Hals zu halten und ihn mit allem zu versorgen, was er für seinen Auftrag benötigt. Was immer es auch sein mag. Durch Sie bleibe ich im Bilde über das Geschehen. Alle Kontakte zur NSA laufen ausschließlich über mich. Kein direkter Kontakt! Verstanden? Das gilt für beide Seiten, liebe Kollegen. Wir können nicht riskieren, dass irgendjemand mitbekommt, wer hier mit wem und warum kooperiert. Und seien Sie sich gewiss, alle, die Sie hier am Tisch sitzen, falls einer von Ihnen einen Fehler macht, Namen oder Hintergründe preisgibt, egal ob man Sie foltert oder besticht: Ich werde in dem Fall persönlich dafür sorgen, dass die oder der Betreffende nicht

mehr viel Zeit haben wird, sich am erzielten Vorteil zu erfreuen. Habe ich mich deutlich ausgedrückt?“

„Kann ich mir vorstellen“, grinste Vincent. „Möchte nur freundlich darauf hinweisen, dass du aufpassen musst, nicht vor einen Bundestagsausschuss geladen zu werden, wegen deiner Methoden. Ich denke da zum Beispiel an die miesen Angewohnheiten deiner beiden hübschen Kettenhunde hier.“ Swantje und Lynn gaben sich große Mühe, keine Reaktion zu zeigen. Miranda Sternberg hingegen lachte wieder.

„Tja, mein Bester, ich habe meine Ausbildung in einer Organisation erhalten, die ihre Gegner nicht so mit Samthandschuhen anfasst, wie es in Deutschland üblich ist. Dies beizubehalten halte ich angesichts unserer Aufgabe für durchaus angemessen. Deswegen bekommst du von mir auch Rückendeckung zu fast allem, was du für gut und richtig hältst. Aber was I…“, sie stockte, grinste, räusperte sich. Ihr lag ‚Ikea und Sushi‘ auf der Zunge. Mit knapper Not bekam sie die Kurve: „… intern zwischen dir und deinen beiden Führungsoffizieren abgeht, da solltest du deine Wortwahl ein wenig mäßigen. Die beiden Leutnants sind Topp-Agentinnen. Du hast nur dann eine Chance, wenn du mit ihnen kooperierst. Und Sie, meine Damen, garantieren mir, dass wir unsern Helden heil und in einem Stück wieder zurückbekommen. Alles klar? Dann wünsche ich allen Anwesenden eine vergnügliche Dampferfahrt!“ Die NSA-Leute verabschiedeten sich und kletterten die schmale Treppe hinauf aufs Oberdeck, um die Aussicht zu genießen. Sternberg verteilte an ihre Mitarbeiter Dossiers für die anstehenden Termine.

Für Vincent beinhaltete die schmale Mappe vor allem eine Vielzahl unterschiedlichster Gesundheitschecks, Impfungen und Trainingseinheiten. Dabei standen Konditionstraining und Auffrischung von Nahkampf-Fähigkeiten im Mittelpunkt. Letztere meist gemeinsam mit Ikea und Sushi. Die drei sollten sich daran gewöhnen, ein Team zu werden. Schon am Nachmittag war außerdem für alle drei ein Besuch in der technischen Abteilung vorgesehen. Dort würden sie für ihren Einsatz geeignete Waffen und Hilfsmittel erhalten. Weil sich darunter auch einige neue Entwicklungen befanden, hatte Sternberg diverse Test im Umgang mit diesen Spielzeugen angeordnet. Gleich im Anschluss und falls nötig bis

spät in die Nacht. Die alten Bunker und Tunnel unter Berlin boten genug Raum, sich gründlich auszutoben.

Nachdem das geklärt war, erhoben sich auch die beiden jungen Ladies. Zu seiner großen Freude statteten sie dem Schiffsführer einen Besuch ab. Zu seinem Bedauern waren sie allerdings nicht bereit, ihm ihre Telefonnummern aufzuschreiben.

„Es ist einfach nichts vollkommen auf dieser Welt“, dachte der Mann und ergab sich seinem Schicksal.

Karl Meisenheimer und seine Bekannte blieben unter Deck, bis ihr Schiff wieder am Ufer anlegte. Arm in Arm marschierten sie von Bord. Wenig später saßen sie in einem kleinen bulgarischen Restaurant in Pankow und studierten interessiert die Mittagskarte. Am Tresen klingelte ein Telefon. Der Kellner hob ab, lauschte, sah sich verwundert um und trat an ihren Tisch. Er fragte Vincent, ob er zufällig Meisenheimer hieße? Da sei ein Anruf für ihn gekommen. Aus Sofia. Eine gewisse Frau Blagoewa.

„Vince?“ Vincent gab sich keine Mühe, seine Freude zu verbergen, als er Iskras vertraute Stimme am anderen Ende der Leitung vernahm.

„Ja. Ich bin’s, meine Kleine.“ Einen Moment der Stille. „Meine Kleine“ hatte er Iskra lange nicht mehr genannt. Es war ihm einfach so herausgerutscht, in seiner übergroßen Erleichterung.

„Vince, was ist los. Was machst du für Sachen? Und warum sollte ich einen Herrn Meisenheimer verlangen?“

„Ach Iskra, das ist eine lange Geschichte. Zu lang fürs Telefon.“

„Du, ich hab mir Sorgen gemacht, alter Brummbär. Erst erzählen mir meine Eltern am Telefon, du wärst mit zwei heißen Schnitten durchgebrannt. Mütterchen Michailowa hätte ihnen gesagt, du würdest jetzt mit diesen Frauen in Berlin arbeiten. Ich dachte schon, du wirst mir untreu. Was fällt dir ein, so sang und klanglos zu verschwinden!

Und dann find ich heut Morgen diesen Brief von deiner Berliner Galerie im Kasten, ich möge um die und die Zeit in dem und dem Restaurant anrufen und einen Herrn Meisenheimer verlangen. Die Geheimniskrämerei wäre nötig, damit die Öffentlichkeit nicht zu viel Wind davon bekäme, dass du dort einen Großauftrag beackerst, und ich solle den Brief dann gleich verbrennen. Stimmt das?“

„So ungefähr. Geht es dir gut?“

„Bestens. Eigentlich wollte ich zu dir kommen, um ein bisschen mit dir zu feiern.“

„Ach?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil außerdem ein zweiter Brief im Kasten steckte. Ich darf wahrscheinlich ein Praktikum in Brüssel machen. Im Büro des Ratspräsidenten. Ich soll zu einem Vorstellungsgespräch kommen. Wohuuuuu! Was sagst du jetzt?“

„Ich bin sprachlos.“

„Freust du dich?“

„Sehr. Glückwunsch! Wusste doch, dass aus dir mal was wird.“

„Na ja, erstmal das Gespräch abwarten.“

„Schaffst du!“

„Ach du, alter Brummbär, aber hast ja recht. Ich bin so glücklich. Und ich freue mich, dass endlich jemand deine Kunst würdigt. Haben sich die Damen deine Bilder angeguckt oder sind das am Ende deine neuen Modelle?“

„Nein, nur Agentinnen.“

„Agentinnen?“

„Ja, … Kunstagentinnen der Galerie. Die hatten hier in Berlin von mir gehört, sollten vor Ort überprüfen, ob meine Bilder wirklich etwas taugen und mich dann gegebenenfalls gleich mitnehmen. Was sie gemacht haben.“

„Und? Hast du denen auch das von mir …?“

„… hm, weißt du, also …“ druckste Vincent.

„Du, das macht nichts. Eher im Gegenteil. Erstens kennen die mich sowieso nicht und zweitens ist es wirklich wunderschön geworden. Wenn es mitgeholfen hat, dass du den Job kriegst, ist alles in Ordnung.“

„Hat es.“ Das war nicht mal gelogen.

„Kannst du dir nicht endlich mal ein anständiges Smartphone kaufen, damit ich dich demnächst aus Brüssel anrufen kann? Oder du mich?“

„Das geht leider nicht. Ich will und darf es nicht.“

„Wie, du darfst nicht?“

„Ja, schau, das ist wie gesagt alles etwas kompliziert. Ich lass dir Nachricht zukommen, wenn es was Neues gibt. Bitte mach dir keine Gedanken und geh einfach deinen Weg! Versprochen?“

„Ach Vince, mein lieber alter Brummbär. Von mir aus. Versprochen. Aber du musst dich wirklich melden! Versprochen?“

„Versprochen.“ Nachdem sie aufgelegt hatte, musste Vincent für ein paar Minuten die Augen schließen. Das Gespräch hatte ihn mitgenommen. Glück und Sorge rangen in seinem Inneren. Er wusste, dass er Iskra in nächster Zeit aus seinem Kopf verbannen musste, wenn er erfolgreich sein wollte. Das würde nicht leicht. Aber: Er tat es für sie. Und nur das zählte.

„Du musst die Kleine sehr lieben.“ Miranda Sternberg riss ihn aus seinen Gedanken. Er brauchte einen Moment, um über die Frage nachzudenken. Nein. Da gab es nichts Anrüchiges, Zweideutiges, nichts was er hätte bedenken müssen. Kurz entschlossen antwortete er:

„Ja!“

„Das Kind ist nicht mal halb so alt wie du. Wie kommt es? Ist sie deine Tochter?“

„Das geht dich einen Scheißdreck an!“ schnaubte Vincent. Ihre Ausfragerei ging ihm auf die Nerven. „Ich mach meinen Job, du deinen. Mehr muss dich nicht interessieren!“ Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte diese aufdringliche Person sitzen gelassen. Er wusste jedoch, dass das niemandem genutzt hätte. Folglich blieb er sitzen. Entschlossen sah er seine Befehlshaberin an:

„Und was passiert als nächstes?“ Sternberg lachte.

„Mittagessen.“

Die folgenden vierzehn Tage brachten Vincent Markscheider an die Grenzen seiner physischen Belastbarkeit. Er war keine zwanzig mehr und seit vielen Jahren aus der Übung. Er kannte die Trainingseinheiten, die sie mit ihm absolvierten, hatte sich in der Vergangenheit auch stets halbwegs fit gehalten. Aber sein Körper war nicht mehr bereit, jegliche Strapaze widerstandslos zu erdulden. Vor allem in Sachen Tempo und Ausdauer war er seinen jungen Ausbildern hoffnungslos unterlegen. Ihn motivierte es kein bisschen, dass Ikea und Sushi gemeinsam mit ihm trainierten. Ihre Versuche, weiterhin in „good Cop, bad Cop“-Manier seinen Ehrgeiz zu

reizen, gingen komplett nach hinten los. Ja, sie gaben sich Mühe, dies in freundschaftlich charmantem Ton zu tun. Manchmal fast ein bisschen kumpelhaft mit frechen Sprüchen. Wahrscheinlich als vertrauensbildende Maßnahme unter künftigen Partnern. Und je länger er die beiden attraktiven Ladies beim Training beobachtete, desto weniger konnte sich Vince ihren Reizen verschließen. Vermutlich lag das in ihrer Absicht, um ihn später, beim Einsatz, besser im Griff zu haben. Genau das wollte er jedoch vermeiden. Obendrein empfand er es als eher ärgerlich, ausgerechnet vor diesen beiden seine unübersehbaren Schwächen demonstrieren zu müssen. Weswegen er begann, bewusst eine mentale Mauer um sich herum zu errichten. Nur keine persönlichen Beziehungen zu irgendwem hier zulassen. Keine Gefühle im Kopf erlauben. Nicht mal Hass oder Wut, obwohl er darauf viel Lust gehabt hätte. Ein schönes Feindbild im Hirn macht vieles leichter. Aber es steht eben auch vernünftigem rationalem Urteilsvermögen entgegen und auf das würde es in nächster Zeit ankommen. Also schottete er sich ab.

Gut, manchen Zweikampf mit seinen Trainern entschied er trotz allem für sich. Dort, wo die jungen Leute mit Kraft und Tempo auftrumpften, konterte er mit Tricks aus vielen Jahren Dschungelkampf und Erfahrung. Gewonnen in realen Gefahrensituationen, in denen jeder falsche Schritt oder Griff tödlich hätte enden können. Im Umgang mit Machete und Knüppel konnte er den auf technische Finessen getrimmten Bundeswehr-Experten sogar noch etwas beibringen. Zur Verblüffung seiner Partnerinnen und Ausbilder hatte er nämlich darauf bestanden, solche Ausrüstungsgegenstände in sein persönliches Arsenal und zur Auffrischung in die Übungseinheiten aufzunehmen.

Geistig erwies er sich seinen Lehrern und den beiden Damen ohnehin mindesten ebenbürtig. Als die Unterlagen der NSA über den Air Force Stützpunkt auf Oahu eintrafen, gelang es ihm schnell, sich zu orientieren. Namen von Straßen und Offizieren lernte er auswendig. Es fiel ihm nicht schwer, zu erkennen, wo und wie er am einfachsten auf das Gelände würde vordringen können.

Allein, um wirklich gut zu sein, fehlten ihm zwei entscheidende Dinge: Lust auf das Abenteuer und die Überzeugung, am richtigen Platz zu sein, das Richtige zu tun.

In den wenigen freien Stunden, die ihm zwischen Trainingseinheiten, Schulungen und Schlaf blieben, bummelte er durch Berlin. Er besuchte die Überreste des großen BND-Komplexes in der Chausseestraße. Am liebsten wanderte er allerdings durch Parks oder am Spreeufer entlang. Da sich Anfang Mai das Wetter besserte, war es bald möglich, sich auch mal mit einem Bier am Hackeschen Markt oder im Monbijou Park einen Platz in der Abendsonne zu suchen und dem fröhlichen Treiben von Touristen, Studenten und anderen Vergnügungssüchtigen zuzusehen. Manchmal machte er kleinere Ausflüge. Dann fuhr er mit der S-Bahn ins Grüne. Nach JWD, wie der Berliner sagt. Janz weit draußen. Schildow zum Beispiel. Dort am Kies-See war er in seinem früheren Leben manchmal mit einer Freundin gewesen. Mit dem Fahrrad waren sie hin gestrampelt. Quer durch Pankow, immer nach Norden. Am hinteren Teil des Sees gab es einen hübschen kleinen FKK-Strand. Wie sich herausstellte, existierte der immer noch. Schön. Nur zum Baden war ihm das Wasser um diese Jahreszeit zu kalt.

Und wenn er dann so in Gedanken und Erinnerungen schwelgte, drängte sich ihm wieder und wieder die Frage auf: Wozu? Wozu der ganze Aufwand? Der Krake „Internet“ schien ihm, je länger er sich mit Fakten darüber vollstopfte, umso unübersichtlicher. Es war anzunehmen, dass es da zuging wie bei dem Drachen im Märchen: Schlägst du ihm einen Kopf ab, wachsen ihm drei neue. Wozu also sollte es gut sein, es überhaupt zu versuchen? Die Welt hatte sich schließlich freiwillig auf diesen Wahnsinn eingelassen und war mit ihrer Technikgläubigkeit und dem Drang zu immer mehr Digitalisierung sehenden Auges in die Falle getappt. Sie hatte es so gewollt. Nun bekam sie die Rechnung präsentiert. Pech gehabt. Was ging ihn das an?

Klar, bei ihm drehte es sich um Iskra. Nur, was würde mit ihr, falls er versagte? Oder falls ihm seine Gegner auf die Schliche kämen. Was dann? Vincent hatte schon zu viele geliebte Menschen verloren. Der Schmerz saß noch immer tief in ihm drin und fraß ihn auf. Langsam, ganz langsam. Aber unaufhaltsam. Iskra sollte nicht die Nächste sein, die wegen ihm sterben musste. Er hatte Angst. Nicht um sich, sondern um das Mädchen.

Iskra saß am offenen Fenster. Nachdenklich drehte sie ihr Rotweinglas hin und her. Die letzten Tage waren sehr verwirrend gewesen. Erst die unerwartete Einladung zur Party. Der Freund einer Freundin, der wen kannte, hatte sie eingeladen. Eigentlich hatte Iskra keine Lust gehabt, jetzt, so kurz vor dem Studienabschluss. Sie wollte fokussiert bleiben. Erstmal alle anstehenden Termine ordentlich über die Bühne bringen. Dann würde sie weitersehn. Aber Serena, besagte Freundin, hatte gebittelt und gebettelt bis sie nachgab. Sie war wohl ziemlich scharf auf den Typen, von dem die Einladung ausging. Der Abend wurde nicht sehr lustig. Viel Alkohol, viel Drogen und aufdringliche Macho-Typen. Iskra hatte die erstbeste Gelegenheit genutzt, zu verschwinden.

Am nächsten Morgen dann der Anruf ihrer Eltern. Vincent. Abgeholt von zwei Damen, die wie Laufsteg-Models ausgesehen hätten. Einen weiteren Tag später die beiden erstaunlichen Briefe und nun dieses merkwürdige Telefonat. Wieso nannte sich Vince in Berlin „Meisenheimer“? Und warum nannte er sie „meine Kleine“? Diese Anrede hatte er früher manchmal benutzt. Wenn sie als kleines Mädchen hingefallen war und weinte, zum Beispiel. Oder später, wenn sie Liebeskummer hatte. Also eigentlich immer nur dann, wenn er glaubte, er müsse sie trösten oder beschützen. Aber nie, niemals einfach so. Und in den letzten Jahren, seit sie beim Studium war, schon gar nicht mehr. Irgendetwas stimmte da nicht.

Ihr kam eine Idee. Sie setzte sich an ihren Rechner und begann zu googeln. Eine Galerie, die so hieß wie die, die ihr den Brief geschrieben hatte, schien nicht zu existieren. Sie nahm den Brief zur Hand. Ein schicker Kopfbogen. Aber ein Kopfbogen ohne Telefonnummer, ohne Adresse. Sehr merkwürdig. Im Text einzig die Telefonnummer von dem bulgarischen Restaurant. Sie nahm ihr Smartphone und rief dort an.

„Wat, wie bitte? – Ick vasteh keen russisch. Christo, kannste ma komm? Hier is wer, den ick nich vastehn tu. … Hallo Dobro Vetscher … Sto?“

„Iskra Blagoewa. Ist der Herr Meisenheimer zufällig wieder bei Ihnen?“

„Wer? … Noch mal langsam bitte, hier ist so ein Krach.“

„Meisenheimer. Ich hab doch neulich bei Ihnen angerufen, weil da ein Herr …“

„Ach so. Ja, ich erinnere mich. Nein, der ist nicht da. Hab ihn seitdem auch nicht mehr bei uns gesehn."

„Okay, macht nichts. War nur so eine Idee. Sollte er mal wieder auftauchen, grüßen Sie ihn von mir."

„Mach ich."

„Merci."

„Gerne." Verrückt. Sie setzte sich ans Fenster. Was war da los? Ob sie ihrem Ausflug nach Brüssel auf dem Rückweg einen Abstecher nach Berlin anfügen sollte? Nur, wo suchte sie einen „Herrn Meisenheimer", von dem sie absolut nichts wusste, obwohl sie bis vor kurzem geglaubt hatte, sie kenne ihn besser als jeden anderen? Puh! Verrückt.

Sie trank ihr Glas leer und begab sich zu Bett. Morgen war ein wichtiger Tag. Es war der Abgabetag für ihre Bachelorarbeit. Da musste sie fit sein. Und in der kommenden Woche schon sollte sie sich in Brüssel zum Vorstellungsgespräch einfinden. Das war alles so aufregend. Sie hätte sich gewünscht, ihr alter Brummbär wäre in der Nähe gewesen. Dann hätte sie ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Aber der Mistkerl musste sich ja mit zwei Modepüppchen in Berlin verlustieren. Inkognito. Okay, ja, sie gönnte ihm den Spaß. Vorausgesetzt, die Geschichte entsprach der Wahrheit.

Kailua Beach

Hawaii wartete auf den Sommer. Nicht, weil es hier sonst nicht warm genug gewesen wäre. Nein, denn genau genommen herrschte auf der kleinen Inselgruppe mitten im Pazifik immer Sommer. Das Klima: Ein bisschen tropisch. Aber nicht zu sehr. Dafür sorgte der Seewind. Ein Ort, an dem das Leben irgendwie leichter, sonniger, entspannter schien als anderswo. Trotzdem warteten die Hawaiianer sehnsüchtig auf den Sommer. Das hatte mit den Sommerferien auf der nördlichen Hemisphäre zu tun. Denn sobald auf dem amerikanischen Festland, in Japan, China und Europa die Urlaubszeit anbrach, füllten sich die Urlaubsquartiere. Vor allem auf der Insel Oahu, wo Honolulu, die Hauptstadt des US-Bundesstaates, lag. Dann wurde hier richtig Geld verdient. Egal, ob die riesigen Bettenburgen an den endlosen Sandstränden von Waikiki im Süden oder die beschaulichen Ferienhäuser rund um Kailua im Nordosten: Im Sommer waren sie alle bis auf die letzte Pritsche ausgebucht. Dann tummelten sich an den Stränden spärlich bekleidete Körper jeden Alters und verschiedenster Hautfarbe. Dicht bei dicht. Die Surfschulen erreichten ihre Kapazitätsgrenzen und in den Bars und Diskotheken brannte jede Nacht die Luft.

Noch war es nicht soweit. Noch herrschte die rege Geschäftigkeit der Vorsaison. Einzelne ältere Pärchen und gelegentliche Single-Urlauber, allein oder in kleinen Gruppen, flanierten die fast leeren Promenaden entlang. Sie ließen sich von aufdringlichen Menschen Flyer mit Sonderangeboten in die Hand drücken. Meist waren das Flyer von Gaststätten, Läden und ähnlichem in den Seitenstraßen, die man als All-Inklusive-Tourist der großen Ressorts nicht zwangsläufig aufsuchen musste. Surflehrer kontrollierten den Zustand ihrer Longboards und ersetzten sie gegebenenfalls durch neue. Kneipen füllten ihre Getränkevorräte auf. Ferienwohnungen wurden geputzt und von Ungeziefer befreit, das sich in den leeren Räumen zuweilen breitmachte. An den Stränden erhielten zusätzliche Bademeister Einweisung in ihre Aufgabengebiete. Immobilienmakler stellten neue Schilder vor schmucke Holzhäuschen mit dünnen, atmungsaktiven Wänden. Bei solchen Bauten galt auf Hawaii das ganze Gegenteil jener Maßstäbe, die Europäer gewöhnlich anlegten: Um Gottes

Willen keine Wärmedämmung! Luftdurchzug, so viel als möglich. Bei dem feuchtwarmen Klima bestand erhöhte Schimmelgefahr. Verschließbarkeit der Räume? Eher symbolisch. Die hawaiianische Regierung verwies stolz auf die niedrige Einbruchsquote. Höchstwahrscheinlich machte es Dieben einfach keinen Spaß, in Häuser einzubrechen, in die man einfach so hineinspazieren konnte. Die wenigen Wertgegenstände, die auf dieser Insel von Bedeutung waren – Geld, Schmuck, Kreditkarten – schleppten die Leute eh mit sich herum. Davon gab es am Strand mehr zu holen. Heizung? Überflüssig! Dass die Kaufsummen, die für solch luftige Pavillons mit minimaler Ausstattung aufgerufen wurden, dennoch jenseits von Gut und Böse lagen, hatte schlicht und ergreifend mit der Nachfrage zu tun. Und insofern mit den exorbitant hohen Grundstückspreisen der zugehörigen Parzellen. Die Insel Oahu war nicht groß und in weiten Teilen Naturpark. Daneben lagen riesige militärische Sperrgebiete nahezu aller Waffengattungen der US-Streitkräfte. Bauland stand nur begrenzt zur Verfügung. Hier wohnen oder ein Ferienhaus lukrativ vermieten, das wollten hingegen viele.

Vincent kannte all dies und manches mehr. Er hatte vor Jahren ein Trainingslager besucht. Nicht in Kailua, sondern drüben auf der anderen Seite der Insel, in Pearl City. Die Schiffswracks, die im Hafen von Pearl Harbour seit dem japanischen Überfall im Zweiten Weltkrieg vor sich hin rosteten, galten tagsüber als beliebte Ausflugsziele für Touristen. In den frühen Morgen- und späten Abendstunden dienten ihre Ankerplätze als ideales Übungsterrain für Taucher und Kampfschwimmer. Vincent und seine Kollegen sollten dort lernen, wie solche Spezialisten arbeiteten und wie man sich gegen sie am effektivsten schützte. Zwischen den Übungsstunden blieb genug Zeit, sich ein wenig auf der Insel umzusehen und sich mit hübschen Touristinnen zu vergnügen.

Als er nun heute bei seiner Ferienwohnung in Kailua eintraf, stellte Vincent fest, dass sich seit damals nicht viel geändert hatte. Die Stromleitungen, die an den Straßen entlang schwangen, sahen noch immer abenteuerlich aus. Vor allem dort, wo sie an Kreuzungen miteinander verknotet worden waren. Ein deutscher Elektriker hätte vermutlich einen Herzschlag bekommen, angesichts der hier üblichen Improvisationskunst.

Es sah fast so aus, als hätten die hawaiianischen Elektromonteure absichtlich überall zu lange Kabel aufgehängt und die Enden dann einfach irgendwie in Schleifen herunterhängen lassen. Vielleicht, falls bei einem Tropensturm mal ein Haus wegflog oder ein Baum umstürzte. Dann ließ sich die Verbindung schnell mit dem bis dahin unbenutzten Rest überbrücken. Vielleicht. Vielleicht war es aber auch ganz anders und die Leute hier machten sich einfach nicht so viele Gedanken wie die in Europa. Kein Wunder, in dieser wunderbar entspannten Atmosphäre mit den unglaublich vielen und in allen Farben blühenden Bäumen und Sträuchern.

Vincent schlenderte durch das Stadtzentrum von Kailua. Es gab nicht viel her. Ein- und zweigeschossige Bauten, meist noch nicht sehr alt, reihten sich entlang einer etwas breiteren Straße, der „Kailua Road“. Alles eher praktisch als geschmackvoll. Die meisten Gebäude versprühten den spröden Charme von Baracken. Neben dem großspurig „Kailua Shopping Center“ genannten Komplex gab es eine Drogerie, ein Bowling Center, natürlich jede Menge Parkplätze, um die Ecke eine Postfiliale und etliche kleinere Läden mit Hawaii-Souvenirs. Betrachtete man diese Souvenirs näher, fand sich fast auf allen der Aufdruck: „Made in China“. Einige verhältnismäßig lieblos eingerichtete Schnellrestaurants. Immerhin auch solche, in denen neben dem üblichen Kram ziemlich appetitlich anzuschauende „hand made smoothies“ aus frischen einheimischen Früchten zubereitet wurden. Wer derartig vitaminhaltige Geschmacksexplosionen mochte …

Vincent mochte sie nicht. Er suchte sich eine Art Café. Wichtigstes Auswahlkriterium: Dort brauchte man nur einen Becher Kaffee zu bezahlen und durfte sich anschließend aus einer Kanne selbst nachschenken, so oft man wollte. Dazu wurden Eis und Brownies angeboten. Gleich neben der Theke lagen etliche Werbeprospekte zum Mitnehmen. Weniger von Kailua, hier war ja eh nicht viel los, sondern von Honolulu. Logisch. Mit dem Auto über die gut ausgebaute Straße durch die Berge – ein Katzensprung. Es existierte sogar eine Busverbindung. Tagsüber verkehrten die Busse im Stundentakt. Interessiert packte sich Vincent

einige dieser Flyer ein, bevor er sich mit seinem Kaffeebecher einen freien Tisch suchte.

Schräg gegenüber saßen zwei junge Frauen. Teenager. Den Gesichtern nach zu urteilen Nachfahren polynesischer Ureinwohner. Die ließen sich auf Oahu ziemlich leicht identifizieren. Denn jene Exemplare, die sich noch einigermaßen deutlich durch ihre Physiognomie vom allgemeinen Bevölkerungsmix abhoben, weil sich ihre Eltern und Großeltern nicht mit den zugewanderten Asiaten, Europäern und Afroamerikanern vermischt hatten, befanden sich deutlich in der Minderheit. Und entgegen den allgemein verbreiteten Klischees von schlanken Hulamädchen und sehnigen Trommlern, zeichneten sie sich fast ausnahmslos durch heftiges Übergewicht aus. Zumindest war Vincent weder früher noch jetzt jemals ein halbwegs schlanker Polynesier auf Oahu begegnet.

Die beiden Grazien, die Vincent gegenübersaßen, brachten nach seiner Schätzung gemeinsam locker eine Viertel Tonne Lebendgewicht auf die Waage. Gerade die Einheimischen hatten wohl den eingeschleppten „American Way of Life“ besonders gut verinnerlicht. Ihre traditionell auf einheimische Früchte und wenig Fett eingestellten Körper nahmen die angebotenen neuen Leckereien der Fastfood-Kultur besonders effektiv auf und bauten sie anschließend nicht schnell genug ab. Trotzdem schienen die Leute im Großen und Ganzen mit ihrem Leben zufrieden. Amüsiert beobachtete Vincent, dass sich die beiden Mädchen von ihrer Körperfülle nicht davon abhalten ließen, zwei riesige Eisschüsseln mit Sahne und Schokostreuseln in sich hinein zu schaufeln. Vincent hätte mit solchen Portionen vermutlich zwei bis drei Tage ohne jegliche weitere Lebensmittel überlebt. Falls ihm nicht vorher schlecht geworden wäre.

Er trank einen Schluck Kaffee und begann, in den Flyern zu schmökern. Die Honolulu-Angebote fand er allesamt ziemlich langweilig. Okay, einer der Gentlemen-Clubs bot spektakuläre Happy-Hour-Preise an. Das Haus lockte Militärangehörige und Single-Touristen wie Vincent mit hawaiianischem Longboard Bier zu einem Preis, der unterm Einkaufspreis im Supermarkt lag. Sensationell. Der Inhaber setzte darauf, dass seine Mädchen die Herren, wenn die erstmal in der Falle säßen, dafür umso gründlicher ausnehmen würden. Denn wenn das Bier so billig war, blieb mehr für andere Vergnügungen übrig. Aber nach Vergnügungen

dieser Art stand Vincent nicht der Sinn. Wenn etwas Zerstreuung infrage kam, dann musste es ihm einen Zugewinn an Ortskenntnissen und persönlichen Kontakten bringen. Und zwar hier in Kailua, in der Nähe der Air Force Station.

Tatsächlich entdeckte er in dem Konvolut einen kleinen Zettel, der ihn interessierte. Eine billige schwarz-weiß Kopie, laienhaft beschriftet. Kern der Offerte: Wer Lust und Zeit habe, möge sich bei Gelegenheit im Kite-Surfen versuchen. Es sei ein Riesenspaß, von Lenkdrachen gezogen durch die sanften Wellen vor Oahus Ostküste zu jagen. Man erreiche dabei Spitzengeschwindigkeiten wie Biker auf dem Highway oder Ski-Rennläufer auf der schwarzen Piste! Anfänger willkommen.

Die Schule lag ziemlich in der Nähe des „Bellows“ genannten Fliegerhorsts. Und ganz ehrlich, Kite-Surfen hatte Vincent schon immer fasziniert. Darauf hatte er Lust. Also trank er seinen Kaffee aus, steckte den Zettel ein, … nach kurzem Überlegen auch alle anderen, denn er wäre wohl ein merkwürdiger Single-Tourist gewesen, wenn er die vermeintlich spannendsten Angebote einfach liegen gelassen hätte, und stürmte aus dem Laden. Sich Kaffee nachzuschenken, hatte er vergessen.

Für den Weg vom Stadtzentrum bis zur Surfschule benötigte Vincent zu Fuß knappe 25 Minuten. Die schmucklose Bretterbude war ihm auf Anhieb sympathisch. Alles sehr einfach aber praktisch. Gelegen direkt am Strandzugang. Über dem Eingang ein Sonnensegel aus Fallschirmseide. An der Wand lehnten ein paar lange Surfbretter. Der Inhaber und seine Angestellte: ganz normale Leute. Menschen, die das Leben am Strand und auf dem Wasser liebten und sonst nicht viel brauchten, um glücklich zu sein. Das erinnerte Vincent an Kremen. Er war sich mit seinem Lehrer schnell handelseinig. Am kommenden Montag sollte er sich morgens gegen zehn hier einfinden. Dann würde der neue Kurs starten. Passende Kleidung müsse er selbst mitbringen. Ob er wegen des Windes einen Neoprenanzug verwenden wolle und Gummischuhe oder aber barfuß mit Badehose aufs Brett zu steigen beabsichtige, sei seine eigene Entscheidung. Es ginge alles, man müsse nur wollen. Brett und Drachen bekäme er fürs Erste von der Schule gestellt. Alles Weitere würde sich zeigen. Punkt.

Rechts neben dem Anmeldetresen hatte die Surfschule einen winzigen „Minimart“ eingerichtet. Das heißt, hier gab es die Basics, die ein Surfer zum Überleben auf Hawaii brauchte: Zigaretten, Longboard Bier, Flaschenöffner, Taschenmesser, Mineralwasser, bisschen Obst, Gemüse, Brot und Käse. Und wer mochte, konnte sein Bier auch gleich hier trinken, denn auf der anderen Seite vom Tresen fand sich eine Sitzecke. Ausgemusterte und zerbrochene Surfbretter. Provisorisch zusammengeschraubt. Ein paar Kissen drauf. Fertig. Etwas wackelig aber dem Rest des Hauses angemessen. Wermutstropfen: Das Longboard Bier kostete im Minimart erheblich mehr als im Gentlemen-Club in Honolulu, von dem Vincent den Flyer in seiner Tasche trug. Es war eben nichts vollkommen auf dieser Welt!

Da seine Ferienwohnung in nördlicher Richtung und kaum zweihundert Meter vom Strand entfernt lag, zog sich Vincent für den Heimweg die Schuhe aus, krempelte seine Hosen hoch und schlenderte direkt am Wasser entlang. Bei allem Vergnügen, das er empfand, konnte er nicht verdrängen, weswegen er sich auf dieser verträumten Insel aufhielt. Und wieder zerbrach er sich den Kopf, warum sie ausgerechnet ihn ausgegraben hatten. Er hatte die beiden NSA-Leute und Miranda bei einem letzten Treffen kurz vorm Abflug direkt auf den Kopf zu gefragt: Warum? Für so einen Job, das war ihm während seiner Trainingseinheit eingefallen, wäre es doch viel effektiver, sie würden sich einen Knastologen suchen. Irgend so einen Geldschrankknacker, der auf Einbrüche spezialisiert ist. Der würde das sicher viel besser hinbekommen, mit dem fingierten Einbruch. Nein, hatten sie geantwortet. Neben seinen Einzelkämpferqualitäten wäre es vor allem seine Loyalität, auf die sie zählten. Immerhin sei er amerikanischer Staatsbürger mit einschlägigen Verdiensten um Freiheit und Demokratie. Wenn man jemandem vertraue, dann ihm. Was er wohl glaube, wie viele Menschen vom Präsidenten die höchste Auszeichnung des Landes, die Freiheitsmedaille erhielten? Er hatte sie auslachen wollen. Das sei schließlich posthum passiert. Nach seinem Tod. Ein Fake. Nachdem sie ihm alles genommen hatten, was ihm lieb und teuer gewesen sei. Nein, hatten sie widersprochen. Ganz im Gegenteil. Der Präsident hätte sehr wohl gewusst, welche Opfer er habe

bringen müssen und dass er noch lebe. Und sie wüssten es schließlich auch. Dagegen ließ sich schwerlich etwas einwenden.

Trotzdem. Irgendwie hatte er ein schlechtes Gewissen. Vor allem gegenüber Iskra. Hoffentlich machte das Mädel keine Dummheiten. Er war in der letzten Woche in Berlin bei einem Bummel zufällig noch einmal bei diesem Bulgaren in Pankow vorbeigekommen. Er beschloss, dort zu Abend zu essen. Der Kellner hatte Herrn Meisenheimer wiedererkannt und ihm Grüße ausgerichtet. Frau Blagoewa hätte erneut angerufen und sich nach ihm erkundigt. Heiß und kalt war Vincent geworden, als er das hörte. Wenn sie ihm nachrecherchierte, konnte das für sie beide gefährlich werden.

Er erzählte Miranda nichts davon, kaufte sich ein einfaches Mobiltelefon mit Prepaid Card und schrieb Iskra eine eindringliche SMS. So diskret wie möglich versuchte er anzudeuten, dass es sich um eine gefährliche Sache handele, die streng geheim sei. Sie möge bitte, bitte von weiteren Kontaktversuchen absehen. Er melde sich wieder bei ihr. Dann hatte er die Prepaid Card zerbrochen, das Handy zertreten und die Reste über mehrere Mülltonnen in verschiedenen Berliner Straßen verteilt. Nun hoffte er inständig, sie würde auf ihn hören. Wenigstens einmal im Leben!

Die Wellen rauschten leise. Ihre Ausläufer brachen sich an Vincents Füßen, Gischt spritzte hoch und durchnässte seine hochgekrempelten Hosenbeine. Das Meer bot dazu ein faszinierendes Farbenspiel. Er zählte sieben verschiedene Nuancen von hellblau bis dunkelgrün. Mit hellen Brauntönen dazwischen. Je nachdem wie Wellen den Sand am Grund bewegten und Wolken mit ihrem Schatten drüber zogen. Der Wind wehte vom Meer herüber. Aus Ost-Südost. Es war ein warmer Wind. Er fühlte sich feucht an. Ein Blick nach oben sagte Vincent, dass sich Regenschauer anbahnten. Die zarten weißen Wölkchen, die übers Meer zogen, bauschten sich zu dicken grauen Kumulus-Haufen auf, sowie der Wind sie in Richtung der hohen Vulkanberge schob. Man konnte zusehen, wie sie sich blähten und verfärbten. Aus weiß wurde hellgrau, dann dunkelgrau. Vincent setzte sich in Trab. Er hoffte, sein Quartier zu erreichen, bevor das Unwetter aus den nahezu pechschwarzen Wolkenmonstern losbrach. Zu spät.

Keine fünf Minuten später war er von einem tropischen Regenguss durchnässt bis auf die Haut. Es fühlte sich an, als schüttete jemand Wassereimer über seinem Kopf aus. Weitere fünf Minuten später war der Spuk vorbei und die Abendsonne lachte, als sei nichts geschehen. Typisch Hawaii! Höchste Zeit, ins Haus zu kommen, trockene Sachen anzuziehen und alles andere auf die Wäschespinne zu hängen. Vincent nahm sich vor, künftig immer einen Regenschirm einzupacken, egal wie freundlich der Himmel gerade wirkte.

Als er sich durch die schmale Pforte in der Hecke schob, wäre er fast auf zwei kleine grüne Echsen getreten. Eidechsen oder Salamander, so genau kannte sich Vincent nicht aus. Erschrocken jagten die Tierchen am Stamm einer Palme empor und beäugten den Eindringling neugierig aus sicherer Entfernung. Vincent hielt es umgekehrt genauso. Er besah sich die niedlichen Wesen. Erster Gedanke: Die haben es gut! Deren Probleme hätte ich gern. Zweiter Gedanke: Die leben ja erst recht in ständiger Gefahr. Wärst du ein bisschen unachtsamer reingestürmt … Wobei „niedlich“ in Bezug auf diese Spezies bei näherer Betrachtung sowieso ein relativer Begriff zu sein schien. Körperbau, Kopf …? Angenommen, nur mal angenommen, die Größenverhältnisse zwischen ihnen wären genau umgekehrt …? Vermutlich waren diese beiden flinken Burschen für die Insekten seines Vorgärtchen hochgefährliche Raubtiere. Die Echsen hatten genug vom gegenseitigen Anstarren und verschwanden in der Baumkrone.

Vincent ging ins Haus und zog sich um. Bei der Luftfeuchtigkeit an diesem Ort konnte es ewig dauern, bis die Sachen trockneten. Er griff sich ein Stück Weißbrot und schnitt die Ananas auf, die ihm seine Gastgeber als Willkommensgruß ins Zimmer gestellt hatten. Inklusive einer fröhlichen gezeichneten Gebrauchsanweisung, wie man die Frucht richtig häuten solle: Ein Schnitt oben, ein Schnitt unten. Aufstellen. Ein Schnitt rechts, einer links, einer hinten, einer vorn. So entstand ein länglicher Klotz mit geraden Seiten. Diesen diagonal von oben nach unten zerteilen. Das Ganze zweimal. Von den so entstandenen Vierteln die innere Kante, also den verbliebenen Viertel-Strunk, absäbeln, wegwerfen. Zuletzt alle essbaren Reste in Scheiben schneiden. Ganz einfach. Gut, in Europa hätte

bei der Methode manchem das Herz geblutet, ob des vielen Verschnitts. Aber sie sparte Zeit und Kraft. Und schließlich: Nirgendwo sonst auf der Welt waren Ananas so frisch, saftig und preiswert! Ein Luxus, den sich auf Hawaii jeder leisten konnte.

Ins Weißbrot zu beißen kostete zu Beginn Überwindung. Es leuchtete im Innern im schönsten Violett. Aber Vincent wusste: Das war hier normal. Vermutlich rührte es von irgendeinem natürlichen Zusatz her. Von verarbeiteten Blüten oder von den tief lila schimmernden Süßkartoffeln, die es in den Gemüseläden zu kaufen gab. Auf alle Fälle ging es bei der violetten Farbe nicht um Schönheit. Der Zusatz schien zu bewirken, dass dieses Weißbrot nicht hart wurde und trotz des feuchtwarmen Klimas kaum schimmelte. Es war die perfekte Antwort der hawaiianischen Bäcker auf die Lebensumstände ihrer Inseln. Und es schmeckte ausgezeichnet. Vor allem zur saftigen Ananas!

Vincent saß vor der Tür seiner Ferienwohnung und lauschte in die hereinbrechende Nacht. Er hatte die beiden Gartenfackeln entzündet. Über Brandgefahr müsse er sich wegen der regelmäßigen Schauer der vergangenen Tage keine Gedanken machen, hatten seine Wirtsleute gesagt. Solange er nicht direkt ihr Haus anstecke …

Es summte, brummte, raschelte. Untermalt vom ewigen, gleichförmigen Klang des Meeres. Vincent griff in seine Tasche und holte den neuen amerikanischen Pass heraus. Mister O'Melli hatte sich über den Umweg eines Herrn Karl Meisenheimer in Arthur-Evans G. Wolf aus Bismarck in North Dakota verwandelt.

Wie er dieses Versteckspiel satt hatte! Missmutig blätterte er in dem Dokument. Es war so echt, echter ging's gar nicht. Die amerikanischen Behörden hatten ihn perfekt neu integriert. Inklusive einer sehr schönen Legende. Seine Frau habe sich scheiden lassen und sei mit den Kindern ausgezogen. Das Haus sei futsch. Es wäre noch nicht abgezahlt gewesen und allein und mit den Unterhaltsverpflichtungen am Hals würde er nie und nimmer die Schulden … Jetzt müsse er erstmal Abstand zu dem ganzen Drama gewinnen. Daher der Hawaii-Urlaub. Ganz allein. Bla, bla, bla …

Auf Bismarck als Adresse waren sie übrigens verfallen, weil das Nest weit genug weg von allen früheren Einsatz- und Wohnorten lag.

Andererseits war die Stadt groß genug, dass er nicht unbedingt jeden kennen musste, falls ihm wer von dort begegnete. Eine grobe geografische Orientierung über seinen „Heimatort“ besaß Vincent auch ohne die sorgsam zusammengetragenen Details der Legende. Er hatte mal vor sehr langer Zeit, lange vor seiner glücklichen Ehe, eine Freundin dort oben im Norden gehabt. So weit, so gut. Den neuen Namen allerdings empfand Vincent als Zumutung.

Arthur-Evans! Wer nannte denn sein Kind Arthur-Evans? Gruselig. Am liebsten hätte er seinen eigenen Namen behalten oder den letzten, Vincent O’Melly. Aber er sah ein, dass er damit seine Rückkehr nach Bulgarien gefährdet hätte. Gut, mit dem Familiennamen „Wolf“ konnte er sich anfreunden. Der knüpfte an seine besten Zeiten an. Und ehrlich, wenn er in den Spiegel sah: Besser hatte der Name des grauen Jägers nie zu ihm gepasst. Dass noch jemand von damals lebte oder gar irgendwo in Amt und Würden sein könnte, der sich an den grauen Wolf erinnerte, schloss Vincent aus. Also sagen wir mal: Zu neunzig Prozent.

Aber der „G-Punkt“ zwischen Vor- und Nachnamen? Das war ein ganz schlechter Scherz seiner Chefin. Es sollte angeblich die Abkürzung für „Garfield“ sein. Toll. Ein verfressener Kater! Zwei Frechheiten in nur einem Buchstaben. Ha! Das muss man erstmal hinkriegen, dachte Vincent. Hatte sie sicher ‘ne Menge Gehirnschmalz gekostet.

Und dabei stand hinter diesem perfiden Spielchen der Dame Sternberg angeblich nur deren Spleen für originelle Code-Namen. Da seine Rekrutierung aus dem üblichen Raster ihrer Behörde fiel, hatte sie für ihn zum internen Gebrauch auch eine völlig von den üblichen Zahlen-Codes abweichende Buchstaben-Kombination gewählt. „AEGW“. Das sollte „Analoge Einheit Grauer Wolf“ bedeuten. Oder eben „Arthur-Evans G. Wolf“ für die Öffentlichkeit. Analoge Einheit! Da hätte sie gleich Oldtimer sagen können. Oder Rostlaube. Artefakt. Relikt einer untergegangenen Kultur. Oder was auch immer. Vincent kochte, wenn er an das Grinsen dachte, mit dem sie ihm die neue Identität offeriert hatte.

In ihm keimte ein Verdacht. Was, wenn dahinter etwas ganz anderes steckte? Konnte es sein, dass sie mit diesen Spielchen eine kleine, kleinliche, persönliche Rache durchzog? War sie so nachtragend? Was hatte sie über ihren ersten Einsatz damals im Afrika gesagt? Ihre Bosse in Israel

hätten ihr eingebläut, dass sie als Frau eine höhere Überlebenschance habe? Wodurch? Einfach weil sie eine Frau sei? Weil sich die Kerle dann vielleicht „nur“ an ihr vergingen, sie nicht gleich töteten und sie so die erwünschten Informationen erhielte? Das hieß, sie hatte sich seelisch und moralisch allen Ernstes auf eine wüste Gang-Bang-Party im Urwald vorbereiten müssen. Unwahrscheinlich, dass sie sich darauf freute. Aber sie wollte den alten Säcken in ihrem Oberkommando beweisen, dass sie nie, niemals kneifen würde, sei die Aufgabe auch noch so brutal. Und sie wollte beweisen, dass sie tatsächlich besser sei und effektiver eingesetzt werden könne als männliche Kollegen. Die wären bei ihrer Enttarnung von den Söldnern ohne viel Federlesens erschossen worden. Folglich hatte sie sich auf das vielleicht Krasseste vorbereitet, das eine Frau erleben und durchleiden konnte, wenn sie nicht gerade nymphoman veranlagt oder gut bezahlter Porno-Star war. Tja, und dann kam er, Vincent, und sorgte für einen völlig unspektakulären Zeltlager-Aufenthalt bei seiner Truppe. Ihre ganze innere Spannung, die mühsam im Kopf aufgebauten Abschaltmechanismen, liefen ins Leere. Hatte sie nicht gesagt, sie sei geradezu beleidigt gewesen, dass nicht mal er als Kommandeur der kleinen Abteilung sich an sie heran gemacht hätte? Sollte der Versuch, ihn jetzt mit ihren lächerlichen Namensspirenzchen öffentlich zum Deppen zu machen, so etwas wie eine versteckte Abrechnung dafür sein, dass sie ihre mühsam vorbereitete erste große Herausforderung quasi ohne den Beweis ihrer extremen Härte und Widerstandsfähigkeit und also eigentlich gar nicht bewältigt hatte?

Wie abgefuckt wäre das denn? Nach so vielen Jahren? Nur, wenn dem so wäre, dann würde ihr die subtile Rache mit dem Namenspuzzle kaum genügen. Das hieße? Ihm schauderte. Und wenn der ganze Auftrag hier eine einzige Falle …? War Miranda Sternberg so ein Schwein? Nein. Unmöglich. So pervers konnte kein Mensch sein. Nicht mal eine Frau wie Miranda Sternberg.

Der ganze Gedankengang war wohl typisch männlicher Unfug. Er hatte sich da in etwas verrannt. Jemand, der so herzlich lachen konnte wie Miranda, konnte nicht so skrupellos sein. Sie hatte einen Job, und sie besaß Pflichtbewusstsein. Das war alles. Wahrscheinlich hatte sie ihn mit den dämlichen Namen nur ein bisschen ärgern wollen. … Was sich neckt

das liebt sich, fiel ihm zum Thema noch ein. Jetzt war er es, der grinsen musste. Das wäre zumindest eine charmante Erklärung. Aber da konnte sie drauf warten, bis sie schwarz würde. Die Frau war einfach nicht sein Typ.

Ungefähr um die Zeit, als sich Arthur-Evans G. Wolf mit mäßiger Begeisterung in sein Schicksal fügte, landete in Honolulu ein Flugzeug mit zwei deutschen Studentinnen. Die eine, eine große hellhäutige Blondine, hieß Caroline Iffland. Wobei sie Wert darauf legte, dass man ihren Vornamen englisch aussprach: „Kärolein". Oder verkürzt „Karo". Die Lehramtsstudentin für Mathematik und Physik begleitete ihre Freundin, die Amerikanistik- und Japanologie-Studentin Melanie Pistorius. Melanie war eine zierliche Frau, die ihre asiatische Mutter nicht verleugnen konnte. In Honolulu wäre sie vermutlich kaum aufgefallen, wäre sie nicht mit ihrer blonden Freundin im Schlepptau gereist. Die Studentinnen wollten die Semesterferien zu einem ausgiebigen „Work & Travel" Urlaub nutzen. Sie hatten sich erfolgreich in Waikiki bei der Baywatch als Schwimmmeisterinnen beworben.

Beide verfügten über die notwendigen Befähigungsnachweise. Dass sie ihre brillanten Schwimm- und Retterqualitäten im Rahmen einer Ausbildung zu Special Taskforce Mitarbeiterinnen der Cyber Armee der Bundeswehr erlangt hatten, ging niemanden etwas an. Swantje und Lynn, denn um niemanden anderes handelte es sich, arbeiteten ihr Pensum konsequent ab. Sie scherzten, flirteten, zeigten sich abenteuerlustig. Der junge Mann, der sie am Flughafen abholte, war von den neuen Kolleginnen sofort begeistert. Bei der Einweisung an den kommenden Tagen erwiesen sich die Studentinnen als kompetent und von schneller Auffassungsgabe. Natürlich erboten sich gleich mehrere ihrer männlichen Baywatch Kameraden, ihnen die Insel zu zeigen. Inklusive diverser Party-Locations. Die beiden Deutschen waren vor allem von den Angeboten der hiesigen Telekom- und Technikläden begeistert. Eine ihrer ersten Investitionen waren neue Tabletts. Mit deren Hilfe richteten sie einen Instagram Account „Baywatch Beauties Hawaii" ein, auf dem sie fortan in heißen Posen sich selbst und ihren Arbeitsplatz vorstellten. Innerhalb kürzester Zeit folgten ihnen tausende Fans auf der ganzen Welt. Was nur wenige

Eingeweihte wussten: Fast jedes neue Foto, jede neue Bildunterschrift enthielt versteckte Botschaften. Was sich die beiden neben der üblichen Chiffrierung der Texte selbst ausgedacht hatten: Egal, wie gewagt sie ihre Kurven präsentierten, egal, welche verrückten Verrenkungen oder provozierenden Fingerhaltungen sie dabei machten, alles oder wenigstens fast alles hatte eine tiefere Bedeutung. Eine Bedeutung, über die nur die betreffenden Empfänger Bescheid wussten. Diese Nachrichten zu decodieren, war für Außenstehende unmöglich. Die Posts lasen sich ansonsten so oberflächlich und belanglos, dass sich kaum jemand ernsthaft damit auseinandersetzen würde. Abgesetzt über den stinknormalen Hotelhotspot ihres Quartiers, ließ sich nicht mal auf den zweiten oder dritten Blick irgendeine Verbindung zu militärischen oder geheimdienstlichen Aktivitäten herstellen. Alles lief zu einhundert Prozent öffentlich. Nichts besaß irgendeine Signatur, die auf Deutschland hätte verweisen können. Und hätte es jemand geahnt und hätte sich auf die Suche nach möglichen geheimen Empfängern gemacht, es wäre ein mühsames Unterfangen gewesen. Die Baywatch Beauties hatten einfach zu viele Follower!

Natürlich gehörte Arthur-Evans nicht zu diesen Instagram-Freaks. Er besaß ja nicht mal ein eigenes Mobiltelefon, geschweige denn ein Tablet oder sonstigen Computerkrempel. Aber er wusste, dass die beiden deutschen Studentinnen am Strand von Waikiki arbeiteten und wenn er mit ihnen in Kontakt treten wollte, musste er nur hinüber nach Honolulu fahren. Dann noch den richtigen Strandabschnitt suchen, beim Schwimmen einen Krampf simulieren und es war möglich, einige Worte unter vier Augen zu wechseln. Bei der ersten Gelegenheit dieser Art informierte Vincent seine „Schutzengel“ über den gebuchten Surf-Kurs und die Lage seiner Ferienwohnung. Da die Damen ob ihrer einnehmenden Art schon bald die Erlaubnis erhielten, sich nach Feierabend bei Bedarf eines der orangenen Rettungsschlauchboote für kleine Privatausflüge auszuleihen, war es für sie umgekehrt ein Leichtes, einen Ausflug nach Kailua zu unternehmen. Der Weg zu Wasser um die Südspitze von Oahu herum war kaum weiter als der mit dem Auto durch die Berge. Auf die Idee, dass der alte graue Mann und die beiden hübschen jungen Frauen irgendetwas miteinander zu tun haben könnten, konnte unmöglich ein Mensch

kommen. Damit waren die Vorbereitungen für ihren Coup abgeschlossen. Von diesem Moment an warteten alle drei, welche Anweisungen als nächstes aus Berlin eintreffen würden.

Brüssel. Iskra strahlte vor Glück. Und sie hatte Angst. Jedenfalls ein bisschen. Die vielen neuen Eindrücke in dieser faszinierenden Stadt! Staunend betrachtete sie die prachtvollen alten Bürgerhäuser am Markt. Sie war extra einen Tag früher in die belgische Hauptstadt gereist, um sich am Abend vor dem Vorstellungsgespräch ein wenig zu akklimatisieren. Was es hier alles zu sehen gab! Natürlich das Männeken Piss. Nach dem hatte sie zuerst gesucht. Im Original sah der kleine Nackedei mit dem nie versiegenden Wasserstrahl noch besser aus als auf Fotos. Sie verliebte sich sofort in das Bronze-Männlein. Ob es möglich war, die vielen Kleidungsstücke einmal zu besichtigen, die ihm seit Jahrhunderten immer wieder geschenkt wurden?

Für das begehbare Atomium blieb am ersten Abend keine Zeit mehr. Iskra wollte am kommenden Morgen ausgeschlafen beim EU-Rat erscheinen. Auf dem Heimweg zu ihrem Hotel kam sie an einem Bier-Laden vorbei. Sie glaubte zuerst, sich zu verlesen. Nur Bier? Alles in lateinischen Buchstaben statt in Kyrillisch, das war für sie ungewohnt. Allerdings belehrte sie auch der zweite Blick, dass es dort allen Ernstes nur Bier, dafür aber über dreihundert verschiedene Sorten zu kaufen gäbe. Dreihundert! Sie hatte nicht für möglich gehalten, dass es auf der ganzen Welt so viele gab. Und das hier waren offenbar ausschließlich belgische! Unglaublich! Reizen konnte sie der Laden trotzdem nicht. Iskra trank lieber Rotwein.

Überpünktlich traf die Bulgarin am nächsten Tag bei ihrem künftigen Arbeitgeber ein. Allerdings brauchte sie Geduld. Erst dauerte es eine Weile, bis die Männer an der Pforte ihre Dokumente geprüft hatten. Dann gaben sie telefonisch im zuständigen Büro Bescheid, dass die neue Aspirantin eingetroffen sei. Als nächstes musste sie die unvermeidlichen Sicherheitskontrollen über sich ergehen lassen. Zum Schluss wartete sie noch mindestens eine Viertelstunde bis die Dame eintraf, die sie zum Gespräch in die Personalabteilung bringen sollte.

Besagte Dame wirkte in ihrem grauen Kostüm, als sei sie eine Symbiose mit dem Sichtbeton der kahlen Wände eingegangen. Prinzip: dezent, dezenter, am dezentesten. Nur nicht auffallen. Im Übrigen strahlte sie eine geschäftsmäßig unterkühlte Ruhe aus, die Iskra nicht gerade beruhigte. War sie hier wirklich am richtigen Platz? Ach was! Sie freute sich auf die neue Herausforderung viel zu sehr, als dass sie ihren Ängsten erlauben würde, von ihr Besitz zu ergreifen. Die Dame mochte Ende dreißig sein. Schwer zu sagen. Iskra würde es herausfinden.

Das Vorstellungsgespräch verlief reibungsloser und zügiger, als Iskra erwartet hatte. Auch ihre Begleiterin schien erstaunt, sie so schnell wieder zu sehen. Sie hatte draußen im Vorzimmer gewartet, um sie im Haus herumzuführen und ihr ihren künftigen Arbeitsplatz zu zeigen.

„Schön, schön“, meinte sie, „ab wann dürfen wir mit Ihnen rechnen?“

„Der Mann sagte, Anfang September.“

„Schon? Erstaunlich.“

„Ja. Ich freu mich.“

„Und Sie sind gerade erst mit dem Studium fertig geworden?“

„Ja.“

„Erstaunlich. – Wie steht es mit Ihren Fremdsprachenkenntnissen? Dass Sie fließend französisch sprechen, höre ich.“

„Oui, Madame, and english of course, ein bisschen deutsch y unas palabras de español.“

„Französisch ist am Wichtigsten. Der Ratspräsident ist Belgier. In Brüssel sprechen die meisten französisch. Außerdem sind wir oft in Strasbourg.“

„Oui, Madame.“

„Schön, schön. Wann haben Sie sich für das Praktikum beworben?“

„Ungefähr vor einem halben Jahr.“ Die Dame blieb stehen und sah Iskra misstrauisch an.

„Im Ernst?“

„Oui.“

„Erstaunlich. Dann haben die anderen womöglich recht“, sagte sie. Iskra entging der süffisante Unterton nicht. Sie war irritiert.

„Womit hat wer recht?“

„Nun“, die Beiden setzten ihren Weg durch endlose Gänge fort, „es heißt, Sie müssten Gönner ganz weit oben haben, meine liebe Iskra.“

„Warum?“ Iskra begann sich zunehmend unwohl zu fühlen. Was wollte ihr die Frau sagen?

„Nun, sehen Sie, die meisten von uns mussten jahrelang warten, bis wir die Chance auf einen Praktikums- oder gar Arbeitsplatz bei der EU erhielten. Wir mussten erst Berufserfahrung in anderen Behörden sammeln. Es gibt für alle EU-Institutionen Wartelisten. Umfangreiche Wartelisten. Haben Sie eine Idee, warum es bei Ihnen so schnell ging?“

„Tja“, Iskra überlegte, „vielleicht, weil ich so gut …“ Sie stoppte. Der schiefe Blick von der Seite sagte ihr, dass sie drauf und dran war, sich um Kopf und Kragen zu reden. Wie ließ sich der Satz zu Ende bringen, ohne die Frau zu beleidigen? Ihr kam eine Idee: „… weil ich vielleicht so gut ins aktuelle Osteuropa-Quoten-Raster passe? Ich glaube, so viele Bulgaren gibt es in Brüssel noch nicht.“

„Hm. Vielleicht. Es gibt allerdings böse Zungen, und ich sage nicht, dass das meine Meinung ist, ich habe es nur gehört, die sagen, jemand, der so schnell zum Zuge kommt, sei vermutlich vor allem … hm … gut im Bett.“ Jetzt war es an Iskra, stehen zu bleiben. Die Frau fuhr ungerührt fort: „Zum Beispiel bei jemandem, der in unsrer Hierarchie ziemlich weit oben steht. Wenn jemand so im Eilverfahren an der ganzen Warteschlange vorbei nach vorn bugsiert wird, geschieht dies meist auf Empfehlung von Leuten wie dem Präsidenten der Republik Frankreich. Die französischen Zampanos hatten und haben alle ein Faible für ‚talentierte‘ junge Frauen.“ Sie deutete die Gänsefüßchen bei „talentierte“ mit den Fingern an, um gar keinen Zweifel aufkommen zu lassen, worum es ihr ging.

Iskras Gesichtsfarbe wechselte. Von bleichem Entsetzen in tief dunkles Rot.

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Nicht ich, Kindchen. … Kommen Sie weiter, wir haben es eilig. Ich sagte ja, dass das nicht von mir kommt. Ist halt so. Gerede. Ich will Sie nur nicht ins Messer laufen lassen. Ich dachte, es wäre besser, wenn Sie wüssten, warum die Leute tuscheln, an denen wir vorbeikommen.“ Die merkwürdigen Blicke fielen Iskra jetzt auch auf. Alle Augen in dem Großraumbüro, das sie betreten hatten, schienen nur auf sie gerichtet. Sie

war also offenbar schon Stadtgespräch. Oh Gott! Am liebsten hätte sie vor Scham im Boden versinken mögen. Aber das nutzte natürlich nichts. Sie nahm all ihren Mut zusammen und versuchte, Haltung zu bewahren. Dann sagte sie, etwas lauter als in diesem großen Büro nötig, vielleicht sogar ein bisschen zu laut:

„Nein, da kann ich Sie beruhigen. Ich kenne niemanden und ich hab mich auch nicht hochgeschlafen. Ich habe mich einfach nur beworben und bekam jetzt die Einladung. Keine Ahnung, warum es so schnell ging. Vielleicht passte gerade alles."

Am Nachmittag saß Iskra in ihrem Hotelzimmer und heulte. Nach einem Ausflug zum Atomium war ihr nicht mehr zumute. Wie konnten die hier nur so gemein sein? Das Thema hochschlafen war am Vormittag noch mehrfach aufgeblitzt. Und die Blicke ihrer künftigen Kolleginnen! Die hatten sie regelrecht filetiert. Wieso? Wieso bloß? Wie kamen die auf so was? War ihr plötzlicher Aufstieg zur EU-Praktikantin wirklich so ungewöhnlich?

Nie im Leben hätte sie sich hochgeschlafen! Nein. Iskra war sicher kein Kind von Traurigkeit. Aber sie würde doch nie etwas aus Berechnung tun! Dafür war die junge Bulgarin viel zu stolz. Sie wollte die Dinge, von denen sie träumte, aus eigener Kraft schaffen. Und vor allem: Wer? Wer hätte sie protegieren sollen? Sie dachte nach. So viele Leute wussten doch gar nicht von ihrer Bewerbung. Die Eltern? Ja, aber die hatten weder Beziehungen noch Einfluss. Ein paar Kommilitonen und Professoren? Alles keine Leute, die wen kannten. Geschweige denn, dass sie mit denen geschlafen hätte. Wer noch? Eigentlich niemand. Höchsten noch Vince. Aber im Ernst, mit dem würde sie vermutlich niemals schlafen, so gern sie den alten Brummbär hatte. Oder sogar genau deswegen. Dafür war ihr seine Freundschaft viel zu wichtig. Außerdem, was sollte so ein schrulliger amerikanischer Maler denn für Beziehungen in die europäischen Institutionen …?

Wobei, was wusste sie eigentlich über den Mann? Über seine Vergangenheit hatte er nie gesprochen. Und jetzt sein merkwürdiges Verhalten? Iskra kramte ihr Smartphone heraus und scrollte zu der SMS, die sie kürzlich erreicht hatte. Eine unbekannte Nummer, kein Name, aber zweifellos von Vince.

Sie hatte sofort zurückrufen wollen, aber die Nummer war nicht erreichbar. Er schrieb etwas von Gefahren und dass das alles mit seinem Vorleben zu tun habe. Und er warnte sie eindringlich, keinen Kontakt zu ihm zu suchen. Und dann stand da noch, sie möge sich voll und ganz auf das Geschenk ihrer Brüsseler Chance konzentrieren und ihren Weg gehen. Und erneut hatte er sie als „liebe Iskra, meine Kleine“ angesprochen. Ein Geschenk. Sie hatte das als symbolische Floskel verstanden. Aber wenn sie den Text nun erneut las, mit dem Wissen um jene Dinge, die man ihr hier vorwarf … Sollte er wirklich? Aber wie? Wenn das stimmte, sie würde ihm auf der Stelle die Freundschaft kündigen. Dann hätte es keinen Sinn mehr, weiter um Anerkennung in Belgien zu kämpfen. Dann würde sie den Praktikumsplatz zurückgeben. … Nur, … nein, … völlig unmöglich! Wie sollte Vince das angestellt haben? Es musste einen anderen Grund geben. Den musste sie herausfinden. Schon, um ihr angeknackstes Selbstwertgefühl wieder in den Griff zu bekommen. Und sie musste mit Vince reden. Ja, mit Vince. Vielleicht konnte er ihr erklären, was das alles zu bedeuten hatte. Iskra beschlich das ungute Gefühl, dass er irgendetwas mit den Dingen, die gerade passierten, zu tun hatte. Was immer es sein mochte. Sie musste ihn sprechen!

Der jüngste Insta-Post der „Baywatch Beauties Hawaii“ erhielt eine umwerfende Resonanz. Die aufreizenden Posen, in denen sich Caroline und Melanie hatten ablichten lassen, ließen manchem ihrer Fans Schweißperlen auf die Stirn treten. Und einer schrieb:

„Oh Mann, ich wäre jetzt gern bei euch. Ihr seid so heiß und hier ist es so arschkalt. Ich hab schon die Skier aus dem Keller geholt. Es wird Winter!“ Ein fröhlicher Kommentar, der bei den meisten, die ihn lasen, Heiterkeit erzeugte. Nicht so bei den beiden deutschen Studentinnen. Sie lasen ihn aufmerksam und wurden dabei sehr, sehr ernst. Nach Feierabend gingen sie auf ihr Zimmer, zogen die neuen Neoprenanzüge an, packten Taucherbrille und Schnorchel ein und riefen ihren Chef an. Sie fragten, ob sie auf sein Angebot eingehen und sich eines der Außenborder-Schlauchboote für ein paar Stunden ausborgen dürften. Sie wollten es mal mit einem abendlichen Tauchgang in Küstennähe versuchen. Er erlaubte es, jedoch nicht, ohne ausdrücklich auf die Gefahren in der hereinbrech-

enden Dunkelheit hinzuweisen. Und ob er nicht vielleicht lieber mitkommen solle? Die beiden Deutschen verneinten. Vielleicht ein andermal. Sie wollten es zunächst allein probieren. Er möge sich keine Gedanken machen. Sie würden vorsichtig sein.

Kevin Gate

Vincent kam gähnend aus seiner Ferienwohnung. Irgendwie schmerzte ihm der Kopf. Die frische Luft tat gut. Eine der beiden Echsen saß im gegenüberliegenden Blumenbeet und beobachtete den zerknitterten Mann argwöhnisch. Vincent nickte ihr einen Gruß zu und kratzte sich am Bauch. Dann ging er zurück in die Stube, um Kaffee aufzusetzen. Kaffee half immer.

Seit fast vierzehn Tagen lief sein Kurs und lief von Tag zu Tag besser. Es war wirklich krass, welche Geschwindigkeiten man bei gutem Rückenwind erreichte. Okay, dafür erforderte es auch einiges an Kraft und Standvermögen, mit den Armen den Drachen zu halten und zu steuern, sich mit den Beinen gegen das Board zu stemmen und zu allem Überfluss Gleichgewicht zu halten. Er hatte zu Beginn einige Male mit der Wasseroberfläche Bekanntschaft gemacht. Das gab blaue Flecke und fühlte sich bei locker fünfzig bis sechzig Stundenkilometern an, als würde er über Sandpapier geschleift. Es gab Momente, da bereute es Vincent, sich gegen einen Neoprenanzug entschieden zu haben. Aber er hasste diese hautengen Ganzkörperkondome nun mal wie die Pest. Zum Glück gehörte Vincent zu der Sorte Mensch, die bei Rückschlägen eher in den „jetzt erst recht“ Modus verfielen, als aufzugeben. Und da er einen guten Lehrer hatte, klappte es von Mal zu Mal besser. Wahrscheinlich hatte er anfangs einfach gleich zu viel gewollt. Das lag in seinem Naturell. Das merkte er immer, wenn es auf dem Rückweg zur Surfschule hieß, mühsam gegen den Wind zu kreuzen. Das war zwar technisch anspruchsvoll, aber der Geschwindigkeitsrausch mit dem Wind war einfach geiler.

Vincent rückte den Gartentisch gerade, wischte ihn gründlich ab und holte, während die Kaffeemaschine blubberte, Butter, Milch, Wurst, Käse, Honig und Weißbrot nach draußen. Dazu schnitt er einen Pfirsich auf. Frühstück war für ihn quasi ein heiliges Ritual. Da durfte es an nichts fehlen. Seit er sich wieder allein durch die Welt schlagen musste, war diese morgendliche Stunde für ihn von Jahr zu Jahr wichtiger geworden. Das Frühstück war der Abschnitt des Tages, über den er sich bei aller Zurückgezogenheit als Teil der Zivilisation definierte. Egal, wie deprimiert er manchmal sein mochte, morgens im Bett zu bleiben und ohne

Frühstück irgendwie durch den Tag zu gammeln, kam für Vincent nicht infrage. Er hätte seine Selbstachtung verloren. Wenn es erst so weit käme, würde er einen gediegenen Selbstmord bevorzugen.

Heute allerdings sollte sein Frühstückstisch besonders hübsch aussehen. Vincent schlenderte ums Haus und pflückte ein paar große rote und gelbe Blüten aus den Heckensträuchern. Die drapierte er auf seinem Tischchen. Dummerweise hatte er am gestrigen Abend vergessen, frische Eier zu kaufen. Die wären jetzt der krönende Höhepunkt gewesen. Gut, musste es ohne gehen. Ihm fiel auch wieder ein, warum er die Eier vergessen hatte. Und warum ihm der Kopf weh tat. War ein schöner Abend gewesen, gestern. Beim Gedanken daran, zog sich ein breites Grinsen über sein Gesicht. Die Sache war nämlich die:

Am Nachmittag, immer wenn Vincent alias Arthur-Evans G. Wolf seine Trainingseinheit hinter sich hatte, blieb er noch eine Weile am Tresen in der Surfschule sitzen. Einfach, um nach der sportlichen Anstrengung runter zu kommen. Er bestellte Würstchen und Bier. Das war dann meist gleich sein Abendbrot. Entgegen der Behauptung des alten Karnevalsschlagers, es gebe kein Bier auf Hawaii, erwies sich das hiesige Longboard Pils als durchaus genießbares Gebräu. Und in der Regel musste er es nicht allein trinken. Mal blieb einer seiner Mitschüler aus dem Kurs bei ihm sitzen, mal gesellte sich die Tresen-Fee auf ein Pläuschchen zu ihm.

Die Dame hieß Josie. Sie war nicht mehr ganz jung, hatte in ihrem Leben schon einige Männer verbraucht, eine Tochter großgezogen und sich trotz aller Höhen und Tiefen ihre Frohnatur bewahrt. Die Frau war nicht unattraktiv. Vincent hatte sich zu dieser Josie sofort hingezogen gefühlt. Tja, und da diese wiederum den frischgeschiedenen Typen aus dem Norden auch nicht unsympathisch fand … Vincent musste amüsiert zur Kenntnis nehmen, dass sie anscheinend das dringende Bedürfnis verspürte, den armen Arthur in seinem Elend ein bisschen trösten zu müssen. Bisschen Mutter Theresa spielen.

Wenn es darüber später wurde, so wie gestern, kam meist Kevin vom nahen Fliegerhorst herüber und gesellte sich zu den beiden. Kevin war Soldat. Besser gesagt: Unteroffizier. Sergeant. Um diese Zeit hatte er Dienstschluss. Dann genehmigte er sich hier beim Minimart in der

Surfschule ein Feierabendbierchen. Er war ein schmächtiger Bursche mit dicker Brille. Nur ganz selten erschien er in Begleitung von Kameraden. Josie kannte ihn. Kevin war Stammkunde. Sympathisch aber ein bisschen depressiv. Auch ein Kandidat für ihre mütterliche Fürsorge. Damit blieb es nicht aus, dass Vincent mit dem jungen Mann ins Gespräch kam. Irgendwie schien der sich nicht so recht wohl zu fühlen, in seinem Job. Wobei er nie wirklich verriet, welchen Beruf er auf dem kleinen Flugplatz eigentlich genau ausübte. Militärisches Geheimnis. Top secret, meinte er nur.

Nun, der Kontakt zu dem Knaben kam Vincent sehr gelegen. Er versuchte, das Vertrauen des Jungen zu erlangen. Vielleicht würde Kevin ihm irgendwann mehr erzählen. Denn was es mit dieser Air Base Kriminelles auf sich haben sollte, leuchtete dem alten Kämpen trotz längerer Beobachtung nicht ein. Die Anlage wirkte im Vergleich zu den übrigen militärischen Einrichtungen auf Oahu geradezu mickrig. Sie schien eher auf innerhawaiianische Transporte und Übungsflüge spezialisiert zu sein. Für größere Flugzeuge hätten die Landebahnen gar nicht ausgereicht. Vincent hatte bisher weder Kampfjets gesichtet, noch bemerkenswerte Gebäudekomplexe. Gut, konnte natürlich einiges unterirdisch liegen, aber im Ernst, dann hätten da auch mehr Leute aus- und eingehen müssen, als die Handvoll, die er bisher gezählt hatte. Und diese Handvoll kannte er mittlerweile ziemlich genau und konnte sie weitgehend den Namen, die er in Berlin gelernt hatte, zuordnen.

Kevin mit der dicken Brille gehörte nicht zu diesen Namen. Dass er Pilot war, stand allein wegen besagter Brille nicht zur Debatte. Vincent tippte auf Versorgungseinheit. Küchenbulle oder so. Denn wenn der Junge Privates erzählte, dann redete er meist über exotische Gerichte und seine Rezept-Sammlung, die er ständig im Selbstversuch erweiterte. Hawaii bot dafür beste Bedingungen. Wenn es etwas in den Supermärkten im Überfluss gab, dann waren es Früchte, Gemüse, Kartoffeln und so weiter. Alles in den unterschiedlichsten Variationen und Unterarten. Vincent hatte zum Beispiel eine Kartoffelsorte entdeckt, die entwickelte riesige Knollen. Und wenn man diese Knollen aufschnitt, waren sie innen orange. Fast wie Möhren. Und das Verrückteste: Gekocht schmeckten die Dinger tatsäch-

lich wie Kartoffeln mit Möhrenbeilage. Man musste sie nur noch salzen und etwas Butter zugeben.

Vincent war begeistert. Womit er ein Gesprächsthema mit dem Soldaten hatte, das unverfänglicher nicht sein konnte. Tja, und gestern war es darüber mal wieder spät geworden. Was jedoch nicht allein an ihrem Gesprächsthema lag. Sie befanden sich mitten im schönsten Rezepte-Austauschen, als zwei ziemlich besoffene Typen hereingeschneit kamen. Eigentlich hatte der Minimart längst geschlossen. Josie erklärte den Beiden daher, sie könne ihnen sicher noch ein Bier verkaufen, dann müssten sie aber gehen. Sie müsse jetzt endlich dicht machen. Das wollten die beiden Fremden absolut nicht einsehen. Da säßen schließlich zwei Leute, zu denen könne man sich doch dazu setzen. Die würden gleich gehen, meinte Josie. Es half nichts. Einer der beiden Saufkumpane wurde handgreiflich. Kevin sprang auf … und fand sich mit zerbrochener Brille und blutender Nase auf den Dielen wieder. Josie wollte die Polizei rufen. Vincent blieb keine Wahl. Es ging alles sehr schnell. Die Störenfriede jammerten zum Steinerweichen und versprachen hoch und heilig, sich nie mehr in diesem Haus blicken zu lassen. Dann zogen sie ziemlich ramponiert ab.

Josie versorgte den blutenden Kevin. Danach spendierte sie ihren beiden Rettern eine Runde Longboard. Es blieb nicht bei der einen, denn nun sah Kevin sich genötigt, seinerseits für Unterstützung und medizinische Versorgung zu danken. Worauf Arthur-Evans meinte, sich revanchieren zu müssen. Weil Kevin aber schon vor der Schlägerei kräftig getankt hatte und sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, beschlossen die drei Helden, damit und mit ihrer netten Unterhaltung erst am kommenden Abend fortzufahren. Kevin versprach, gleich nach Dienstschluss zu erscheinen. Außerdem würde er gern ein paar Sachen zum Grillen mitbringen. Vielleicht unten am Strand? Falls Josie nichts dagegen habe? Hatte sie nicht und an der Schule gab es sogar einen passablen Grill, den jeder, der mochte, gegen einen kleinen Obolus ausleihen konnte.

Beim Verlassen der Surfschule mussten sich die drei gegenseitig stützen. Josie vertrug nicht so viel und Arthur hatte solche Mengen Alkohol schon länger nicht mehr konsumiert. Nach Kevins Abschied ergab sich die nächste Schwierigkeit. Josie wohnte ziemlich weit weg von

der Surfschule. Normalerweise stellte das mit ihrem Auto kein Problem dar. Aber in ihrem momentanen Zustand? Das Risiko, Ärger zu bekommen oder gar irgendwo im Straßengraben zu landen, wäre einfach zu hoch gewesen.

Vincent holte den fertigen Kaffee nach draußen. Dazu zwei große Pötte, die er fast randvoll goss. Der Kaffeeduft und der Anblick seines reich gedeckten Tisches ließen ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Er drehte sich um und schlurfte ins Zimmer zurück.

„Good morning! Coffee is ready!“ Zur Antwort erklang ein ärgerliches Knurren aus seinem Bett. Vincent trat einen Schritt näher und zog Josie die Decke weg. „Time to stand up. Come on, Baby.“

„What the fuck …? Oh.“ Anscheinend realisierte die Frau erst jetzt, in welchem Bett sie soeben erwachte. Vincents Kopfschmerzen waren wie weggeblasen. Er amüsierte sich königlich über das verstörte Gesicht auf seinem Kopfkissen.

„Höchste Zeit aufzustehen, Baby. Wenn du dich nicht beeilst, müssen wir ohne Frühstück zur Schule.“

„Oh … my …God!“ Josie richtete sich auf. „Wie spät ist es eigent…“ Sie entdeckte ihre Armbanduhr auf dem Nachtschränkchen und erschrak erneut. „Oh my God!“ Sie sprang aus dem Bett. „Hättest du mich nicht eher wecken können, du verdammter Bastard?“

„Ich mag dich auch!“ erwiderte Vincent und nahm das fluchende Wesen in seinen Arm. Der Versuch, ihr einen Kuss zu geben, misslang. Sie wand sich aus seinen Armen und verschwand Richtung Bad. Dabei nuschelte sie etwas in der Art wie:

„Ja, ja schon gut. Bild dir bloß nichts ein. Nur weil ich mal mit dir gepennt hab. Das will gar nichts heißen. Au, tut mir der Kopf weh. Wir kommen zu spät!“ Und lauter: „Kaffee eingießen! Zack zack. Schneid mir einen Bagel auf, Arthur! Kannst ihn auch schon toasten und Butter drauf schmieren. Ich komme gleich.“

„Wie Madame befehlen“, antwortete der Angesprochene. „Allerdings hab ich keine Bagel und keinen Toaster, nur Weißbrot.“

„Auch egal. … Oh Mann, ich hab nicht mal eine Zahnbürste mit.“

„Nimm meine!“

„Danke, Arthur."

„Und in dem kleinen Regal liegt ein frisches Handtuch."

„Danke, Arthur." Vincent setzte sich in seinen Gartenstuhl und streckte die Beine aus. Das Leben konnte so schön sein! Er nahm einen Schluck Kaffee. Wenn sie ihn nur nicht immer Arthur nennen würde. Nicht zu ändern. Besser so als das komplette Arthur-Evans G-Punkt Gedöns.

Vincent musste nicht lange auf Josie warten. Wortlos betrachtete sie seine aufgebauten Herrlichkeiten. Seinen fragenden Blick beantwortete sie mit einem mürrischen:

„Rührei mit Schinken wär mir lieber gewesen!" Na großartig. Die Frau schien bis über beide Ohren in ihn verliebt zu sein. Es fehlte nicht viel, und Vincent hätte lauthals losgeprustet. Er hielt sich aber zurück, griff entspannt eine Scheibe Weißbrot und bestrich sie genüsslich mit Butter und Honig.

„Wenn ich geahnt hätt, dass du zu Besuch kommst, hätt ich Eier und Schinken besorgt." Sie stocherte im Käse herum.

„Wieso bin ich überhaupt hier?"

„Du wirst Deine Gründe haben."

„Hab ich?"

„Denk schon."

„Aha." Stille. Bis auf das Gezwitscher der Vögel und das Rascheln der Echsen im nahen Gesträuch. Einträchtig saßen die beiden Menschen kauend und Kaffee schlürfend nebeneinander und lauschten in sich hinein. Josie war sich keineswegs sicher, ob sie es für eine gute Idee halten sollte, Arthur in sein Ferienhaus gefolgt zu sein. Eigentlich wollte sie sich den Stress mit irgendwelchen Beziehungen nicht mehr machen. Blöderweise sagte ihr Bauchgefühl, dass es mit diesem Kerl womöglich nicht bei einem One-Night-Stand bleiben würde. Wäre sie nur gestern Abend lieber nach Hause gelaufen. Allein. Auch wenn es ein verdammt weiter Weg war. Wäre besser gewesen. Ärgerlich. Und diese Stille war auf Dauer schon gar nicht zu ertragen. Sie kramte in ihrem Gedächtnis nach unnützem Wissen für eine unverfängliche Kommunikation.

„Ähm, wusstest du, dass die Chance, von einem Blitz erschlagen zu werden, statistisch gesehen vierzehn Mal höher liegt, als für einen Sechser im Lotto? Trotzdem hört und liest man immer nur von Lottomillionären

und selten von Blitztoten. Komisch oder?“ Vincent zuckte mit den Schultern.

„Schätze, dafür gibt es eine logische Erklärung. Die Erblitzten machen um ihr Ableben nicht so viel Gewese und kaufen sich hinterher auch kein neues Auto!“

„Pfff …“ Sie kicherte. Wobei ein paar Brotkrümel aus ihrem Mund sprudelten. Peinlich berührt polkte sie die mit der Hand vom Tisch und ihrer Hose und schüttelte sie ins Gebüsch. „Spinner.“

„Is doch so.“

„Mag sein. … Sag mal, Arthur, warst du eigentlich mal Kampfsportler oder so?“

„Wie kommst du darauf?“

„Wie du die beiden Idioten platt gemacht hast, das erinnerte irgendwie an Wrestling oder so.“ Vincent überlegte. Jetzt brauchte er eine gute Ausrede.

„Weißt du“, druckste er, „das ist … Also ja, ich hab mal Judo gemacht. Für den Hausgebrauch. Lange her.“

„Dafür warst du aber ziemlich reaktionsschnell.“

„Ach, meinst du? Nein, das sah nur so aus. Ich halt mich halt fit. Sonst würde ich ja auch den Surfkurs nicht machen. Und die Jungs waren so blau, die konnten sich ja kaum auf den Beinen halten.“

„Kevin hatte keine Chance gegen die.“

„Kevin. Hm. Na gut, aber der ist doch sowieso bisschen unterbelichtet.“

„Sag das nicht. Der ist eigentlich ein ganz helles Köpfchen. Nur, ich glaub, bei der Air Force ist der fehl am Platz. Der gehört nach Silicon Valley, oder so.“ Josie trank einen Schluck Kaffee, bevor sie fortfuhr.

„Hat der dir mal erzählt, was der macht, in seinem Laden drüben?“

„Nein. Meinte, das sei streng geheim.“

„Wichtigtuer. Hat sich neulich bei mir ausgeheult.“

„Ausgeheult?“

„Ja. Der war nämlich nicht immer so. Weißt du, am Anfang schien ihm der ganze Militärkram Spaß zu machen. Aber vor ein paar Monaten war damit Schluss. Von einem Tag zum anderen. Da hat er sich abends bei mir die Kante gegeben und ich hab ihm im Gegenzug ein paar verbale

Streicheleinheiten verabreicht. Na ja, und da hat er mir dann dies und das erzählt.“ Vincent wurde neugierig.

„Und was genau hat er erzählt?“

„Tja, wahrscheinlich darf ich das gar nicht weitertratschen oder so, aber was soll‘s. Bist ja bald wieder in North Dakota.“ Sie stopfte sich ein Stück Weißbrot in den Mund, kaute, schluckte, spülte mit Kaffee nach und begann zu erzählen. „Wenn ich ihn richtig verstanden hab, ist er so ein Computer-Freak.“

„Kein Koch?“

„Nee, das is sein Hobby. Zur Air Force hat er sich gemeldet, weil er dachte, da gibt es gutes Geld, er kommt in der Welt rum und sitzt nicht nur im Bunker wie bei den Firmen im Silicon Valley. Außerdem waren ihm die Typen oben in Frisco alle zu arrogant. Tja, aber hier gibt es nun mal Befehlsketten und am Ende saß er auch nur im Bunker. Ich glaube, die basteln da drüben in der Basis vor allem an Software für den großen Tower auf der anderen Seite der Insel. Koordination der Starts und Landungen oder so. Nichts Anspruchsvolles. Dabei hat er sich zu Tode gelangweilt. Um sich abzulenken und weil er sich unterfordert fühlte, muss er eine lukrative Nebenbeschäftigung angefangen haben. Er machte seinen Schnitt, kam total happy zu mir in die Schule und meinte, er hätte jetzt ausgesorgt. Das änderte sich aber bald. Die Leute, auf die er sich eingelassen hatte, wollten mehr von ihm. Und wenn ich ihn richtig verstehe, haben sie was gegen ihn in der Hand oder so.“

„Und weißt du, worum es da geht?“

„Keine Ahnung. Geht mich nichts an. Muss irgendwie mit dem neuen Internetgeld zu tun haben.“

„Kryptowährungen? Bitcoins?“ Vincent hatte seine Dossiers gründlich durchgearbeitet. Viele Begriffe musste er auswendig lernen, denn wozu jemand solche Kryptowährungen brauchte, verstand er beim besten Willen nicht.

„Kann sein. Irgend sowas. Damit kannste nur spekulieren oder so. Bier kriegste bei mir für so windiges Zeug nicht.“

„Hm. Und was hat das mit seinem Job zu tun?“

„Na ja, wenn du mich fragst: Hätte er einen anständigen Job, hätt er vielleicht gar nicht erst mit solchem Unfug angefangen.“ Sie trank ihren

letzten Schluck Kaffee aus und sprang auf. „Genug gelabert. Ich muss los. Kommst du mit?“ Nachdenklich schüttelte Vincent den Kopf.

„Geh du voraus. Ich räum erstmal auf, dann komme ich nach.“

„Na gut. Vielleicht besser, wenn man uns nicht zusammen sieht.“ Josie lächelte. Ach was, dachte sie. Warum nicht? Ist halt ein Abenteuer oder so. Sie beugte sich zu Arthur und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. „Danke fürs Frühstück!“ Sprach’s und huschte durch die kleine Pforte in der Hecke. Vincent sah ihr nach. Merkwürdige Geschichte. Weiter kam er nicht, denn Josie steckt ihren Kopf übers Gartentürchen. „Übrigens: Die Postbotin hat gerade ein Paket für dich hier draußen abgestellt, soll ich dir sagen. Sie hatte es sehr eilig.“

„Ein Paket?“

„Ja, sieht aus wie von dem Versand, wo wir unsere Ausrüstung kaufen. Neoprenanzüge und solche Sachen. Hast du dir endlich einen bestellt?“

„Äh …?“

„Wollt‘s nur ausgerichtet haben. Rein tragen musst du ihn selber. Sorry. Is mir zu schwer. Haste wohl gleich Sauerstoffflaschen mit gekauft, zum Tauchen oder so? Erzähl‘s mir nachher, ich bin spät dran, bye bye!“ Schwer? Sollten Sushi und Ikea etwa ...?

„Danke!“ Er hatte es plötzlich sehr eilig. Wenn es das war, was er vermutete, dann … dann waren die beiden Verrückten wirklich von allen guten Geistern verlassen. Ein Paket! Vor der Gartenpforte! Quasi auf der Straße. Einmal mit Profis arbeiten! Nur ein einziges Mal!

Vincent hatte sich nicht getäuscht. Das Paket enthielt tatsächlich einen Neoprenanzug. Aber auch Gummihandschuhe. Und eine halbautomatische Schnellfeuerwaffe, zwei kleine Pistolen. Eine davon mit Schalldämpfer. Insgesamt fünfzehn volle Magazine für die drei Schusswaffen, einen ziemlich robusten Doppelklingendolch mit ein paar Extras, wie ihn Kampftaucher verwendeten sowie eine Armbanduhr mit eingebauter Drahtschlinge. Die letztgenannten beiden Gegenstände waren die einzigen, die er sich ausdrücklich für den Einsatz ausgewählt hatte. Es ging aber weiter. Als nächstes packte Vincent ein elektronisches Spezialgerät mit mehreren Werkzeugen aus, dessen zentrale Einheit einem handelsüblichen Tablet nicht unähnlich sah und mit dem sich Codeschlösser öffnen ließen. Außerdem einen Seitenschneider, einen Klappspaten,

Kabelbinder, Plastiksprengstoff inklusive Zeitzünder, Blendgranaten und Tränengas. Nicht zu vergessen die angekündigte Abhörtechnik. Hightech-Wanzen und Microkameras. Das Eintreffen der Ausrüstung bedeutete, dass er zuschlagen sollte. Die NSA hatte demnach das Geheimnis der Datenströme aus Hawaii nicht allein lüften können. Na Prima!

Kopfschüttelnd stand der Mann vor seinem Waffenarsenal. Er hatte die Sachen so auf seinem Bett ausgebreitet, dass sich bei unerwartetem Besuch schnell die Decke drüber werfen ließ. Er kapierte nicht, was er sah. Was sollte das? Was hatten die sich bei der Zusammenstellung gedacht? Gingen die ernsthaft davon aus, dass er sich in Rambo-Manier durch den Zaun beißen würde, um anschließend als Einmann-Armee das IT-Zentrum der Air Base zu erstürmen? Ein Frontalangriff auf eine militärische Einrichtung der Vereinigten Staaten? Schwachsinn. Ein Himmelfahrtskommando.

Nicht dass er was gegen sein plötzliches Ableben gehabt hätte. Aber doch nicht auf so hinterfotzige Art! Gesetzt den Fall, nur mal hypothetisch, er würde tatsächlich Lust verspüren, seinem Leben ein Ende zu setzen, dann wären ihm definitiv spannendere Methoden eingefallen als ausgerechnet diese. Beim Sex mit einer hübschen Selbstmord-attentäterin vielleicht oder per Kopfsprung in ein Bierfass. Aber doch nicht so! Hielten die ihn für einen komplett naiven Trottel? Für einen hirnlosen Idioten? Oder waren die am Ende selber naiv genug, um tatsächlich zu glauben, auf diese Weise etwas herausfinden zu können? Klar, im Prinzip entsprach das vermutlich den gewohnten Denkmustern von Miranda Sternberg. Die hatte sie beim Wechsel vom Mossad zur Bundeswehr natürlich nicht abgelegt. Sie hatte das ja ziemlich präzise beschrieben, als sie von ihrem Einsatz im Dschungel sprach. Einfach losmarschieren. Einfach etwas riskieren und dann schaun, wie sich die Sache entwickelt. Ohne Rücksicht auf Verluste. Der Zweck heiligt die Mittel. Machiavelli lässt grüßen.

„Nicht mit mir!“ dachte Vincent. „Streng deinen Kopf an, Alter! Es muss andere Möglichkeiten geben.“ Im nächsten Augenblick wurde ihm klar, dass es tatsächlich eine andere Möglichkeit gab. Er nahm den Spaten, schlenderte ums Haus und grub zwischen den Sträuchern ein schönes tiefes Loch. Bis auf den Neoprenanzug, die Uhr, den Dolch und natürlich

den Spaten packte er alles wieder in den Karton, verschloss ihn ordentlich, nahm einen großen blauen Müllsack aus dem Küchenspind, stopfte das Paket hinein und versenkte es in der Grube. Den Rest vom Erdaushub verteilte er gleichmäßig über das Beet und streute die Blüten vom Frühstückstisch so darüber, als wäre sie eben vom Strauch gefallen. Er wusch sich die Hände, räumte den Tisch ab, packte das Geschirr in den Spüler. Dann machte sich Vincent auf den Weg zur Schule.

In der Mittagspause sprach ihn Josie an.

„Und, wie fuhr sich's in Neopren?"

„Nicht mehr ganz so schmerzhaft beim Stürzen. Aber ich glaub, ich lass ihn morgen wieder weg. Ich brauch den frischen Wind am Körper."

„Was war denn noch in der Kiste, dass sie so schwer war?"

„Wie du gesagt hast: Taucherzeug. War 'ne fixe Idee. Aber ich hab es wieder zurück geschickt. Wenn ich Kite-Surfen lerne, reicht es. Manchmal schieße ich einfach übers Ziel hinaus, weißt du?"

„Scheint so." Sie lächelte. „Apropos: Sag mal, Arthur, hättest du was dagegen, wenn ich heute Abend nicht mit euch grillen und saufen würde? Ich bin noch total fertig von gestern und daheim wartet einiges an Arbeit auf mich."

„Da bin ich nicht böse. Im Gegenteil. Ich glaube, nach dem, was ich von dir heute Morgen gehört hab, sollte ich mir unseren Kevin mal unter vier Augen zur Brust nehmen."

„Und was soll das bringen?"

„Ich kenne Typen, die ihm vielleicht helfen können." Josie betrachtet den Mann skeptisch.

„Du kennst Typen?"

„Genau genommen Frauen."

„Frauen?" Sie zog die Augenbrauen hoch.

„Komm schon, wegen einer gemeinsamen Nacht wirst du doch nicht gleich eifersüchtig werden?"

„Eifersüchtig? Ich? Du träumst." Vincent lachte.

„Okay, du, dürfte ich trotzdem eine Bitte loswerden?"

„Sprich!"

„Könnte ich mir dein Auto leihen? Ich müsste in Sachen Kevin kurz rüber nach Honolulu."

„Ach? Die Frauen sind hier auf der Insel? Das wird ja immer besser."

„Ja oder ja?"

„Von mir aus. Hauptsache, du bist bis Feierabend zurück."

„Du bist ein Schatz!"

„Gib dir keine Mühe. Beeil dich lieber."

Zurück von seinem Ausflug, ließ Vincent sich von Josie den Grill und eine Kiste Longboard herausgeben. Er bestand darauf, die Kiste komplett und sofort zu bezahlen. Wusste er, was die Nacht brachte? Josie musterte ihren Arthur. Und wieder meldete sich ihr Bauchgefühl. Diesmal jedoch ganz anders als heut Morgen. Sie küsste ihn.

„Pass auf dich auf!"

„Mach ich." Kevin zeigte sich enttäuscht, als er hörte, Josie würde nicht bleiben.

„Dann hab ich ja viel zu viele Grillsachen." Vincent lachte und zwinkerte ihm zu.

„Wer weiß. Es gibt nicht nur eine schöne Frau auf dieser Welt." Kevin sah ihn verständnislos an. Er kam aber nicht dazu, irgendetwas zu fragen, denn Vincent zog ihn näher und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Tu mir einen Gefallen: Smartphone aus, Akku raus, SIM-Card raus. Im Idealfall alles, wo du persönliche Daten drauf hast, vernichten oder wenigstens für die nächsten Stunden irgendwo hier verstecken! Nichts Technisches an den Strand mitnehmen!"

„Äh … ?" Vincent sprach in normaler Lautstärke weiter.

„Tja Mensch, ich hab trotzdem den ganzen Kasten gekauft. Wird's reichen? Ich hoff's. Kann eine lange Nacht werden. Aber nimm nichts mit an den Strand, das wir nachher im Sand verlieren können. Im Dunkeln findet man nichts wieder. Fröhlich hieb er dem verdutzten Kevin auf die Schulter. Showtime folks!" Zögernd folgte der Soldat der Aufforderung. Nach und nach schleppten die beiden ungleichen Männer Grill, Bier, Kevins Einkäufe, zwei Klappstühle und ein Gartentischchen, Geschirr, Essbesteck sowie etliche dicke Holzscheite für ein Lagerfeuer von der Surfschule zum Strand. Vincent bestand darauf, das Lager dicht am

Wasser aufzubauen und genügend Abstand zur Düne zu halten. Auf Kevins fragenden Blick nahm er ihn in den Arm, kehrte dem Deich den Rücken zu und tat so, als wolle er dem Freund die Schönheit des abendlichen Meeres nahebringen. Was er ihm jedoch sagte, war Folgendes:

„Reine Vorsichtsmaßnahme. Wenn wir hier vorn stehen und Richtung Meer sprechen, dann hörst du, selbst wenn du mit einem weitreichenden Richtmikro da hinten im Gestrüpp liegst, nur Meeresrauschen. Und von den Lippen lesen kann auch keiner."

„Was soll das alles? Will uns wer ausspionieren?"

„Das wüsste ich gern von dir, mein lieber Kevin? Hast du was ausgefressen?"

„Arthur, what the fuck …"

„Hör auf rumzueiern und benimm dich endlich wie ein Mann! Wem willst du was vormachen? Dass du die ganze Zeit, seit wir uns kennen, ständig depri durch die Kante schießt? Geschenkt. Gibt so Leute. Aber gestern Abend, die Nummer … Ich hab mir das durch den Kopf gehen lassen. Das war kein Zufall. Die Typen waren längst nicht so betrunken, wie sie uns vormachen wollten. Mann, die Nummer ist der Klassiker. Wie früher im Wilden Westen. Bei einer Kneipenschlägerei kann immer jemand zu Schaden kommen. Die haben ganz bewusst provoziert. Ob sie dich gleich kalt machen oder dir nur einen Schuss vor den Bug geben wollten, damit du nicht aussteigst? Ich weiß es nicht. Das einzige, womit sie nicht gerechnet hatten, war, dass ich dabei war und mich mit solchen Idioten auskenne. Fakt ist, dass Josie bei der Gelegenheit wahrscheinlich auch Federn gelassen hätte." Er schüttelte den Kopf. „Alter, du gefährdest nicht nur dich sondern auch deine Mitmenschen. Und genau deswegen werden sie uns jetzt ganz genau beobachten, um zu erfahren, was es mit mir auf sich hat." Das war zwar nun alles reine Spekulation von Vincent, aber … Erstens konnte es tatsächlich so sein. Zweitens erschien es ihm hilfreich, den Knaben ein bisschen unter Druck zu setzen. Von Freund zu Freund. Kevin sah Vincent verzweifelt an.

„Und du meinst wirklich?"

„Ja! Was isses? Spekulationen mit Kryptowährungen? Trojaner? Werkspionage? Missbrauch militärischer Computer zur persönlichen Bereicherung?"

„Woher weißt du …?“ Kevin zitterte. Er musste sich setzen. Vincent machte zwei Flaschen Longboard auf, reichte eine seinem Freund und setzte sich neben ihn.

„Spielt keine Rolle. Also?“

„So ähnlich.“ Kevin war jetzt alles egal. Er kam wohl nicht umhin, reinen Tisch zu machen. Ganz ausführlich berichtete er, wie alles gekommen war. Tatsächlich hatte es mit Langeweile im Dienst angefangen. Als die Netzwährung Bitcoin damals so gewaltige Kurssprünge erlebte und andere Anbieter begannen, ähnliches auf dem Markt zu platzieren, kam ihm die Idee, ein bisschen mitzuspielen. Leichtsinnigerweise gleich auf seinem Dienstrechner. Bei dem Versuch, seine privaten Aktivitäten in Untermenüs zu verstecken, fiel ihm auf, dass da bereits ein Trojaner steckte. Ganz unauffällig. Nichts, was den Betrieb störte. Im Gegenteil. Jemand nutzte die Rechner der Air Base, um Daten der US-Streitkräfte abzuziehen und, was schlimmer war, über den internen Server getarnt Störsoftware weiterzuleiten. Das hätte Kevin nun natürlich sofort melden müssen. In seiner Angst, sein eigenes verbotenes Tun dabei offenbaren zu müssen, geriet er in Panik. Er kannte sich mit derartigen Dingen eigentlich recht gut aus und glaubte sicher, den Trojaner irgendwie stillschweigend loswerden zu können. Stattdessen jedoch kontaktierte ihn plötzlich jemand. Und zwar jemand, der den Cyberangriff offenbar steuerte. Er oder sie hatte mitbekommen, dass Kevin zwar seine Aktivitäten enttarnt, aber offenbar nicht offiziell gemeldet hatte. Daraufhin nahm sich die Person mit Hilfe hocheffizienter Spyware Kevins Server vor und entdeckte die illegalen Spekulationen. Wie frei sie sich in eigentlich streng gesicherter militärischer Computertechnik bewegte, irritierte und faszinierte Kevin. Da der oder die Unbekannte ihn vor die Wahl stellte, entweder gewinnbringend zu kooperieren oder mit nunmehr sogar zwei Verfehlungen hinter Gittern zu verschwinden, gab Kevin klein bei. Allerdings hoffte er, nach einigen kleineren Dienstleistungen, aussteigen zu dürfen. Ein Irrglaube. Die andere Seite hatte ihn nun endgültig in der Hand.

Vincent wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Unter diesen Umständen konnten seine Spekulationen zum gestrigen Abend und der Gefahr, aktuell observiert zu werden, durchaus der Wahrheit entsprechen.

Die Gangster würden wissen, dass die NSA ihnen im Nacken saß. Vielleicht wussten sie sogar schon von Ikea und Sushi. Seit gestern wussten sie in dem Fall sogar von ihm. Wahrscheinlich, ohne sich darauf einen Reim machen zu können, aber immerhin. Vincent hoffte inständig, sich zu irren. Denn es war in solchen Kreisen normal, im Zweifel vorhandene Vertriebswege zu kappen und stattdessen neue, sicherere aufzubauen. Und kappen bedeutete: gründlich kappen. Inklusive Beseitigung von Mitwissern und Beweismaterial. Eine Zeitbombe. Wenn er den kleinen Zipfel, den er gerade in die Hand bekommen hatte, behalten wollte, musste er schnell handeln. Sofort! Im Interesse von Kevin. Er musste ihm einen Ausweg bieten. Und ihn beruhigen.

„Pass auf Kevin. Noch besteht kein Grund zur Aufregung. Selbst wenn sie uns tatsächlich beobachten sollten. Solange sie nicht genau wissen, was hier passiert beziehungsweise was du schon weitergegeben hast und an wen, werden sie weder dich noch mich erschießen. Am besten, du wirfst jetzt ganz entspannt den Grill an und legst ein paar leckere Steaks drauf. Ich bleibe hier sitzen und erzähl dir eine Geschichte. Okay?“

„Okay.“

„Gut. Die Geschichte ist eigentlich ein Märchen. Hat mir ein alter Indianer vom Volk der Sioux erzählt. Oben in North Dakota.“

„Ich hasse Märchen.“

„Klappe, Kevin! … Hör mir einfach zu und programmier deine Gehirnwindungen auf logisches Denken. Folgendes erzählen sich die Sioux: Es war einmal ein junger Krieger. Der wollte heiraten. Er hatte aber noch keine Heldentaten vollbracht. Außerdem liebte seine Angebetete kleine bunte Steine, wie sie in den Bergen vorkamen. Weswegen er beschloss, in die Berge zu ziehn, die Höhle eines Berggeistes zu suchen und sich dort die Taschen mit den bunten Steinen vollzustopfen. Damit würde er gleich beide Fliegen mit einer Klappe schlagen. Heldentat vollbringen und Frau gewinnen. Glaubte er. Gesagt getan. Er wanderte durch die Berge und fand wirklich eine Höhle, die voller bunter Steinchen lag. Freudig stürzte er hinein und griff mit beiden Händen zu. Im gleichen Augenblick schloss sich jedoch hinter ihm der Berg und vor ihm erschien der Berggeist. ‚Frevler!‘ schrie der. ‚Für diesen

frechen Diebstahl bleibst du auf ewig mein Gefangener und musst mit mir jeden Abend Schach spielen.‘“

„Schach? Sioux?“

„Ja, nee, vielleicht auch ein anderes Spiel. Is lange her. Jedenfalls lautete die Botschaft: ‚Du bleibst auf alle Zeit lebendig begraben, siehst deine Schnecke nie wieder und gehst auch nicht in die Ewigen Jagdgründe ein.‘ Das war ein schwerer Schlag ins Kontor. Vor allem die Nummer mit den Ewigen Jagdgründen. Die ist für die Rothäute bekanntlich ungemein wichtig. Deshalb jammerte und lamentierte der junge Krieger furchtbar. Was dem Berggeist heftig auf die Nerven ging. Er unterbreitete ihm ein Angebot: ‚Oben, auf dem Gipfel des Berges, steht ein großer Honigtopf. Ein Topf, der nie leer wird. Den hat der gute Manitu da hingestellt, damit alle Bienen die leckere Süßigkeit von dort holen und unter die Menschen verteilen können. Bring mir den Topf. Gelingt es dir, packe ich dir persönlich ein schönes Beutelchen für deine Braut und du kannst deiner Wege ziehn. Bringst du ihn mir allerdings nicht, werde ich dich von meinen Felsen zermalmen lassen. Und auch in dem Fall, du weißt, zermalmter Brei kommt nicht in die ewigen Jagdgründe. Anders ausgedrückt: Fluchtversuch zwecklos!‘ Mit diesen Worten entließ der Berggeist den jungen Krieger aus seiner Höhle.

Der nahm die Sache sportlich. Was sollte schon schwer daran sein, einen Honigtopf vom Berggipfel zu holen. Er musste ja nur aufpassen, nichts zu verschütten, dachte er.“

„Kommt drauf an, wie schwer der Topf ist.“

„Stimmt. Aber so weit dachte der Krieger gar nicht. Gut. Der Berg war flink erstiegen. Da stand der Topf. Unser Sioux griff zu und … da fuhr mit Blitz und Donner der gute Manitu vom Himmel herunter. ‚Kerl!‘ schrie der. ‚Was wagst du? Den Topf habe ich für alle Menschen aufgestellt. Zur Strafe für dein dreistes Verbrechen werde ich dich verwandeln. Was wäre dir lieber: eine Heuschrecke, die von Büffeln zerstampft wird oder ein Wurm, der von einem Vogel verschlungen wird?‘

Tja, da stand unser Krieger nun und wusste nicht ein noch aus. Denn als Heuschrecke zerstampft oder als Wurm gefressen hätte immer auch geheißen, dass nix aus den ewigen Jagdgründen werden würde. Also brach er in Tränen aus und schilderte dem guten Manitu sein Dilemma.“

„Indianer weinen nicht."

„Klappe, Kevin! Der weinte jedenfalls. War ja auch ‘ne selten beschissene Situation."

„Wie meine."

„Richtig. Ich merke, du denkst mit. Fein. Der gute Manitu hörte sich das ganze Drama in Ruhe an und kratzte sich dann am Kinn. ‚Hm, meinte er. Blöde Sache. Ich sehe, du bist da in etwas reingeschlittert. Und sonst warst du immer ein netter Bursche. Hm. Pass auf, Deal: Der Berggeist ist mir schon lang ein Dorn im Auge. Immer wieder führt er junge Leute in Versuchung und stiftet Böses. Ich kann ihn aber nicht zur Rechenschaft ziehn, weil er sich so geschickt hinter seinen Felsen versteckt. Ich finde einfach den Höhleneingang nicht. Du warst ja jetzt gerade da. Würdest du die Stelle wiederfinden?‘ Der junge Mann bejahte. Darauf Manitu: ‚Wenn du mir hilfst, die Höhle vom Berggeist zu finden, damit ich ihn bestrafen kann, will ich Gnade mit dir walten lassen.‘

‚Äh …‘, antwortete der Sioux, ‚das heißt, keine Verwandlung?‘ ‚Doch, schon. Das ist Gesetz. Was würden die Menschen sagen, wenn selbst Manitu sich nicht an Gesetze hielte. Aber es steht nirgendwo geschrieben, in was ich dich verwandeln muss. Und zum Beispiel könnte ich dich in einen großen stolzen Vogel verwandeln, der am Himmel seine Runden dreht. Vielleicht in einen Falken. So würde dich nicht mal der Berggeist wiedererkennen, falls ich ihn nicht töten kann.‘ ‚Und die Sache mit den ewigen Jagdgründen?‘ ‚Kein Problem. Wir baun in den Vertrag eine Klausel ein, dass du dich im Moment deines Todes automatisch in einen Menschen zurückverwandelst.‘ Der junge Krieger war einverstanden und lebte unerkannt und glücklich, bis er in die ewigen Jagdgründe einging. Dort traf er sogar seine Braut wieder, die inzwischen vor lauter Gram auch gestorben war. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Ende."

Vincent leerte mit einem langen Zug seine Flasche und öffnete die nächste. Kevin überlegte.

„Aber ich denke, die mussten erst sterben, um …"

„Keine Erbsenzählerei, Kevin. Es geht um die Quintessenz."

„Ja. Schon klar. Sag mal Arthur, du willst mir damit aber nicht sagen, dass du der gute Manitu bist?"

„Dicht daneben. Sagen wir mal so: Zufällig kenn ich wen, der zufällig wen kennt, der den guten Manitu kennt. Und zufällig sind die ganz in der Nähe."

„Bisschen viele Zufälle."

„Stimmt. Hab geflunkert. Zufall ist eigentlich nur, dass wir beide uns über den Weg gelaufen sind. Manitu ist dem Berggeist nämlich schon dicht auf den Fersen. Das macht den nervös. Und du weißt ja, wie das so ist. Wenn die Falle erstmal zuschlägt: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen."

„Aha. Heißt?"

„In Guantanamo haben Manitus Leute ein paar ausgefeilte Befragungsmethoden. Und für Terroristen dürfen ziemlich viele von denen angewendet werden. Gilt auch für Cyber-Terroristen und deren Helfer."

„Autsch. Und wenn ich deinem Manitu helfe, könnte der mir so einen Falken-Deal anbieten?"

„Nennt sich heutzutage Zeugenschutzprogramm. Du müsstest sicher auf deine unrechtmäßig erworbenen Schätze verzichten. Aber da du ein guter Mann mit Insiderwissen bist, könnte es sein, dass für dich sogar ein gutbezahlter neuer Job drin ist. Mit neuer Identität."

„Und die Air Force?"

„Für die bist du tot."

„Und meine Familie?"

„Für die leider auch. Aber du bleibst am Leben. Vielleicht kannst du ja in ein paar Jahren, wenn Gras über die Sache gewachsen ist, … oder so, wie Josie sagen würde, …"

„Oder so. Ich glaub, die ersten Steaks sind fertig. Die Auberginenstreifen sehen auch schon lecker aus. Willste kosten?" Vincents Geschichte schien ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Kevin war wieder in der Lage, klare Gedanken zu fassen. Und während er seinem Freund den Teller füllte, fragte er: „Sag mal, dein Manitu, hat der auch einen Namen oder darfst du den nicht verraten?"

„Theoretisch nicht. Aber erstens gehöre ich nicht zu dem Verein und zweitens bin ich, wenn schon denn schon, immer dafür, mit offenen Karten zu spielen. … Sagen dir die drei Buchstaben N-S-A irgendwas?"

„Autsch. … Hm, und woher soll ich wissen, dass du die Wahrheit sagst?“ Vincent hob die Achseln.

„Wenn die NSA-Leute gewollt hätten, dass man sie identifiziert, hätten sie es selbst gemacht. Ich bin Freelancer. Vertrau mir oder renn in dein Unglück. Wenn ich dich hätte umlegen wollen, hätt ich dir nicht erst Märchen erzählt.“ Ein Argument, das Kevin überzeugte. Nach dem Essen bauten sie das Lagerfeuer auf. Genauer, Kevin baute es auf. Unter dem Vorwand Bier ablassen zu müssen, nutzte Vincent die fortgeschrittene Dämmerung, einen Blick auf die Deiche zu werfen. Und, ganz ehrlich, allmählich gefiel ihm das Spielchen. Jetzt kamen seine Dschungel-erfahrungen zum Tragen. Er klemmte sich seinen Dolch zwischen die Zähne und huschte nahezu unhörbar durch hohes Gras und dichtes Gestrüpp. Dabei immer einen Blick auf Kevin. Eine gute halbe Stunde war er unterwegs und mittlerweile wurde es richtig dunkel. Nur die Flammen des Feuers warfen ihren warmen Schein über den Strand. Sie spiegelten sich in den Wellen. Nach etwa einer Stunde unternahm Vincent den zweiten Rundgang. Niemand zu sehn. Nein, noch hatte man sie wohl nicht so konkret im Blick. Das würde ihrem Unternehmen Vorsprung geben.

Es ging auf Mitternacht zu. Kevin wurde unruhig.

„Sag mal, Arthur, ist schon ziemlich spät. Kommt dein Bekannter noch?“

„Meine Bekannten.“

„Deine Bekannten, von mir aus. Kannste nicht mal anrufen, wo die bleiben?“ Vincent verzog sein Gesicht.

„Kevin, lernst du gar nichts? Gerade du als IT-Freak solltest …“

„Ja, ja, ja, sorry. Aber kommen könnten sie ruhig langsam.“ Vincent stand barfuß mit hochgekrempelten Hosen im Wasser. Die Hände in den Hosentaschen lauschte er in die Nacht. Nach einer Weile drehte er sich um und kam zum Feuer. Er lächelte.

„Kannst den Grill wieder anpusten und den Rest auflegen. Ich schätze, wir bekommen gleich Damenbesuch.“

„Damen?“ Kevin wirkte irritiert.

„Ja, und? Hatte ich doch angekündigt, als wir uns heut Nachmittag getroffen haben.“

„Ja schon, aber ich dachte, das wäre ein Scherz gewesen."

„Oh Mann, jetzt mach schon. Wenn es um Frauen geht, pflege ich nie zu scherzen." Er zerrte einen größeren Holzknüppel aus dem Feuer, den er vorher extra nur halb in die Flammen geschoben hatte. Damit lief er zum Wasser und schwenkte ihn ausgiebig. Funken stoben durch die Nacht. Kurz darauf legte ein orangenes Schlauchboot mit Außenborder an. Vincent half seinen beiden Kolleginnen, ihr Schiffchen auf den Strand zu ziehen. Dann führte er sie zum Lagerfeuer.

„Kevin, lass die Zange fallen und sag ‚Guten Tag'. Das sind Caroline und Melanie." Kevin ließ die Zange wirklich fallen. Aber nicht wegen Vincents Aufforderung, sondern weil er die beiden heißen Bräute, deren Kurven in ihren enganliegenden Neoprenanzügen vor den Flammen des Feuers geradezu zu glühen schienen, sofort erkannte.

„Ach du Scheiße! Die Bay Watch Beauties!" Swantje-Caroline verdrehte die Augen.

„ ‚Ach du Scheiße' ist die richtige Begrüßung. Klasse!"

„Is nu mal so, man kennt uns. Hay, ich bin Melanie", sagte Melanie-Lynn. Sie reichte Kevin die Hand. Vincent grinste. Spielten sie also wieder „good Cop, bad Cop". Sollten sie. War in Bezug auf Kevin wahrscheinlich passend. Während Kevin die beiden jungen Frauen mit seinen Grillspezialitäten bewirtete, unterrichtete Vincent sie in groben Zügen darüber, wie sich die Dinge entwickelt hatten. Swantje wiegte ihren Kopf.

„Und ihr seid euch sicher, dass euch niemand belauscht oder beobachtet hat?"

„Ziemlich", antwortete Vincent, „hab zwei Rundgänge gemacht. Den letzten vor einer halben Stunde. Und selbst wenn, ich denke hier unten hört niemand, was wir reden. Außer ihr habt eure Smartphones an?"

„Witzbold." Swantje hatte für derartigen Humor nichts übrig. „Melanie?" Die Angesprochene nickte, zog sich die schwarze Kapuze ihres Neoprenanzuges über ihr schwarzes Haar und war fünf Sekunden später mit der Nacht verschmolzen. „Sicher ist sicher und doppelt hält besser. Ist ein Sprichwort bei uns in Deutschland." Kevin wirkte wie hypnotisiert. Er war völlig von den Socken, den beiden Instagram-Stars von Waikiki heute Abend persönlich gegenüberzustehen. Vor allem diese große blonde Frau

begeisterte ihn uneingeschränkt. Die sah nach seinem Dafürhalten in Natura besser aus als alle Traumfrauen, die er sich für seine Computerspiele bisher programmiert hatte. Das sagte er ihr zwar nicht so direkt. Er wollte sich ja nicht blamieren. Er musste auch nichts sagen. So wie er sie anhimmelte … Hätte sie ihre professionelle Einstellung nicht daran gehindert, Swantje hätte ihn wahrscheinlich schon prophylaktisch k.o. geschlagen. Stattdessen arbeitete sie die notwendigen Fragen ab:

„Könnte noch wer was davon mitbekommen haben, von dem was Sie da drüben treiben? Also ich meine, so aus Ihrem direkten Umfeld der Air Base?“ Kevin schlug hart auf dem Boden der Tatsachen auf.

„Äh … nee, also, na ja, denke ich jedenfalls. Ich weiß nicht. Eigentlich hab ich mich schon gewundert, dass unser Offizier für IT-Sicherheit bisher nichts mitgekriegt hat. Wenn ja, hat er wenigstens nichts gesagt. Keine Ahnung.“

„Na großartig!“ Swantje verzog den Mund. „Dann steht der wahrscheinlich auch auf deren Gehaltsliste. Die letzten Infos, die wir erhielten, ließen darauf schließen, dass mehrere Personen involviert sein müssen. Sonst dürfte die Abschottung nicht so gut funktionieren.“

„Ja, nee. Kann sein, aber unser Tarnmodus ist auch echt Klasse.“

„Sagen Sie mal, auf welcher Seite stehen Sie eigentlich, Sergeant? Das ist hier der Versuch, Ihren Arsch zu retten! Und das verdanken Sie Arthur. Eigentlich lautete sein Auftrag, Sie zu eliminieren.“

„Äh…?“ Kevin lief rot an. „Echt jetzt?“ Vincent sah sich bemüßigt, zu erklären.

„Na ja, nicht dich persönlich. Den, der den Job macht, eventuell. Dass du das gewesen wärst, war wie gesagt reiner Zufall. Aber unter Freunden?“

„Das meintest du mit Freelancer? Du bist echt ein Killer, Arthur?“ Kevin wirkte ehrlich geschockt.

„Einzelkämpfer trifft’s besser.“

„Könnten wir uns jetzt bitte mal wieder auf unseren Job konzentrieren?“ bellte Swantje. „Danke! Also, nächste Frage. Ist Ihnen bekannt, von wem und woher Sie Ihre Anweisungen bekommen?“

„Na das kommt ja immer nur anonymisiert …“

„Kommen Sie, Kevin, ein Mann mit Ihren Fähigkeiten wird doch wohl an Hand von Signaturen und ähnlichem nachforschen, wo der Trojaner und die Aufträge ihre Ursprünge haben könnten? Sie können mir nicht erzählen, dass Sie das nie interessiert hätte?“

„Stimmt schon. Ist aber bisschen Spekulation dabei.“

„Raus mit der Sprache!“

„Na ja, es deutet einiges auf Mittelasien hin. Usbekistan wäre meine Vermutung.“

„Usbekistan? Das grenzt an Afghanistan. Sollten womöglich doch …“

„Glaub nicht, dass es Taliban sind. Es gibt aber in Taschkent ein paar ziemlich talentierte junge IT-Freaks. Sind mir selbst schon in Technik-Chats begegnet.“

„Gefällt mir“, murrte Vincent, „kenn ich noch nicht. Wollte schon immer mal da Urlaub machen. Scheiße.“ Swantje drückte auf Tempo.

„Egal. Nach Lage der Dinge müssen wir Sie schnellsten aus der Gefahrenzone bringen. Noch heute Nacht. Das macht aber nur Sinn, wenn wir an Ihren Trojaner und die Zugangscodes etc. rankommen. Und zwar gewissermaßen sofort. Denn wenn die bis jetzt noch nichts unternommen haben, werden sie das bald nachholen. Haben sie die Daten nur in der Cloud oder gibt es irgendein Backup?“

„Um Himmelswillen, im zentralen System wäre das alles viel zu gefährlich geworden. Nein, ich habe die wesentlichen Daten, inklusive Kopien von Programmen, die ich für die modifiziert habe, auf einer externen Festplatte. Wenn es doch mal zu einer Tiefenprüfung gekommen wäre, hätte ich das Zeug nur abstöpseln und rausbringen müssen.“

„Ach? Das heißt, auf dieser Platte finden wir wirklich alles, inklusive Ihrer Kontakte?“ Kevin nickte. Lynn war in die Runde zurückgekehrt. Sie nickte Swantje zu und meinte:

„Dann ist die Sache klar. Noch haben sie uns nicht auf dem Schirm. Wann würde jemandem deine Abwesenheit auffallen?“

„Ich habe morgen Spätschicht. Das heißt, ich muss erst um Zwei meinen Dienst antreten.“

„Wir hätten einen halben Tag Vorsprung. Könnte reichen. Wenn du uns hilfst.“

„Mach ich, mach ich auf alle Fälle. Soll ich die Platte holen? Und am besten auch meinen Dienst-Laptop, oder?“

„Besteht die Gefahr, dass deine Leute was mitbekommen und dich daran hindern, wenn du da was rausholst?“

„Nee, eigentlich nich. Ich hole mir ja öfter nachts meinen Laptop oder sonst eine Komponente, wenn ich nach Feierabend noch ein bisschen basteln will. Is ja mein Job.“

„Außer, sie haben Lunte gerochen“, konstatierte Swantje lakonisch.

„Was wir nicht wissen. … Sag mal, Arthur“, mischte sich Lynn wieder ein, „warum sollten wir eigentlich Partyfummel mitbringen?“ Vincent grinste.

„Genau darum!“

„Nicht dein Ernst!?“

„Durchaus. Ich denke, Kevin braucht Geleitschutz. Aber erstmal nur von Ferne. Kevin, wie lange dauert es, bis du das Zeug geholt hast?“

„Den Laptop und die Platte? Vielleicht fünfzehn Minuten. Aber ich müsste nochmal in mein Quartier, Tasche packen und so …“

„NEIN!“ erhielt er von allen dreien gleichzeitig entgegen geschleudert.

„Untersteh dich!“

Vincent war aufgesprungen. Er hielt dem erschrockenen Kevin seinen Dolch an die Kehle. „Wenn du dich selbst und uns alle umbringen willst, dann kannst du das versuchen. Aber ich versprech dir, dann sind wir die längste Zeit Freunde gewesen. Leute, die mich über die Klinge springen lassen wollen, sind schneller tot, als sie ‚oops‘ sagen können. Und das ist kein böser Wille sondern reiner Selbsterhaltungstrieb.“ Kevin blickte sich hilfesuchend nach den Frauen um. Die nickten vielsagend. Schließlich gab er nach.

„Na gut. Krieg ich von euch frische Wäsche, Zahnpaste und so?“

„Wenn du uns nicht verarschst, kriegst du von uns noch viel mehr, Süßer“, flötete Lynn. Sie hielt es wohl für nötig, nach der Peitsche mal wieder Zuckerbrot anzubieten.

„Dann folge ich euch notfalls bis ans Ende der Welt!“ strahlte Kevin. Swantje stöhnte. Lynn räusperte sich.

„Schön. Zum Plan, Arthur. Wie hast du dir das vorgestellt?“ Sie wollte es jetzt genau wissen. Swantje hörte nur kopfschüttelnd zu. Vincent ließ sich nicht irritieren.

„Gut. Also Kevin, du bekommst von uns exakt zwanzig Minuten. Bist du dann nicht wieder an der Pforte, marschieren wir zu dritt dorthin. Ich bin Fotograf, ihr die Insta-Stars. Wir kommen aus einem Klub und haben gehört, dass es im Fliegerhorst tolle Motive geben soll.“

„In Kailua gibt es keinen Club“, warf Swantje ein.

„Wir müssen das ja nicht vertiefen. Jedenfalls, ihr lenkt den Wachmann ab, ich schalte die Überwachungskameras aus. Die Sicherungskästen dafür müssten nach meinen Informationen im Wachgebäude sein. Stimmt das, Kevin?“

„Ja.“

„Na, und von da an geht es dann in Rambo-Manier, so wie ihr das immer wolltet. Mit euch als Überraschungseffekt, könnten wir es zu Dritt schaffen.“

„Pfff …“ Lynn atmete tief durch. „Geb’s Gott, dass Kevin es auch ohne uns schafft!“

„Obwohl es schon lustig wäre“, grinste Swantje, „ich hab einen Geschosswerfer mit panzerbrechender Munition im Boot. Die geht durch jede Wand!“ Kevin starrte sie entgeistert an.

„Nicht dein Ernst?“ Swantje nickte belustigt und zog dazu die Augenbrauen hoch.

„Doch!“

„Komm jetzt!“ Vincent nahm den entsetzten Kevin in den Arm. „Am besten, du lässt es nicht auf einen Versuch ankommen und beeilst dich. Splattermovies sehen nur im Kino witzig aus. Mit Kunstblut. Und eigentlich auch nur dann, wenn sie von Tarantino sind. Hier und heute, das ist bittere Realität. Versau es nicht.“

Während sich die Mädchen umzogen, ließ sich Vincent von Kevin detailliert seine Wege auf dem Gelände erläutern. Dann löschten sie Grill und Lagerfeuer.

Nach Usbekistan

„Usbekistan?“ Miranda Sternberg entgleisten sämtliche Gesichtszüge. „Kein Scherz?“ Der Feldwebel mit der dicken Brille, der ihr die Nachricht aus Hawaii überbracht hatte, schüttelte den Kopf.

„Nein.“

„Kein Deutungsfehler? Ich meine, bei diesem merkwürdigen Verschlüsselungssystem der beiden Damen, kann da nicht vielleicht …?“

„Nein.“

„Allmächtiger! Alle Wege nach Usbekistan führen über Russland oder China. Wie sollen wir die AEGW unbemerkt dorthin bringen?“

„Die was?“

„Prägen Sie sich endlich unsere Abkürzungen ein!“ bellte Sternberg. Der junge Mann zuckte zusammen. „Unsere Analoge Einheit Grauer Wolf. Haben Sie eine Idee?“

„Nein.“

„Schön. Dann nicht. Bedeutet das wenigstens, dass alle drei noch leben? Haben Sie nähere Informationen zu den Vorgängen des gestrigen Abends, Feldwebel?“

„Nein, tut mir leid.“

„Wissen Sie überhaupt irgendwas?“

„Nicht viel.“

„Das ist nicht gerade viel.“

„Nein.“

„Verdammt, ich brauche Input, was wann wo und warum. Seit heut Morgen laufen bei mir die Telefone heiß. Erst ruft mich die Verteidigungsministerin an. Die Amis vermissen einen gewissen Sergeant Kevin sowieso. Ob wir damit zu tun haben. Zum Glück krieg ich von der NSA als nächstes die Info, ich soll mir keine Gedanken machen, sie hätten den Kerl. Sie würden alles Weitere mit ihrer Regierung klären; das wär jetzt eine interne Angelegenheit. Und wieso das auf einmal? Ich habe das Gefühl, wir hier in Berlin sind die Einzigen, die im Nebel tappen. So hatte ich mir das nicht vorgestellt. Stellen Sie mir eine Verbindung zu unseren Agentinnen her.“

„Eine sichere Leitung?“

„Selbstverständlich eine sichere!“

„Sicher ist schwierig, Frau Generalmajor.“

„Bitte?“

„Unsere Abwehrsoftware hat heut Morgen neue Trojaner aufgespürt. Wir haben sie unschädlich gemacht, können unter diesen Umständen allerdings gerade für nichts garantieren, was nicht innerhalb unseres Intranets hier in diesen Mauern bleibt. Die Experten sind mit der Reinigung aller Server und Festplatten und dem Aufbau neuer Kommunikationspfade nach draußen beschäftigt. Solange wir damit nicht fertig sind … schwierig.“

„Sie können mir nicht mal für meine Festnetzapparate Abhörsicherheit garantieren?“

„Seit gestern und bis wir Lösungen gefunden haben? Nein. Läuft ja auch alles über Internet. Rein analoge Leitungen haben wir gar nicht mehr. Die Leute, die die Verträge geschlossen haben, mussten das Primat der Kostenersparnis …“

„Halten Sie die Klappe, Mann! So ein Unfug ist ja nicht zu ertragen. Ist das auch auf dem Mist Ihrer externen Berater gewachsen?“

„Bundesrechnungshof.“

„Ich glaube, ich explodiere! Ich will zurück zum Mossad. Das darf alles nicht wahr sein. Ich werde mich bei der Verteidigungsministerin beschweren.“

„Jawohl, Frau Generalmajor.“

„Ersparen Sie mir Ihren unterwürfigen Ton, Feldwebel. Sie können nichts dafür. Entschuldigen Sie meine Erregung. … Das gilt auch für unser rotes Telefon zur NSA?“

„Ich befürchte ja.“

„Dann könnte es sein, das jemand mitbekommen hat, dass ich in der Kevin-Angelegenheit kontaktiert wurde?“

„Möglich.“

„Mist!“

„Ich werde eine Umstellung beantragen. Vorläufig sollten Sie lieber persönlich in die amerikanische Botschaft gehen, wenn Sie Informationen mit Geheimhaltungsstufe austauschen wollen. Wäre sicherer.“

„Das ist ja wie im finstersten Mittelalter!“

„Ja.“

„ ... Vorschläge?“

„Für eine schnelle Lösung?“

„Selbstverständlich.“

„Nein, Frau Generalmajor.“

„Schlamperei. Großes Brainstorming. In fünf Minuten bei mir. Trommeln Sie die ganze Truppe zusammen, Feldwebel. Wegtreten!“

Fünf Minuten später saßen verschiedene Frauen und Männer, manche in Zivil, die meisten uniformiert, an Miranda Sternbergs Beratungstisch. Es wurde diskutiert, geflucht, Kopf geschüttelt. Es schien nur zwei Möglichkeiten zu geben: Entweder nahmen sie es notfalls in Kauf, abgeschöpft zu werden, oder sie verzichteten bis auf weiteres auf einen direkten Kontakt zu ihren Außenposten. Das eine war so unmöglich, wie das andere. Bis jemand sagte:

„Früher war das einfacher. Da hat man den Kanal gewechselt, wenn eine Verbindung nicht mehr sicher schien. Fertig.“ Generalmajor Sternberg horchte auf.

„Was war das? Was haben Sie da eben gesagt?“

„Ich? … äh … Na, dass früher …“

„Ich meine den zweiten Teil.“

„Das mit dem Kanal?“

„Genau. Sie reden von ...“

„Funkgeräten. Ja.“

„Das ist es!“

„Bitte?“

„Kurzwellensender.“ Die jüngeren Teilnehmer am Tisch verstanden nur Bahnhof. Aber die Augen der Chefin leuchteten. „Feldwebel, teilen Sie unserer Special Force Hawaii via Instagram mit, sie sollen sich irgendwo in einem Rundfunk-Fachgeschäft, bei einem normalen altmodischen Freak im Laden, nicht im Netz, ein Funkgerät besorgen. Oder einen kleinen Weltempfänger mit Kurzwelle, den man zum aktiven Funken aufrüsten kann. Notfalls ein Röhrengerät aus dem Antiquitätenhandel. Noch gibt es solche Dinger. In Amerika sogar eher als bei uns. Sie könnten ja auch mal im Pearl Harbor Museum anfragen. Da steht sowas rum. Sie

sollen sich beeilen. Spätestens morgen früh will ich mit den Damen reden. Und ich erwarte einen ausführlichen Bericht!“

„Zu Befehl! Und wo soll ich etwas Vergleichbares für uns herbekommen?“ Miranda Sternberg verdrehte die Augen.

„Mein lieber junger Freund, das lassen Sie mal meine Sorge sein. Schicken Sie mir nachher ein paar starke Männer mit Werkzeug zum Kisten schleppen und öffnen. Und einen großen Jeep. Ich habe mir schon vor Jahren etliche schöne russische Röhren-Geräte aus NVA-Beständen sichergestellt. DDR-Volkarmee, kennen Sie nicht mehr. Hab sie mir jedenfalls besorgt. Prophylaktisch. Die Teile sind unverwüstlich. Waren früher in T55 Panzer eingebaut. Die mussten was aushalten. Etliche dieser Tanks gondeln inklusive Funkgerät bis heute durch afrikanische Krisengebiete. Und natürlich brauche ich einen Techniker, der sich auf so alte Dinger versteht. Könnte sein, dass die eine oder andere Röhre gewechselt werden muss.“ Verblüfftes Schweigen am Tisch. Miranda Sternberg hüstelte. „Weggetreten!“

Das Flugzeug befand sich im Sinkflug. Durch das Fenster sah Iskra den Fernsehturm. Und drum herum ein Häusermeer, das durch große grüne Flächen unterbrochen wurde. Lange breite Magistralen mit endlosen Autoschlangen und gewundene Bahnstrecken. Und immer wieder Grün. So also sah Berlin aus. Jedenfalls von oben. Der Flughafen schien sich mitten in der Stadt zu befinden. Wie schön! Gut, Leute, die direkt daneben wohnten, würden es vielleicht anders sehen. Iskra musste sich darüber nicht den Kopf zerbrechen. Sie freute sich einfach über den Anblick. Und sie war nervös. Mit jeder Minute wuchs ihre Erregung. War es richtig, ihrem alten Brummbär nachzureisen? Hatte sie überhaupt eine Chance, ihn in dieser großen Stadt zu finden? Sie musste ihn so vieles fragen. Und er hatte sich seit Wochen nicht mehr gemeldet. Aber wie fand man einen einzelnen Mann in einer Metropole, in der fast vier Millionen Menschen lebten? In einer Metropole, durch die sich permanent hunderttausende Touristen von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit schoben? Wo sollte sie ihre Suche beginnen?

Einen einzigen Anhaltspunkt hatte sie. Das bulgarische Lokal in dem Stadtbezirk, der sich Pankow nannte. Dort hatte sie ihn erreicht. Und

irgendwie musste er über diese Adresse von ihrem Anruf erfahren haben. Das war ihr seit seiner SMS klar. Ein Strohhalm. Vielleicht ein Anfang. Allerdings: Ein Blick auf den Stadtplan und die Informationen von Wikipedia sagten ihr, dass selbst dieser Stadtbezirk noch größer war als die meisten bulgarischen Städte.

Egal. Sie hatte Ferien. Wenn sie Vince nicht fand, lernte sie wenigstens eine der wichtigsten Hauptstädte Europas kennen. War mit Blick auf ihren künftigen Job auch nicht zu verachten.

Unten angekommen, nahm sich Iskra ein Taxi. Sie wollte auf schnellstem Weg in dieses Hostel, in dem sie von Sofia aus ihre ersten Übernachtungen gebucht hatte. Ein Fehler, wie sich bald herausstellte. Bei den Entfernungen in dieser Stadt und den endlosen Staus dauerte die Fahrt ewig. Der Chauffeur knöpfte ihr anschließend ein kleines Vermögen ab. Eigentlich hatte sie in Berlin auch mal ins Theater oder in ein Konzert gehen wollen. Oder bisschen shoppen.

Das konnte sie sich nun wahrscheinlich abschminken. Ab sofort würde sie jeden Cent dreimal umdrehen müssen, bevor sie ihn ausgab. Zum Glück lag ihr Hostel nicht weit weg von S- und U-Bahn. Ein paar Schritte bis zum Ostbahnhof. Ein paar Schritte zur Frankfurter Allee. Die Leute an der Rezeption erklärten ihr, dass man in dieser Stadt im Prinzip alles mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichen konnte. Und dass die Tages- oder Wochenkarten für alle dieser Verkehrsmittel einschließlich Bus und Straßenbahn galten. Immerhin etwas. Billig waren die Karten allerdings auch nicht. Jedenfalls nicht für eine junge Bulgarin, die noch kein eigenes Geld verdiente. Hätten ihr nicht die Eltern und Mütterchen Michailowa in Kremen noch ein paar Lewa zum Umtauschen in die Hand gedrückt, sie hätte sich diesen Ausflug kaum leisten können. Und selbst das Hostel entpuppte sich als teurer als erwartet. Bettwäsche, Handtücher, Seife, … Alles kostete extra! Schien ein teures Vergnügen zu werden, ihre Suche nach Vince.

Sie wollte daher keine Zeit verlieren und noch heute Abend starten. Aber schon gab es die nächste Stockung. Das Hostel verfügte nur über drei Duschen pro Etage. Drei für fast dreißig überwiegend jugendliche Gäste. Und von diesen dreien war eine defekt. An den anderen beiden standen schon schwedische Teenager Schlange. Sie waren auf Klassen-

fahrt nach Berlin gekommen und wollten heut Abend groß ausgehen. Iskra gewann allmählich den Eindruck, dass man in dieser Stadt zunächst wohl eine Kardinaltugend erlernen musste: Geduld. Irgendwann aber hatte sie es geschafft. Frisch geduscht, sommerlich leger gekleidet, ausgestattet mit Navi App im Smartphone und einem Netzplan der Berliner Verkehrsgesellschaft, saß sie in der U-Bahn. Die Fahrt ging zur Abwechslung richtig flott. Einmal musste sie umsteigen. Am Alexanderplatz. Dort hätte sie sich im Gewirr der vielen Bahnsteige fast verlaufen, trotz der App; zum Glück half ihr jemand, den sie nach dem Weg fragte.

Vom U-Bahnhof Pankow war es schließlich nicht mehr weit. Sie hätte die letzten paar hundert Meter bis zu ihrem Ziel sogar mit einer Straßenbahn fahren können. Aber dazu hatte Iskra keine Lust. Sie wollte ja was von dieser Stadt sehen. In Ruhe sehen, nicht nur dran vorbeisausen. Interessanterweise fühlte sich dieses Pankow ein bisschen wie Kleinstadt an. Der Marktplatz, die einfache Kirche mittendrin, Ladenstraßen und Rathaus. Iskra konnte nicht wissen, dass Berlin, wie sie es kennenlernte, erst knapp hundert Jahre zuvor entstanden war. Zusammengefügt aus über zwanzig brandenburgischen Kleinstädten und Dörfern zu einer Kommune. Weswegen die sich dann in den ersten Jahren konsequenterweise „Groß-Berlin“ nannte. Im Gegensatz zum alten Berlin, das zum Stadtbezirk Mitte mutierte.

Als sie das Restaurant erreichte, stellte sich heraus, dass sie sich mehr Zeit hätte nehmen können. Mindestens einen halben Tag. Heute war Montag und Montags hatten die Schließtag. Es öffnete erst am nächsten Vormittag wieder. Sie studierte den Schaukasten mit Mittags- und Abendkarte. Etwas enttäuscht stellte sie fest, dass der Laden wohl eher eine Kneipe als ein richtiges Spezialitätenrestaurant war. Viel typisch Bulgarisches gab es hier nicht. Immerhin: Schöpska Salat entdeckte sie. Und Kebabtscheta, die gebratenen Fleischröllchen, die sie liebte. Zu durchaus erschwinglichen Preisen. Neben jeder Menge Biersorten aus Deutschland. Fast wie in Belgien. Offensichtlich gab es in Europa in diesem Punkt ein echtes Nord-Süd-Gefälle. Je nördlicher, desto mehr Bier statt Wein. Gut, würde sie einen Schöpska Salat und Wasser nehmen. Das war okay. Auf dem Rückweg machte sie einen kleinen Spaziergang. Nicht weit von dem Bulgaren hatte sie nämlich einen schönen weitläufigen Park

entdeckt. Das musste einer der grünen Flecken gewesen sein, die sie von oben aus dem Flugzeug gesehen hatte. Jogger drehten unter alten Bäumen ihre Runden, junge Muttis schoben ihre Kinderwagen spazieren und auf den Wiesen lagen Teenager in kleinen Gruppen herum. Außerdem Frauen und Männer, bei denen sie sich gern dazu gesetzt hätte. Sie tippte auf Studenten. Ein angenehmer Ort, dieser Park. Hier, im Schatten der Bäume, ließ es sich aushalten. Die Abendsonne tauchte alles in ein warmes, goldenes Licht. Gern wäre Iskra länger geblieben, allein, ein Blick auf die Uhr sagte ihr, dass es Zeit war, umzukehren. Bevor es dunkel würde, wollte sie zurück in der Innenstadt sein.

Diesmal stieg sie am Alexanderplatz aus. Sie wollte wissen, was sich über diesem Gewirr von U-Bahnsteigen befand. Sie pilgerte am Fernsehturm vorbei, am Neptunbrunnen, bewunderte das rote Rathaus und staunte über die vielen Menschen, die, obgleich es sich um einen gewöhnlichen Montagabend handelte, noch immer unterwegs waren. Sie folgte dem Menschenstrom und landete am S-Bahnhof Hackescher Markt. Hier reihte sich ein Restaurant ans andere. Spanier, Italiener, … Alle in den alten gemauerten Bögen unter den Bahngleisen. Oben, über ihren Köpfen, donnerte die S-Bahn vorbei und unten saßen die Leute und genossen ihr Leben. Verrückt. Iskra entschied sich für den irischen Pub. Von der Sorte gab es in Bulgarien nicht viele. Wahrscheinlich schon deshalb, weil hier fast nur Bier und irischer Whiskey auf der Karte stand. Sie verzichtete darauf, die Serviererin nach Wein zu fragen. Bloß kein Stress. Es war Iskras erster Pub-Besuch, also konnte sie es auch riskieren, mal so ein braunes Zeug von der grünen Insel zu probieren.

Zugegeben, für einen Weinliebhaber war die herbe, dickflüssige Suppe gewöhnungsbedürftig. Aber schon beim zweiten Glas kam Iskra auf den Geschmack. Was möglicherweise auch daran lag, dass sie zwei junge Männer in ein Gespräch verwickelten, die sich hier ihr Feierabendbierchen genehmigten. Ein Türke und ein Deutscher. Der Türke hatte sie zuerst angesprochen. Was Iskra nicht anders erwartet hatte. Sie kannte die Brüder. Türkischstämmige Leute benahmen sich auch in Bulgarien meist etwas kommunikativer. Vorsichtig ausgedrückt. Das musste genau wie die Sache mit Wein und Bier mit der Himmelsrichtung zu tun haben. Je

weiter ein Mann aus südlichen Gefilden stammte, desto eher traute er sich, ein fremdes Mädchen anzusprechen. Das lag denen im Blut.

Die beiden Jungs waren echt witzig. Und sie prahlten vor ihrer Tischnachbarin, dass es eine Freude war. Mit wachsender Begeisterung lauschte Iskra ihren immer mehr ins Kraut schießenden unglaubwürdigen Geschichten. Was die alles schon erlebt haben wollten! Angeber! Der Deutsche meinte sogar, er hätte ein Flugzeug. Dolle Maschine. Cessna. Ganz neu. Sechssitzer. Achteinhalb Meter lang, fast elf Meter Flügelspannweite. Iskra fragte sich, ob er das alles gerade erfand oder ob er solche Sachen auswendig gelernt hatte, um damit naive Dummchen zu beeindrucken? Jedenfalls sah der Mann nicht so aus, als ob er sich die Maschine, die er beschrieb, tatsächlich leisten könnte. Der Jet würde eine Höchstgeschwindigkeit von knapp 340 Stundenkilometern schaffen, erklärte er, aber wolle man die konzipierte Reichweite einer Tankfüllung von 1300 Kilometern schaffen, sollte man lieber nur 300 Kilometer pro Stunde fliegen. Sehr bequem, fast luxuriös, der kleine Flieger. Ob sie nicht Lust hätte, mit ihm eine Runde über Berlin zu drehen? Iskra lachte. Das würde sie schon reizen, aber vorher seien ein paar Fragen zu klären.

„Schieß los!“ meinte er.

„Geht das denn einfach so und jeder Zeit? Ich bin wahrscheinlich nicht lange hier.“

„Wenn du magst, gleich morgen Vormittag.“

„Vormittags? Wenn andre Leute arbeiten müssen? Sorry, da hab ich leider schon was zu tun. Ich nehme an, bei dir ist das anders? Du bist Playboy, Millionär oder so?“

„So was ähnliches.“ Er grinste. Sein türkischer Kumpel wollte sich totlachen.

„Ja, Mann, Alter, so was hab ich mir schon immer gedacht. Schieb mal was von deiner Kohle rüber!“ Iskra überlegte.

„Dann wahrscheinlich sogar Milliardär!“

„Schön wär’s“, meinte der Mann. „Nee, aber im Ernst. Ich sag dir jetzt was. Das ist meine Arbeit. Die Maschine gehört mir nicht direkt. Ich fliege sie nur. Also jetzt erstmal, um Erfahrungen zu sammeln, weil sie noch ganz neu ist. Später sollen sie andere fliegen lernen. Ich bin Fluglehrer.“

„Ernst?“

„Ernst!“ Er zeigte ihr seinen Dienstausweis. Thomas Werner, Fluglehrer, Flugschule Ikarus, Verkehrsflugplatz Straußberg.

„Ah ja. Fluglehrer. Und ihr heißt Ikarus? Wie der aus der griechischen Sage?“

„Genau. He, du kennst dich aus!“

„Richtig. Deswegen sag ich dir was: Wenn du auch so fliegst wie Ikarus, dann komm ich nicht mit!“ Der Türke quietschte vor Vergnügen.

„Ja, Mann, die Braut is cool. Die hat total recht. Mit dir kann man nicht fliegen. Mit dir kann man nur abstürzen.“

„Aber nur, wenn man genug Bier getrunken hat“, meinte der Fluglehrer beleidigt und steckte seinen Ausweis weg. Iskra streichelte seinen Arm.

„Nicht beleidigt sein. War nicht so gemeint.“

„Spaß, Alter“, ergänzte der Türke und zu Iskra gewandt: „Siehste, so sind sie, die Deutschen, immer gleich beleidigte Leberwurst.“

„Da kannst du gar nicht mitreden, alter Muselmann. Du darfst kein Schweinefleisch essen und folglich keine Leberwurst“, knurrte Thomas.

„Apropos, hat der Prophet nicht eigentlich auch Alkohol verboten?“

„Wein und Schnaps, mein Freund. Von Kilkenny oder Guinness steht nix im Koran. Prost.“

Je länger die drei jungen Leute miteinander quatschten und lachten, desto entschiedener wurde Iskra das Gefühl nicht los, dass, wenn sie nicht bald aufbrach, sie mit mindestens einem von beiden im Bett landete. Und das wollte sie vermeiden. Nicht, dass sie keine Lust darauf gehabt hätte, aber am ersten Abend in einer fremden Stadt sollte man es nicht übertreiben. Beim Abschied schob ihr Thomas einen Flyer seiner Flugschule zu und meinte, sein Angebot sei echt gewesen. Und er würde Iskra gern wieder sehn. Er krixelte ihr noch seine private Telefonnummer und die E-Mail-Adresse auf das Papier. Die Bulgarin, versprach, sich zu melden. Schon halb in der Tür, machte sie kehrt und schrieb ihm auch ihre Telefonnummer auf einen Bierdeckel.

„Kannst mich über WhatsApp kontaktieren. Vielleicht fliegen wir dann später mal miteinander.“ Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und schwirrte vergnügt ab. Der Fluglehrer schaute ihr verblüfft nach. Er hatte schon vielen Frauen einen Rundflug angeboten, so eine Antwort hatte er darauf nie erhalten.

Iskra hörte noch von Weitem die Stimme des Türken:

„Mann, Alter, du kannst Schwein haben! Die musst du dir festhalten. Sowas gibt's nicht alle Tage." Sie lachte in sich hinein. Irgendwie hatte er Recht. So einen Abend wie diesen gab es wirklich nicht alle Tage. Und sie hoffte inständig, dass sich der Herr Fluglehrer melden würde. … Sie musste nicht lange warten.

Am darauffolgenden Vormittag unternahm Iskra den nächsten Versuch bei der Kneipe in Pankow. Ziemlich genau elf Uhr stand sie vor der Tür. Pünktlich mit Öffnung des Hauses. Als der Kellner sie einließ, bestellte sie erstmal ihr Essen. Trotz der frühen Stunde. Sie wollte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen. Außerdem war das Frühstück im Hostel nur mäßig gewesen. Für bulgarische Verhältnisse sogar geradezu spartanisch: Keine Melone, kein Schafskäse.

In der bulgarischen Gaststätte war sie um diese frühe Stunde der erste Gast. Der Kellner hatte noch nicht viel zu tun. Die Gelegenheit war günstig. Und da sie spürte, wie interessiert der Mann sie musterte, nahm sie ihren Mut zusammen und verwickelt ihn in ein kleines Gespräch. Worauf er sich gern einließ, denn so oft passierte es nicht, dass Leute aus der Heimat bei ihm aufkreuzten. Schon gar nicht so attraktive junge Frauen.

Je länger er sprach, desto mehr glaubte sie, die Stimme vom Telefon wiederzuerkennen. Als er ihr schließlich den gewünschten Salat brachte, fragte sie ihn direkt. Treffer. Natürlich erinnere er sich. Sie sei also Frau Blagoewa? Dann habe ihn sein Gefühl nicht getäuscht, dass zu einer so angenehmen Stimme eine schöne Frau gehören müsse. … Blablabla. Sie ließ ihn sein Süßholz raspeln. Allerdings verneinte er, Herrn Meisenheimer näher zu kennen. Zweimal sei der nur hier gewesen. Einmal mit einer Frau, einmal allein. Das habe er sich aber auch nur wegen der merkwürdigen Anruferei gemerkt. Als der Kellner sah, wie enttäuscht Iskra diese Nachricht aufnahm, kam ihm ein Gedanke. Das erste Essen, das mit der Frau, dafür hatte jemand telefonisch einen Tisch für zwei bestellt. Meist ließe er sich eine Telefonnummer geben, um notfalls zurückrufen zu können. Zum Beispiel, wenn ein Gast nicht erschien und großer Andrang herrsche. Dann frage er nämlich gern, ob er den Tisch anderen Leuten vergeben könne. Er müsse mal nachsehen. Sollte eigent-

lich in seinem Bestellbuch stehen. Ob sie noch ungefähr wisse, wann das gewesen sei?

An diesem Abend saß eine Gruppe äußerst gespannter Menschen im Büro von Generalmajor Miranda Sternberg um einen prähistorisch anmutenden Kasten herum. Das Ding strahlte die Wärme eines mittleren Backofens ab. Zwei ältere Herren, die früher von Berufswegen mit solchen Teilen zu tun gehabt hatten, präsentierten stolz ihr Werk. In mehreren Stunden Arbeit war es ihnen zunächst gelungen, aus drei verschiedenen eingestaubten Artefakten mit defekten Kontakten und kaputten Röhren ein einsatzbereites Funkgerät zu zaubern. Weitere Stunden dauerte es, aus dem Kommandotunnel Antennendrähte bis zur Erdoberfläche zu ziehen und oben einen fünf Meter langen Panzer-Antennen-Stab an einem Blitzableiter des S-Bahnhofs zu befestigen.

Auf Hawaii, wo gerade der neue Tag anbrach, hockten zwei übermüdete Baywatch Beauties gemeinsam mit einem ebenfalls ziemlich erschöpften Museumsführer auf einem Panzerkreuzer aus dem zweiten Weltkrieg. Sie freuten sich über ähnliche Erfolge. Durch Vermittlung der NSA war es ihnen gelungen, die nötige logistische Unterstützung der Navy zu erlangen. Die größere Herausforderung bestand auch dort darin, ein einsatzfähiges Gerät zu finden. Nichtsdestotrotz war die Stimmung der beiden jungen Leutnants eher gedämpft. Sie blickten auf fast 48 Stunden ununterbrochenen Einsatzes zurück und die nächsten Stunden versprachen, für sie nicht wesentlich besser zu werden.

Zum Glück kam die Verbindung zustande und nach einigen Anfangsschwierigkeiten und mehreren Kanalwechseln verstanden sich die Menschen an den entgegengesetzten Enden des Erdballes leidlich. Die gute alte Kurzwelle funktionierte. Und es stand nicht zu erwarten, dass irgendjemand zuhörte. Falls doch einer der wenigen verbliebenen Amateurfunker zufällig die betreffenden Frequenzen gestreift und etwas von dem Gespräch mitbekommen hätte, er hätte sich keinen Reim darauf machen können.

Anders Miranda Sternberg. Nachdem sie sämtliche Funkspezialisten hier wie da mit der Zusage einer anständigen Prämie nach Hause ins Bett geschickt hatte, wurde ihr Wissensdurst endlich gestillt:

Vincents Plan war aufgegangen. Ohne jegliche Brachialgewalt. Kevin hatte sein Versprechen eingelöst und war im Gegenzug von Svantje und Lynn-Ann mitsamt seiner Festplatten und sonstigen Unterlagen noch in der Nacht dem NSA-Kontaktmann auf Hawaii übergeben worden. Er befand sich in Sicherheit.

Auf der Bellows Air Force Station war sein Verschwinden am nächsten Tag erst spät entdeckt worden. Woraufhin zunächst die Air Force Großalarm auslöste. Es folgte eine Fahndung nach dem fahnenflüchtigen Sergeanten, die jedoch bald wieder abgebrochen wurde. Stattdessen kam es zu einer Schießerei auf dem Stützpunkt.

Das war, als eine Hundertschaft Marines, genauer gesagt die gefürchteten nahkampferprobten Green Baretts, mit ihren Fallschirmen landeten. Sie übernahmen das Gelände und verschafften den Computerspezialisten der NSA freien Zugang. Nach einer vorläufigen Sichtung von Kevins Material und seiner ersten Befragung hatten die vom Präsidenten grünes Licht bekommen, nicht länger mit der Air Force zu verhandeln, sondern kurz und schmerzhaft die halbe Führungsriege der Bellows Station unter Arrest zu setzen. Die waren jetzt ein Fall für die Militärgerichtsbarkeit.

„Schön, schön, ihr hattet also euren Spaß“, fasste Sternberg zusammen, „aber das ganze Material, das hat jetzt die NSA? Wie erfahren wir, was drauf war?“

„Mit Verlaub, Frau Generalmajor, für wie dumm halten Sie uns?“ antwortete eine ziemlich gereizte Leutnant Bengtson. „Natürlich hat Leutnant Kim vor Übergabe alle Dateien kopiert. Wir konnten uns bereits einen Eindruck verschaffen.“

„Wissen die NSA Leute davon?“

„Die dürfen alles essen. Alles wissen müssen sie nicht.“

„Vor Übergabe, hm, da muss demnach dieser junge Sergeant …, wie hieß er gleich …?“

„Kevin.“

„Genau. Der muss zu der Zeit doch noch bei Ihnen gewesen sein. Hat der das nicht mitbekommen?“

„Hundert pro. Mir oblag das zweifelhafte Vergnügen, ihn zu beschäftigen und abzulenken. … Wenn ich etwas tue, dann gründlich. Sie kennen mich, Frau Generalmajor.“

„Sehr gut!“ Miranda Sternberg dachte einen Augenblick nach, beschloss dann aber, lieber nicht so genau wissen zu wollen, wie ihr langbeiniger blonder Leutnant mit Vorliebe zu dominantem Gehabe es geschafft hatte, den amerikanischen Soldaten so gründlich abzulenken, dass der nicht merkte, was quasi direkt neben ihm passierte. Sie räusperte sich. „Schön, schön“, fuhr sie fort, „kann nicht schaden, wenn sich die NSA-Leute für schlauer halten als wir. Wie sehr sie am Ende auch auf uns angewiesen sind, zeigt ja der vorliegende Fall. Gut. Und was ist mit Usbekistan?“

„Da sitzen vermutlich die Hintermänner der Attacken. Oder wenigstens Leute, die wichtige Programme schreiben und Trojaner entwickeln“, klinkte sich jetzt Lynn-Ann ins Gespräch ein. „Nach erster Einschätzung empfehlen wir, die AEGW umgehend nach Taschkent zu schicken. Wir würden ihn begleiten. Unseres Erachtens ist Eile geboten. Die Ereignisse hier dürften den Leuten nicht lange verborgen bleiben. Wahrscheinlich sind sie bereits umfassend informiert.“

„Auch über euch?“

„Natürlich nicht. Ich gehe mal davon aus, dass sie unseren Kevin schlicht für einen Überläufer zur NSA halten. Unsere Tarnung sollte nach wie vor funktionieren.“

„Aber nicht mehr, wenn Sie und die AEGW in Honolulu einchecken und über Tokio, Peking, Astana in Taschkent einschweben, Leutnant. Das wären eine Menge merkwürdiger Zufälle. Sie wissen, wie weit die Chinesen mit Überwachungskameras und Gesichtserkennungssoftware sind. Das würde sofort auffallen.“ Swantje schob sich wieder ans Mikrofon. Sie hatte den Einwurf erwartet.

„Ich dachte eher an etwas in der Art, wie es uns gestern die Green Baretts vorgemacht haben. Wir könnten ein Militärflugzeug anfordern und dann mit dem Fallschirm über unbewohntem Gebiet abspringen. Von dort schlagen wir uns nach Taschkent durch und …“

„Sie haben zu viel James Bond gesehen, meine Damen. Tja, wenn wir noch unseren Luftwaffenstützpunkt in Usbekistan hätten. Sie wissen ja, bis vor kurzem wurden von dort aus unsere Truppen in Afghanistan versorgt. Da könnten Sie in eine reguläre Transportmaschine einsteigen und keiner würde es merken. Aber leider, den Stützpunkt gibt’s nicht mehr.“

„Und wenn wir direkt zu unseren Truppen nach Afghanistan fliegen und von dort nach Usbekistan reisen?“

„Mit dem Jeep durch die Minenfelder im Fergana Tal? Wusste gar nicht, dass Sie lebensmüde sind. Außerdem würde das zu lange dauern. Sie müssten erst zurück nach Berlin um von hier aus nach Kabul zu fliegen. Und dann sind Sie auf den Schotterpisten dort auch noch mal etliche Tage unterwegs. Die Risiken durch Taliban, IS und usbekische Minen nicht mitgerechnet … Nein. Das dauert zu lange. Ich glaube, mir kommt gerade eine Idee. Ich kenne zufällig einen Botschaftsrat der Usbeken. Hier in Berlin. Der ist mir einen Gefallen schuldig. Den könnte ich sogar heut Abend privat besuchen. Passen Sie auf: Geben Sie mir bitte die wichtigsten Daten über unsere Zielpersonen durch und ich sehe, was ich erreiche. In zwölf Stunden hören wir uns wieder. Gleiche Stelle, gleiche Welle.“ Und an ihren Adjutanten gerichtet: „Feldwebel, haben Sie was zu schreiben?“

„Zu Befehl, Frau Generalmajor!“

„Ich wollte eigentlich nur wissen, ob Sie Zettel und Stift bereithalten.“

„Hab ich.“

„Danke. Leutnant Kim, schießen Sie los!“

„Jetzt gleich?“ tönte es aus den Kopfhörern.

„Wann sonst?“

„Aber dann muss ich erst mein Tablet …“

„Dann tun Sie‘s. Pronto! Wissen Sie, wie spät das hier in Berlin schon ist?“ Es gab Momente, in denen Lynn-Ann ihren Beruf hasste.

Vergnügt pfeifend näherte sich Vincent seiner Surfschule. Das Wochenende stand bevor und damit sein offizieller Abschiedswettbewerb. Der war bei seinem Surflehrer Usus. Wenn ein Kurs vorbei war, zeigten alle Schüler, was sie gelernt hatten. Der normale Kurs für Touristen dauerte eine Woche. Anders ausgedrückt, Vincent stand vor seinem dritten Wettkampf. Schon beim zweiten hatte er sich deutlich verbessert. Weswegen er diesmal guter Dinge war, endlich einmal gegen seine jüngeren Mitstreiterinnen und Mitstreiter den Sieg davon tragen zu können. Oder wenigsten eine Platzierung. Einige der anderen Kursteilnehmer besaßen nämlich ebenfalls Vorkenntnisse mit dem Lenkdrachen.

Das konnte spannend werden. Vincent wollte sein individuelles Abschlusstraining heute deshalb besonders intensiv nutzen. Schon gestern war er mit Erlaubnis seines Lehrers länger draußen geblieben. Er fühlte sich motiviert bis unter die Haarwurzel. Immerhin endete damit auch sein Aufenthalt auf dieser freundlichen Insel. Eine erfolgreiche Zeit. Das musste gefeiert werden. Selbst das Wetter spielte mit. Ein günstiger Wind wehte gleichmäßig vom Meer herüber. Nicht zu heiß die Sonne, nicht zu schwül die Luft. Beste Bedingungen.

Allerdings schwante Vincent nichts Gutes, als er die Anmeldung betrat. Der Blick, mit dem Josie ihn empfing, hätte töten können. Die anderen aus seinem Kurs waren anscheinend schon weg. Freundlich lächelnd, mit einem angedeuteten Gruß auf den Lippen, versuchte er, auf dem Fuß kehrt zu machen, um sein Brett nebst Kite aus dem Schuppen zu holen. Der Versuch misslang. Entschieden stellte sich Josie ihm in den Weg.

„Hiergeblieben, Freundchen!“

„Aber ich muss …“

„Nichts musst du, Arthur Evans G. Wolf. Ich hab meinem Chef gesagt, dass du später kommst, weil ich noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen hab.“ Mit diesen Worten drehte sie den Schlüssel um. Vincent war gefangen. Weiber. Es half nichts. Josie spulte gnadenlos ihr Programm ab. „Was ist hier los? Wo steckt Kevin? Was war das gestern? Hast du irgendwas damit zu tun? Vermutlich schon, denn sonst hättest du dich nicht auf dem Meer versteckt und hättest jetzt nicht versucht, mir auszuweichen. Und wenn du damit zu hast, dann sag mir zum Teufel, was? Kriegst du den Mund nicht auf, Arthur Evans G. Wolf?“

„Du lässt mich ja nicht zu Wort kommen, Honey.“

„Hat sich was mit Honey. Setz dich dort hin und versuch mir zu erklären, was los ist.“ Gehorsam setzte sich Vincent. Josie nahm ihm gegenüber Platz.

„Krieg ich ‘ne Cola?“

„Später. Erst reden.“

„Von mir aus. Was willst du wissen?“

„Alles. Zum Beispiel, ob du eine Vorstellung davon hast, was gestern hier los war, als du draußen mit dem Kite Wellenreiten gespielt hast?“

„Nein!“ antwortete Vincent wahrheitsgemäß. Wobei er durchaus einiges vermutete. Wenn Kevins Unterlagen so brisant wie erwartet gewesen waren, dürfte das einen Großeinsatz zur Folge gehabt haben. Er hatte im Übrigen die Marines mit ihren Fallschirmen gesehen und vermutete, dass das irgendwie mit der Sache zu tun haben könnte. Auch deshalb war er länger draußen geblieben. Bloß niemandem begegnen. Sie hatte ihn durchschaut. Er hatte sich tatsächlich auf dem Meer versteckt.

„Ich glaube dir kein Wort!“ Josie schnaubte. „Ein Arthur Evans G-Punkt verschwindet normalerweise nicht sang und klanglos, wenn irgendwo Chaos ausbricht. Ich kenn Typen wie dich. Aber für den Fall der Fälle: Erst kamen die Jungs vom Stützpunkt rüber und fragten mich über Kevin aus. Ob er am Vorabend hier war und mit wem.“

„Was hast du ihnen gesagt?“

„Dass ich das nicht weiß. Er hätte sich hier nur Bier gekauft und den Grill ausgeliehen und sei dann zum Strand. Allein.“

„Danke.“

„Bedank dich nicht zu früh. Vielleicht überleg ich es mir noch mal und mir fällt wieder was ein. … Was danach kam, hab ich aber nicht kapiert. Mit einem Mal fiel eine Horde Marines vom Himmel. Sah ziemlich martialisch aus. Wie im Krieg. Der Suchtrupp rannte zurück, dann wurde drüben geschossen und seitdem herrscht Schweigen im Walde. Vor dem Tor patrouillieren die Marines. Vor einer Air Base! Die sind sich im Allgemeinen Spinnefeind. … Und Kevin ist anscheinend spurlos verschwunden. Und zwar exakt seitdem du mit ihm an den Strand gezogen bist. Hat das irgendwas mit dem zu tun, was ich dir über ihn erzählt hab?“

„Ja.“

„Dann erklär‘s mir.“ Vincent lehnte sich zurück.

„Das darf ich nicht.“

„Wo ist Kevin?“

„Darf ich dir nicht sagen. Zu seinem Schutz.“

„Zu seinem Schutz?“

„Du weißt, dass er sich auf was eingelassen hat. Es war Zufall, dass ich den Burschen hier bei dir getroffen hab. Und dass du mir das erzählt hast. Aber es war gut so. Es hat ihm das Leben gerettet. Wahrscheinlich ein paar anderen Leuten ebenfalls.“

„Das Leben gerettet?“

„Ja.“

„Könntest du das bitte präzisieren?“

„Nein.“

„Warum?“

„Zu deinem Schutz. Es wäre außerdem besser, du würdest mich aus deinem Gedächtnis streichen. Wer mich kennt, kriegt meist Ärger. Früher oder später.“

„Wer bist du?“

„Arthur Evans G. …“

„Das glaubst du selber nicht. Kein Mensch baut in seinen Namen freiwillig einen ‚G-Punkt‘ ein, wenn er nicht völlig pervers ist. Und du bist nicht pervers.“

„Und wenn doch?“

„Vergiss es.“

„Dann nenn mich wie du willst. Ist mir egal.“

„Aber mir nicht, Arthur. Ich dachte …, ich dachte, wir wären uns ein bisschen nähergekommen. Ich dachte, ich bedeute dir irgendwas. … Wenigstens als Freundin oder nette Bekannte …“ Josie war den Tränen nah. Vincent ergriff ihre Hände und streichelte sie.

„Du bist ein verdammt hübsches und kluges Mädel, Josie. Solche Zusammenhänge zu kombinieren und mich dann trotzdem schützen, mir vertrauen, das würden nicht viele Menschen in so einer Situation machen. Und ja, auch du bedeutest mir inzwischen einiges. Nicht nur wegen der schönen Nacht neulich. Aber genau deshalb darf ich dir nichts sagen.“ Sie schluchzte.

„Und mir? Vertraust du mir denn nicht? Kannst du nicht wenigstens eine Andeutung machen, damit ich mich nicht ganz so schlecht fühle?“ Vincent atmete tief durch. Er verfluchte seine Geheimhaltungspflicht. Aber egal wie sehr er ihr vertraute, er wusste, dass sein Wissen gefährlich war. Gefährlich für sie, für ihn, für den Auftrag. Gut. Aber dass er mit den Aktionen zu tun hatte, ahnte sie ja bereits. In dem Fall war es vielleicht besser, ihr ein wenig Sicherheit zu geben. Damit sie keine Dummheiten machte. Deshalb sagte er:

„Pass auf. Vorschlag: Versuch bitte, mir so präzise Fragen wie möglich zu stellen. Ich will sehen, worauf ich antworten kann. Möglichst nur zu meiner Person. Kevin lassen wir außen vor. Dazu kann ich wirklich nichts sagen, wenn wir ihn nicht in Gefahr bringen wollen. Vorher machst du aber bitte das Radio an. Schön laut.“ Sie gehorchte. Auf dem Rückweg brachte sie eine Cola und zwei Gläser mit. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen. Womit sollte sie beginnen? Sie putzte sich die Nase und sah ihn an.

„Ganz ehrlich, versprochen?“

„Ganz ehrlich.“

„Heißt du so wie es in deinem Pass steht?“

„Nein.“

„Kannst du mir deinen richtigen Namen nennen?“

„Nein.“

„Wohnst du in North Dakota?“

„Nein.“

„Warst du mal verheiratet?“

„Ja.“

„Bist du geschieden?“

„Nein.“ Sie schluckte.

„Bist du, … bist du immer noch verheiratet?“

„Nein.“

„Ist deine Frau gestorben?“

„… Ja. … Kann man so sagen.“

„Man hat sie getötet?“

„Ja.“

„Hast du sie getötet?“

„Nein.“ Josie atmete erleichtert auf.

„Kinder?“

„Auch nicht mehr.“

„Auch …?“ Er nickte tonlos. Josie sah, wie bei den letzten Fragen umgekehrt der starke Mann vor ihr mit den Tränen kämpfte. Sie bereute schon, überhaupt gefragt zu haben. Musste sie wirklich alles wissen? Aber nun hatte sie einmal begonnen.

„Kannst du sagen, für wen du arbeitest?“

„Nein."

„Hm. Aber wenn ich an den Einsatz gestern denke, muss es jemand Wichtiges sein. Geht es gegen die Vereinigten Staaten?" Vincent hatte sich wieder gefangen. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Er ergriff ihre Hände, führte sie zum Mund und küsste sie inbrünstig.

„Liebe Josie, wenn du mir ein klein wenig Vertrauen schenkst, dann sei dir eins versichert: Ich gehöre zu den Guten. Es geht um den Schutz der Menschen. In den Vereinigten Staaten, in Europa, auf der ganzen Welt. Ich war früher mal Soldat. Sie haben mich aus meinem wohlverdienten Ruhestand zurückgeholt, weil sie der Meinung sind, ich wäre der richtige Mann für den Job. Mehr darf ich dir nun aber wirklich nicht sagen. Und bitte, vergiss es gleich wieder. Vergiss bitte alles, was mit mir in Verbindung steht. Du glaubst gar nicht, was Menschen unter der Folter alles erzählen. Je weniger du bei einer Befragung Angst haben musst, das Falsche zu sagen, desto besser für dich. Ich mache morgen meinen Abschluss. Dann bin ich weg. Du wirst mich nie wiedersehen. Vergiss mich ganz schnell und such dir einen neuen Liebhaber. Dann bleibe ich nur ein Name in eurem Anmeldebuch. Gemeldet unter einer Adresse, die nicht existiert. Ich löse mich in Luft auf. Nimm es nicht so schwer. Es geht nicht anders." Josie hatte sich weit über den Tisch gebeugt. Ihr Gesicht kam dem seinen sehr nahe. Mit feuchten Augen sah sie ihn an.

„Und wenn ich mir wünschen würde, du könntest deinen Job an den Nagel hängen und bei mir bleiben?"

„Dann könnte ich meinen Auftrag nicht zu Ende bringen. Vielleicht würden Menschen sterben, wegen mir."

„Und wenn ich meinen Job an den Nagel hängen würde? Und wenn ich mit dir käme?"

„Ich weiß nicht, ob ich überlebe. Für deine Sicherheit könnte ich erst recht nicht bürgen." Josie erhob sich, kam um den Tisch herum, setzte sich rittlings auf seinen Schoß und legte ihre Arme um seinen Hals.

„Und wenn ich mir wünschen würde, falls du überlebst, dass du irgendwann zu mir zurück kämst? Wäre das vielleicht möglich? Wenigstens eine Weile? Meine Wohnung ist groß genug, und ich verdiene ganz gut. Bitte sag ja! Gib mir ein ganz kleines bisschen Hoffnung, Arthur. Bitte!" Vincent lächelte, presste sie fest an sich und küsste sie, wie er lange keine

Frau mehr geküsste hatte. Tief wühlten sich ihre Zungen ineinander. Er spürte, wie sich ihre Hand den Weg unter sein Hemd grub. Er ließ sich nicht lumpen und revanchierte sich. Aus dem Kuss wurde ein Handgemenge, ohne dass sich ihre Lippen zwischendurch lange voneinander lösten. Er streifte ihr Topp und Hotpants vom Leib, sie sorgte dafür, dass seine Jeans und der Slip hinterm Tresen landeten. Vincent hob Josie hoch und legte sie vorsichtig auf den Tisch. Nicht ohne zuvor ihre Gläser beiseite geräumt zu haben. Dann betrachtet er einen Augenblick lang interessiert die Frau vor ihm. Sie war nicht mehr jung. Ihr Körper erzählte Geschichten. Das war bei ihm nicht anders. Aber das machte sie für ihn nicht weniger interessant und begehrenswert. Eher im Gegenteil. Umgekehrt schien sie die Sache ähnlich zu sehn. Vincent zog Josie ihren Slip aus, beugte sich über sie und flüsterte leise:

„Das wäre vielleicht eine Möglichkeit. Falls ich überlebe. Ich werd's mir überlegen."

„Überleg nicht zu lange", antwortete sie, „und stirb bitte nicht. Ich brauch dich!"

Vincent kam an diesem Tag mit sehr viel Verspätung zum Strand. Die anderen waren längst am Trainieren. Aber dafür fühlte er sich gut wie lange nicht mehr.

Die usbekische Botschaft war ein relativ unscheinbarer Bau. Zumindest im Vergleich mit den großen Gebäudekomplexen der Russen, Amerikaner, Franzosen und Briten. Seine Schönheit entdeckte der Besucher erst auf den zweiten Blick. Es war ein denkmalgeschützter Backsteinbau, umgeben von einem kleinen Park. Rundum sehr schön restauriert und dezent mit einem modernen Funktionsbau ergänzt. Hinterm Haus, von der Straße aus unsichtbar und zwischen hohen Platanen gelegen, lud ein farbenfroh mit Mosaiken überzogenes Teehaus zu sommerlichen Vergnügungen. Ein orientalischer Traum wie aus Tausendundeiner Nacht. Das Teehaus war offensichtlich erst vor kurzem errichtet worden. Im Gegensatz zum zweistöckigen Hauptgebäude der Botschaft. Das stammte aus der Kaiserzeit. Es diente einst als Offizierskasino. Den monumentalen Speisesaal, der sich über beide Etagen erstreckte, hatten die Usbeken zum Festsaal ausgebaut.

Interessiert begutachtete Miranda Sternberg den orientalischen Raumschmuck. Man sah, dass die Leute überwiegend der islamischen Religion zuneigten. Es fanden sich keine menschlichen Abbilder oder ähnliches. Dafür jede Menge Rankendekors. Besonders faszinierend fand sie die lange, der Fensterfront gegenüberliegende Wand. Die Usbeken hatten sie komplett mit Spiegelglas überzogen. Diesen riesigen Spiegel wiederum bedeckten kunstvolle Gipsschnitzereien. Von weitem sah das wie ein Vorhang aus feiner Klöppelspitze aus. Ein Vorhang, der einen mindestens doppelt so großen Raum in der Mitte teilte. Eine fast perfekte Illusion. Sie verlieh dem Saal luftige Weite.

Miranda Sternberg hatte Zeit. Zeit, sich alles in Ruhe anzuschauen und vom Presseattaché erklären zu lassen. Der Botschaftsrat telefonierte mit Taschkent. Das konnte dauern. Ein bisschen neidisch war die starke Frau auf ihn durchaus. Der konnte es sich leisten, einfach so zu telefonieren. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich wer für innerusbekische Angelegenheiten interessierte, hielt sich in Grenzen. Wenn überhaupt, dann konnten es höchstens Geheimdienste der Nachbarstaaten, Russlands oder der Türkei sein. Aber wenn die das machten, dann interessierten die sich für andere Dinge. Miranda Sternberg war gespannt. Der Botschaftsrat hatte sie am Vorabend diskussionslos empfangen und ihr nachher lange zugehört. Immerhin waren die Informationen der beiden Leutnants aus Hawaii so präzise gewesen, dass sich die Herkunft der Signale in der usbekischen Hauptstadt gut eingrenzen und zurückverfolgen ließ. Der Botschaftsrat hatte trotz der frühen Stunde in seinem Heimatland sofort Kontakt zu den zuständigen Sicherheitsbehörden knüpfen können. Sie versprachen, keine Sekunde zu zögern. Insofern erwartete die deutsche Frau Generalmajor am heutigen Morgen erste Ergebnisse. Sie wurde nicht enttäuscht. Noch in der Nacht hatten Spezialeinheiten in Taschkent zugegriffen. Sie hatten Computer, Server und andere Rechentechnik beschlagnahmt, mehrere Menschen wurden verhaftet. Als Überraschung entpuppten sich jedoch die Informationen, um wen es sich dabei handelte: Studenten. Kreative Köpfe. Programmierer. Der kriminelle Hotspot hatte sich in einem Wohnheim der Universität befunden. Teils in privaten Räumen der Studenten, teils in öffentlich zugänglichen Internet-Cafés. Die beschlagnahmte Technik stand in keinem Verhältnis zu den Voraus-

setzungen, die für massive Cyber War Angriffe benötigt wurden. Server? Fehlanzeige.

Usbeken wie Deutsche waren ob der Ergebnisse des nächtlichen Einsatzes ratlos. Hatte man sie auf eine falsche Fährte gelockt? In jedem Fall war es dringend erforderlich, die jungen Leute gründlich zu befragen. Gern wäre Miranda Sternberg sofort nach Taschkent aufgebrochen, allein, der Botschaftsrat lehnte ab. Das seien Bürger der Republik Usbekistan. Selbst wenn sie sich Verbrechen gegen Deutschland oder die Vereinigten Staaten schuldig gemacht haben sollten, müsse das erst von der usbekischen Polizei und Staatsanwaltschaft geprüft werden. Den Deutschen bliebe es unbenommen, einen Auslieferungsantrag zu stellen. Sofern die Beweise hinreichend seien. Damit hatte sich die Sache erledigt. Miranda Sternberg war sauer. Sie vermutete, dass in Taschkent wie auf Hawaii mehr Leute die Hand aufhielten. Es war kaum anzunehmen, dass eine Handvoll sicherlich cleverer Studenten bei diesem weltumspannenden Fall als Hintermänner agierten. Die waren, genau wie Kevin, maximal naive Handlanger. Soviel war klar. Aber nur über sie würde die Cyber Defense weiterkommen. Ein Dilemma.

Missmutig verabschiedete sich Sternberg. Auf dem Weg zum Ausgang, der Presseattaché hatte sich bereits zurückgezogen, zupfte sie der Botschaftsrat am Ärmel. Auf ihren erstaunten Blick hin drehte er sie zur abschließenden Umarmung neben einer Säule so, dass keine Überwachungskamera seine Lippen ins Bild nehmen konnte. Dabei flüsterte er ihr etwas ins Ohr und entließ sie sodann mit großer Geste und besten Wünschen für ihre Frau Ministerin.

Im Ministerium rief Miranda Sternberg umgehend ihren Koordinierungsstab zusammen. Höchste Zeit, die nächste Kurzwellenverbindung nach Hawaii herzustellen, erklärte sie. So aufgekratzt hatten sie ihre Mitarbeiter lange nicht gesehen. Kaum, dass alle versammelt um das Funkgerät saßen und sich die beiden Leutnants meldeten, donnerte sie mit lauter Stimme los:

„Alarmstufe rot. Wir haben einen Ansatzpunkt. Die Usbeken, das sind harmlose Studentinnen und Studenten. Hochqualifizierte, hundertprozentig motivierte, junge Leute mit Ideen. Die wollten sich, ähnlich wie

unser Kevin, etwas dazu verdienen. Außerdem ging es gegen Staaten und Regierungen und darin sehen solche Nerds grundsätzlich ihre natürlichen Feinde. Klar, damit haben sie sich strafbar gemacht. Keine Frage. Offensichtlich haben sie Programme entwickelt, mit denen die Verbrecher nachher arbeiten konnten. Zumindest einen Teil davon. Und sie haben mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Trojaner etc., ebenfalls wie Kevin, weitergeleitet. Ein wichtiger Knoten im kriminellen Netz. Mehr nicht. Aber weil sie ein bisschen cleverer waren als unser Freund in Oahu, haben sie ihre Befehlskette unauffällig zurückverfolgt. Quasi als Rückversicherung, falls so etwas wie heute passiert. Oder falls ihnen die Gangster an den Kragen wollen. Wie gesagt, anscheinend sehr kluge junge Leute. Und was soll ich Euch sagen? Zusammen mit Freunden in verschiedenen Teilen der Welt, haben sie es womöglich tatsächlich geschafft. Das haben sie jedenfalls sofort nach ihrer Verhaftung zu Protokoll gegeben. Natürlich mit dem Hintergedanken, sich auf diesem Weg frei kaufen zu können. Kronzeugenregelung. Kennt ihr. Die Behörden in Taschkent halten diese Informationen offiziell noch zurück. Ich nehme an, sie wollen die Sache erst verifizieren, dann als großen Fahndungserfolg anpreisen und nachher die Fakten meistbietend an uns oder die Amis verkaufen. Vielleicht wollen sich auch erst ein paar Leute, die mitverdient haben, vom Acker machen. Aber so lange müssen wir nicht warten. Wenn meine Informationen stimmen, suchen wir nach einem riesigen Containerschiff. Sein Name: CORONA.

Ich habe die Sachen überprüfen lassen. Die CORONA ist ein neues Schiff. Also ein Schiff einer ganz neuen Kategorie. Größer als jeder Flugzeugträger. Mit einem 100.000 PS Motorblock. Da passen 24.000 Container drauf. Davon mindestens 2000 Kühlcontainer. Angeblich wird es zu Forschungszwecken genutzt. Besagte Forschung wird von einer gemeinnützigen Stiftung gefördert. Es gehe um die Zukunft der Seefahrt und neue Kommunikationsmöglichkeiten auf den sieben Weltmeeren, behauptet die Stiftung auf ihrer Homepage. Gebaut wurde der Kahn in Südkorea. Die Reederei, der das Ding gehört, hat einen Briefkasten in Mexico. Genau wie die Stiftung. Das Schiff selbst fährt unter der Flagge von Haiti.“

„Haiti?“ fragte einer aus der Runde. „Gibt’s da außer Korruption überhaupt funktionierende Behörden?“

„Gute Frage“, grinste Sternberg, „das dürfte die Anmeldeformalitäten enorm vereinfacht haben. Offiziell gehört die Reederei übrigens einem reichen Inder. Einem gewissen Sharif al Maktum. Er soll ein Nachfahre eines Moguls sein. Weswegen er sich gern als Prinz oder Hoheit titulieren lässt. Wie diese früheren Mogul-Herrscher führt der Mann einen ausschweifenden Lebenswandel. Also eher ein Harun al Raschid als ein Usama bin Laden. Es heißt sogar, er weile neuerdings überwiegend selbst auf dem Schiff und feiere dort mit seinem Harem Orgien.“

„Klingt interessant“, bemerkte Leutnant Bengtson. Die Generalin überging ihren Einwurf.

„Ein schwimmender Mogul-Palast. Hm. Sagen Sie, Feldwebel, wie gut ist der Mann mit dem europäischen Adel vernetzt?“

„Eher weniger, Frau Generalmajor. Mehr mit dem neuen amerikanischen und indischen Geldadel. Bollywood-Sternchen, Start Up Freaks aus der Technologiebranche, chinesische Huawei-Funktionäre, Facebook-Aktionäre. Für die alten Häuser ist er wahrscheinlich zu ordinär. Und zu neu. Er scheint erst vor ein paar Jahren zu Geld gekommen zu sein. Na ja, in der Regel schaffen es solche Leute irgendwann schon ganz nach oben. Aber es dauert, bis sie akzeptiert sind.“

„Das heißt im Gegenzug, er kennt sich in diesen Kreisen noch nicht so gut aus?“

„Anzunehmen.“

„Gut. Andere Frage, soviel ich weiß, Feldwebel, haben Sie es schon mal überschlagen. … Wie lange, meinen Sie, kann die CORONA auf See bleiben? Ohne irgendwo anzulegen.“

„Wenn man die Container nutzt, um darin nicht nur Büros, Schlafräume, Technik und Lager einzurichten, sondern außerdem in begrenztem Maß Landwirtschaft betreibt, kann sie jahrelang unterwegs sein. Eine autarke Kleinstadt. Lediglich Treibstoff muss sie ab und zu nachtanken. Sie fährt mit Schweröl. Dürfte einen enorm hohen Verbrauch haben. Aber Treibstoffaufnahme funktioniert auch auf hoher See. Mit Hilfe von Tankschiffen. Wie bei Langstreckenbombern, die in der Luft betankt

werden. Die können dann natürlich auch frisches Trinkwasser, Post, Obst und so weiter mitbringen."

„Logisch. Das heißt also, die CORONA irgendwo in einem Hafen zu erwischen, darauf brauchen wir nicht hoffen. Was wissen wir noch, Feldwebel?"

„Ihre Jungfernfahrt führte die CORONA letztes Jahr zuerst nach Nordkorea. Als Zeichen des guten Willens gewissermaßen. Anschließend nach Indien. Und überall, also zunächst vor allem gleich nach dem Stapellauf in Südkorea, nachher aber auch im Norden und in Mumbai, also Bombay, soll sie Container an Bord genommen haben, vollgepackt mit der neuesten Computer Hardware. Außerdem Ingenieure, Techniker, aus Nordkorea auch gut gedrillte Wachmannschaften."

„Was anderes können die Nordkoreaner sowieso nicht", meinte Lynn-Ann. Sternbergs Adjutant widersprach ihr. „Ich denke, Sie unterschätzen Ihre Landsleute, Leutnant Kim. Aktuell schlägt gerade ein Fall hohe Wellen, in dem es um den Diebstahl von Dollars, Euro und Kryptowährungen in mehrstelligem Milliardenbereich geht. Lief alles über Manipulationen an Internetbörsen. Die Hacker sitzen nachweislich in Pyôngyang. Kim braucht die Kohle für seine Raketen. Technik, die unter Umgehung des Embargos beschafft werden muss, ist teuer."

„Danke Feldwebel!" übernahm Sternberg wieder das Gespräch. „Zurück zum Thema. Interessanterweise ist bisher tatsächlich kein weiterer Hafen bekannt, in dem das Schiff angelegt hat. Geschweige denn, dass es seine Ladung irgendwo gelöscht hätte. Wegen seiner Größe gibt es sowieso nicht viele Häfen, die das könnten."

„Und wo ist die CORONA jetzt?" fragte Swantje.

„Das wissen wir bisher leider nicht genau. Die Recherchen laufen", antwortete der Feldwebel. „Da es keine Angaben seitens der Reederei gibt und wir dort auch nicht einfach eine Anfrage starten können, wollen wir die ESA einschalten. Mit Hilfe von Satelliten sollten wir bald Genaueres wissen. Wegen der Wärme, die so viele Hightech Geräte abstrahlen, sollte es nicht schwer sein, sie mittels Rasterfahndung auszumachen. Außerdem", fuhr er fort, „habe ich in einem indischen Yellow Press Portal einen ziemlich spannenden Bericht mit Fotostrecke gefunden. Darin heißt es, dass der Mogulnsprößling auf seinem neuen Spielzeug, eben jener

CORONA, neulich eine Jetset-Party mit Rappern und Topmodels gegeben habe. Sehr geheim kann der aktuelle Standort also nicht sein.“ Sternberg nickte.

„Es ist zu vermuten, dass sie sich nicht oder nicht weit aus dem indischen Ozean fortbewegt haben. Die Gegend ist für eine kontinuierliche Versorgung gut geeignet. Es führen viele Schifffahrtsrouten vorbei. Den Anrainern ist es relativ egal, was da draußen rumdümpelt. Und wenn sie frisches Personal brauchen: Mumbai ist nicht fern. Und“, ergänzte sie, „die CORONA wird auf alle Fälle in internationalen Gewässern ankern. Ihr kennt die Pläne von Google. Die überlegen schon seit Jahren, Server in exterritoriale Gewässer oder gar auf eine Raumstation zu verlegen, um sich nationaler Gesetzgebung und Strafverfolgung zu entziehen. Ich nehme an, die Eigner der CORONA haben sich von solchen Gedankenspielen inspirieren lassen.

Meine Damen, bereiten Sie unsere AEGW darauf vor, dass es jetzt wirklich ernst wird. Sobald wir die CORONA gefunden und einen Plan haben, wie wir an sie rankommen, ist das ihr neues Einsatzgebiet. Angesichts der hohen Prioritätsstufe und abgesehen davon, dass wir gerade einen Akt der Piraterie planen, für den wir nie und nimmer von irgendwelchen Institutionen Rückendeckung bekommen, werde ich meine Verbindungen spielen lassen. Wir werden einen Weg finden, den Kerl an Bord zu bringen.“

„Und uns!“ ergänzte Lynn-Ann. „Wir lassen ihn da draußen nicht alleine.“

„Einverstanden. Bitte reichen Sie mir umgehend Ihren Abschied aus der Bundeswehr ein. Ich werde Ihren Antrag freundlich prüfen.“

„Muss das sein?“ fragte Swantje.

„Sie glauben doch nicht ernsthaft, Leutnant, dass mir der Bundestag den Einsatz von deutschen Militärangehörigen bei einem solchen Himmelfahrtskommando jenseits jeglichen UN- oder NATO-Mandats bewilligt? Wenn Sie unserem Dschungelhelden helfen wollen, erhalten Sie vorab von mir alle nur erdenkliche Unterstützung. Aber da draußen sind Sie ganz allein auf sich selbst angewiesen. Und wenn etwas schief geht, gilt das Gleiche wie bei der AEGW: Wir kennen Sie nicht, wir haben von

nichts gewusst.“ Einen Moment herrschte am anderen Ende Stille. Dann ertönte die Stimme von Swantje. Fest und entschlossen:

„Einverstanden!“ Miranda Sternberg lächelte zufrieden.

„Meine Damen, ich bin stolz auf Sie! Falls Sie überleben, werde ich Sie höchstpersönlich in allen Ehren wieder in unseren Reihen willkommen heißen.“

Kurz darauf war das Meeting beendet. Jeder kannte seine Aufgaben. In kleinen Zirkeln wurde diskutiert, wie das Schiff zu neutralisieren sei. Die überwiegende Mehrheit plädierte für die Implementierung eines Virus. Wie im Film „Independence Day“. Einige gaben zu bedenken, dass die Inder bekanntermaßen ausgewiesene Fachleute seien, die für solche Fälle wahrscheinlich Vorkehrungen getroffen hätten. Und ob es überhaupt möglich sein würde, bis zu den Zentralrechnern vorzudringen, um eine Direkteinspeisung zu erreichen? Sie schlugen stattdessen vor, das Schiff zu übernehmen und in Hoheitsgewässer angrenzender Staaten zu manövrieren, wo man es den lokalen Autoritäten übergeben könne. Dort könne man bequem Amtshilfe beantragen und eine gründliche Durchsuchung durchführen. Eine dritte Idee beruhte auf physikalischen Überlegungen. Was, wenn es gelänge, die voraussichtlich riesigen Kühlaggregate abzuschalten? Die Server würden überhitzen. Allerdings stand zu erwarten, dass die Besatzung einen solchen Fehler schnell finden und beheben würde. Eine dauerhafte Wirkung bliebe aus.

Wieder andere schlugen deshalb vor, die Amerikaner einzubinden und um Entsendung einer Drohne zu bitten. Damit wäre eine zielsichere Bombardierung möglich. Letzteres schloss Miranda Sternberg allerdings aus. Dann hätte sie ihre Leute nicht dorthin schicken müssen. Nein. Sie war überzeugt, dass die wahren Hintermänner auch nicht auf der CORONA zu finden wären. Der Mogul-Prinz mochte reich sein. So reich, ein solches Schiff auszurüsten, war er vermutlich ebenso wenig wie die Nordkoreaner. Und nach seinem Lebensstil zu urteilen, interessierte ihn die Weltpolitik wenig bis gar nicht. Wenn genug schöne Frauen um ihn herumtanzten, reichte ihm das völlig. Das konnte im Übrigen eine Chance für die Baywatch Beauties sein. Nein, ganz klar. Wer immer sich auf diesem Schiff herumtrieb, es waren Handlanger. Marionetten. Aber mög-

licherweise war die CORONA ihr wichtigstes Instrument. Jedenfalls ein Instrument, auf dem sich Spuren finden würden.

Genau deshalb schied eine blinde Bombardierung aus. Wollte sie die Spinne im Netz enttarnen und unschädlich machen, genügte es nicht, deren Fäden zu zerreißen. Und seien es noch so wichtige Fäden. Viel wichtiger waren die Informationen, die sie dort erhalten konnte. Kein leichter Job. Aber sie vertraute auf den Instinkt von Vincent und das Geschick der beiden Mädchen.

Nachdem alle gegangen waren, bemerkte Sternberg, dass ihr Adjutant noch immer in der Tür stand. Ein wenig unentschlossen trat er von einem Fuß auf den anderen. Sternberg fühlte sich in ihren Überlegungen gestört. Etwas unwirsch blickte sie auf.

„Feldwebel? Was gibt's? Haben Sie nichts zu tun?"

„Schon. Nur, … Frau Generalmajor, erbitte Meldung machen zu dürfen!"

„So förmlich?" Sternberg runzelte die Stirn. „Haben Sie was ausgefressen?"

„Nicht direkt. Aber irgendwie …"

„Verdammt! Jetzt raus mit der Sprache. Ich hab nicht ewig Zeit."

„Iskra Blagoewa hat angerufen."

„Wer?"

„Iskra Blagoewa. Das Mädchen, das die AEGW …"

„Ach so. Die kleine Bulgarin."

„Genau."

„Die hat angerufen? Wo?"

„Bei mir."

„Bitte?"

„Ja. Sie wollte Herrn Meisenheimer sprechen." Sternberg erstarrte.

„Wo, zum Teufel hat die Frau Ihre Nummer her?"

„Ich hab da so eine Vermutung. Ich musste doch bei dem Bulgaren in Pankow, als ich Ihnen einen Tisch für zwei Personen reservieren sollte, eine Nummer hinterlegen. Das ist bei Vorbestellungen so üblich."

„Und da haben Sie denen Ihre Dienstnummer …? Sind Sie wahnsinnig?"

„Nein. Nicht die dienstliche. Meine private. Vorsichtshalber."

„Gott sei Dank. Aber schlimm genug. Das darf doch nicht wahr sein! Herr, lass es Hirn regnen! … Und wie ist diese Iskra an den Bulgaren gekommen?“

„Sie ist in Berlin. Sie sucht ihn.“

„Waaaaaaaaas?“

Auf See

In einem der schwülstigen Adels-Romane wäre zu den weiteren Ereignissen ungefähr folgendes niedergeschrieben worden:

„In jenen stürmischen Tagen, da finstere Gestalten nach der Macht im christlichen Abendlande griffen, begann der Aufstieg des edlen und uralten Geschlechtes derer von Wartenberg zu neuem Glanze. Nachdem der junge Graf durch den Tod einer kinderlose Erbtante, die dem letzten französischen Königshaus der Bourbonen entsprossen war, unerwartet in den Besitz unermesslicher Schätze gelangte, nahm er sein Schicksal beherzt in beide Hände und …“ Oder so ähnlich.

Tatsächlich tauchten wie aus dem Nichts in allen relevanten sozialen Medien innerhalb weniger Tage unzählige Berichte über einen Mann namens Antoine Etienne Graf von und zu Wartenberg auf. Interessanterweise waren etliche dieser Berichte angeblich mehrere Jahre alt. Nur, dass sie erst jetzt von neuen Accounts auf Twitter, Facebook, Instagram oder was auch immer entdeckt und geteilt wurden. Gleiches galt für Zeitungsartikel aus vergangenen Jahren, die man in den Archiven der entsprechenden Medien vergeblich gesucht hätte. Wer sich im Netz nach Antoine Etienne Graf von und zu Wartenberg, kurz AEGW, erkundigte, stieß auf unzählige Einträge. Auf Wikipedia fand sich in etwa die obige Darstellung wieder. Nur eben etwas nüchterner. Altersangaben und Geburtsdaten, die angeboten wurden, variierten um mehrere Jahre. Späte Sechziger, neun Monate nach Woodstock, frühe Siebziger, nachdem ABBA in Brighton den Grand Prix gewann, späte Siebziger, in der Nacht, in der das Skylab der Amis auf Australiens Schafe niederging. … Sein Alter blieb ein Geheimnis, mit dem er gern und heftig kokettierte. Kolportiert wurde zum Beispiel sein Satz, dass seine Geburt eigentlich erst in den frühen Neunzigern anzusiedeln sei. Damals habe er sein erstes Aktienpaket eines namhaften Unternehmens aus der Technologiebranche erworben. Was nichts anderes hieß, als dass er sich als Selfmade Millionär inszenierte. Die Show hatte mit der Wirklichkeit wenig gemein. Seine Aktien hatten sich, nach Angaben gut informierter Kreise, mit dem Platzen der Blase am neuen Markt nach der Jahrtausendwende in Luft aufgelöst.

Richtig durchgestartet war der ewige Junggeselle tatsächlich erst im vorigen Jahr mit besagter Erbschaft. Seither gerierte er sich als geheimnisumwitterter Playboy. Auf Fotos meist Arm in Arm mit jungen Frauen. Wobei er Wert darauf legte, dass sein Gesicht nie wirklich zu sehen war. Alle Aufnahmen zeigten es verdeckt. Sonnenbrille, Hut, Schattenwurf, bei eigenen Aufnahmen bewusst hinzugefügte Unschärfen. Der meist erkennbare Dreitagebart gehörte zugegebener Weise auch nicht gerade zu jenen Dingen, die Männer unterscheidbar machten. Sein wahres Antlitz kannten mithin nur Menschen, die ihm persönlich begegnet waren. Und davon gab es nicht viele. Er lebte sehr zurückgezogen, frönte seinen Vergnügungen abseits des großen Welttheaters. Weswegen nahezu alle Veröffentlichungen über ihn grundsätzlich im Vagen blieben und häufig auf Spekulationen fußten.

Vincent liebte sein neues Alter Ego. Endlich mal ein Typ zum Genießen. Zwar wieder aus dem unvermeidlichen AEGW abgeleitet, aber immerhin: Kein G-Punkt! Ein Graf. Ein Playboy. Und Swantje und Lynn-Ann an seiner Seite als devote Untertane, die er hin und wieder öffentlich zur Sau machen durfte. Was für ein grandioser Spaß! Zu allem Überfluss konnte er bei dem Job seine neuerworbenen Fähigkeiten im Kite-Surfen vervollkommnen. Am Äquator, irgendwo zwischen den Seychellen und den Malediven! Großartig. Einfach grandios!

Die Yacht des frischgebackenen Grafen trug den Namen MARIE ANTOINETTE. Er habe sie dem jungen Baron Rothschild abgekauft, hieß es. Der hatte nämlich kurz zuvor in Paris die Führung seiner altehrwürdigen Bankiersfamilie einschließlich aller unternehmerischen Aktivitäten übernommen. Folglich fehle ihm jetzt schlicht die Zeit, sich weiterhin im bisherigen Umfang dem Segelsport zu widmen, wurde verbreitet.

Graf Wartenberg ließ die MARIE ANTOINETTE nach seinen Vorstellungen umbauen. Das übernahm eine Werft auf den Seychellen. Und dort, so stand es jedenfalls in einem Internet-Blog, traf er zufällig die beiden vormaligen „Baywatch Beauties“ Caroline und Melanie. Die wollten hier auf dem Heimweg von Hawaii nach Hause eigentlich nur einen Zwischenstopp einlegen. Nun, der Graf kannte die Damen von Instagram. Er bewunderte ihren Charme, lud sie in sein Appartement ein, erkundigte sich nach ihren nautischen Kenntnissen, feuerte seine alte

Crew und machte den Beauties ein Angebot, das sie nicht ablehnen konnten. Seither standen die Beiden in seinen Diensten. Als Skipper, nautische Offiziere, Leichtmatrosen und Mädchen für alles tätig. Man munkelte: Wirklich für alles!

Was die geneigte Öffentlichkeit nicht im Internet fand: Rothschild Junior hatte seine Yacht nicht direkt verkauft. Eher hatte er sie, in Abstimmung mit seinem Freund und früheren Kollegen, dem französischen Präsidenten, den Deutschen quasi geschenkt. Auch den Umbau hatte er finanziert. Wofür er gute Gründe wusste. Die Rotschilds, das war ihm bei Antritt seiner neuen Aufgabe in der französischen Hauptstadt schnell aufgefallen, hatten nämlich in den vergangenen Jahren etliche ihrer ehedem fast dreihundert Milliarden Euro verloren. Und sie verloren weiter. Was kaum an Bankenkrisen oder gewagten Spekulationen lag. Vielmehr waren die drei weltweit tätigen Unternehmungen der Familie immer wieder Opfer von Hackerangriffen und Währungsmanipulationen. Hausinterne IT-Spezialisten waren erst kürzlich auf ähnliche Spuren im Netz gestoßen wie die deutsche Cyber Defense und die NSA. Als ihm der Präsident der Grande Nation die Schwierigkeiten darlegte, unter den gegenwärtigen Umständen ein offizielles Mandat für einen Kommandoeinsatz zu erhalten, erklärte Rothschild sich sofort bereit, zu helfen. Für ihn war die Unterstützung des deutschen Sonderkommandos eine Investition in die Sicherheit seines Finanzinstituts. Sollte das Projekt Erfolg haben, würden die Ergebnisse jeden Einsatz der Mittel rechtfertigen.

Zu Vincents Freude erwiesen sich die Ladies als brauchbare Schauspielerinnen. Auch wenn Swantje ihre devote Rolle nicht wirklich lag. Sie fügte sich in ihr Schicksal. Mit dem Effekt, dass Vincent im Beisein fremder Menschen wunderbar den Macho und unumschränkten Herrscher über zwei absolut hörige, wunderschöne Frauen heraushängen lassen konnte. Wenn das nicht nach dem Geschmack des indischen Möchtegern-Moguls war, dann … aber das stand nicht zu erwarten. Die drei Ex-Soldaten gingen davon aus, dass Prinz Sharif al Maktum hochentzückt sein würde, sie kennenzulernen.

So kam es, dass eines Tages unweit des gewaltigen Containerschiffes ein braungebrannter Surfer mit seinem Speed Kite durch die Wellen pflügte. Er kreuzte mit seinem Drachen im Wind, kam dem Schiff in weiter Endlosschleife zuweilen näher und schoss im nächsten Augenblick wieder davon.

Am Morgen hatte Vincent die CORONA erstmals zu Gesicht bekommen. Erschrocken war er zur MARIE ANTOINETTE zurückgekehrt. Von ihrem Anblick hatte er sich eine Weile erholen müssen. Die CORONA war einfach überwältigend. Vorsichtig navigierten Swantje und Lynn-Ann ihre Yacht derweil näher. Immer nach außen den Eindruck vermittelnd, mit geringer Segelfläche und ohne Motor auf einem gemütlichen Segelturn in nordöstlicher Richtung hin zu den Malediven zu sein. Als sie das Schiff endlich auch sahen, stockte ihnen der Atem. Unglaublich! Ein Gebirge aus Stahl im Wellenmeer! Jetzt kam es darauf an, die Besatzung neugierig zu machen. Die Zeit dafür war günstig. Es ging auf den Abend zu. Zu ankern und die Nacht hier verbringen zu wollen, klang nach einer plausiblen Ausrede. Sie holten die Segel ein.

Anschließend drapierten sich die Ladies mit Cocktails an Deck. Lynn-Ann langgestreckt und hüllenlos, wie der liebe Gott sie schuf, auf einer bunten Decke in der Sonne; die hellhäutige Swantje saß im knappen Bikini entspannt mit Buch auf einem Liegestuhl unter dem sanft im Wind flappenden Sonnendach. Vincent winkte ihnen fröhlich zu und stieg wieder ins Wasser. Voller Inbrunst konzentrierte er sich auf seinen Drachen.

Oben, auf der breiten Brücke der CORONA, beobachtete man das Geschehen durch ein Teleskop mit langer Brennweite. Wodurch den Männern kein Detail von Bord der MARIE ANTOINETTE entging. Nach einer Weile wandte sich der Kapitän ab, griff zum Telefonhörer und nahm Haltung an.

„Hoheit, er ist wieder da. … Ja, Sir, derselbe wie heut früh. Diesmal ist er uns ziemlich nahe gekommen. … Ja. Hat interessiert hoch gesehen. … Jetzt? Ist er zurück zu seiner Yacht. Ja. Die ankert so nah, dass man Crewmitglieder erkennen kann. … In Ordnung, ich erwarte Sie. Bis gleich.“

Kaum eine Minute später betrat Sharif al Maktum die Brücke. Die Besatzung nahm Haltung an. Der Kapitän machte Meldung, dann führte er ihn ans Fernrohr. Eigentlich hatte sich der schlaksige Inder vorgenommen, über die Unterbrechung seiner nachmittäglichen Siesta verärgert zu sein. Er hatte sogar schon mit dem Gedanken gespielt, den Störenfrieden eine anständige Seebestattung zu verordnen. Schiffe versenken hatte er lange nicht mehr gespielt. Ein Blick auf den Kite-Surfer besserte seine Laune insofern nur dahingehend, dass es wohl keinen Verlust für die Menschheit bedeuten würde, so einen alten Idioten den Haien zu überlassen. Was er dann jedoch auf der Yacht entdeckte, änderte seine Meinung. Seine Mundwinkel zogen sich in die Breite und Lachfältchen bildeten sich in den Augenwinkeln.

„Na das ist ja mal amüsanter Besuch!“ kommentierte er. „Haben Sie sich die beiden Hasen da drüben mal angeschaut, Käpt‘n?“

„Jawohl, Sir.“

„Was halten Sie von den Leuten?“

„Nicht übel. Nur, was wollen die hier?“

„Ach Käpt’n, wenn Sie mich fragen, harmlose Segler, die Spaß haben wollen.“

„Mag sein. Aber warum kommt der Kerl mit seinem Brett dann so nah an uns ran?“

„Wären Sie nicht auch neugierig, wenn Sie unerwartet so einem Pott begegneten?“

„Mag sein. Wir sollten sie aber im Auge behalten.“

„Richtig.“ Sharif al Maktum sah seinen Kapitän an. „Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Wir sollten sie auf Herz und Nieren prüfen. Kein Risiko. Am besten, wir laden sie heut Abend zum Käpt‘ns Dinner in die Offiziersmesse. Was meinen Sie?“

„Wenn Hoheit befehlen.“

„Hoheit befehlen.“ Der Prinz drehte sich um, stoppte jedoch nach wenigen Metern. „Ach, und Käpt’n, finden Sie heraus, mit wem wir es zu tun haben. Über einen Luxussegler wie diese MARIE ANTOINETTE sollte etwas im Netz stehen.“ Damit verschwand er im Fahrstuhl.

Zurück an der Yacht, kamen Vincent seine beiden Begleiterinnen entgegen. Sie halfen ihm, Drachensegel und Board aus dem Wasser zu holen. Die Neugier war ihnen anzumerken. Vor allem Lynn wirkte hochgespannt. Sie hatte es nicht für nötig befunden, sich erst etwas überzuziehen. Mit beiden Händen griff sie zu.

„Und?“

„Ich denke, sie haben angebissen“, antwortete Vincent. „Die Brücke ist zwar mega hoch und ich kann ja nicht zu dicht ran, aber ich glaube, die haben uns intensivst beobachtet.“

„Irgendwelche Reaktionen?“ fragte Swantje.

„Tja, werden wir sicher bald sehen. Wenn mich nicht alles täuscht, hat ein Typ, den ich für unsern indischen Prinzen halten würde, ziemlich lange mit einem großen Fernrohr nach Euch beiden Ausschau gehalten. Wegen der Entfernung kann ich aber nicht mit Sicherheit behaupten, ob er es war. Ich denke, es gibt jetzt zwei Möglichkeiten. Entweder sie kommen irgendwann zu uns, oder wir müssen uns was einfallen lassen, auch uneingeladen auf die Party zu gehen.“ Vincent streifte seinen Neoprenanzug von der Haut und setzte sich zum Trocknen neben Lynn-Ann in die Sonne. „Aber egal was geschieht, es wird ein hartes Stück Arbeit. Diese CORONA ist kein Schiff. Die ist auch keine Kleinstadt, wie unser Freund in Berlin sagte. Das ist von außen eine Festung und innen drin vermutlich ein Labyrinth. Das, was wir an Zahlen genannt bekommen haben, sieht in der Praxis noch viel krasser aus, als man es sich vorstellen kann.“

„Wie meinst du das?“ fragte Swantje.

„Nimm dir nur mal die puren Maße. Vierhundert Meter Länge. Klingt erstmal überschaubar. Aber wenn du da unten lang gondelst, nimmt der Kahn kein Ende. Und es ist ja oben zwischen den Containern wahrscheinlich keine gerade Piste. Das wissen wir natürlich erst wenn wir drin sind. Trotzdem. Wenn wir von einem Ende zum anderen müssen, und dann zwischen den Kisten im Zickzack, das kann eine kleine Ewigkeit dauern. Mit der Breite ist es nicht anders. Was steht in der Akte? Sechzig Meter?“ Die beiden Frauen nickten.

„Einundsechzigkommafünf“, präzisierte Lynn. „Das größte jemals gebaute Containerschiff!“

„Einundsechzigkommafünf. Hm. Wenn ich mich nicht verzählt hab, sind das 23 Container nebeneinander. Allein im sichtbaren Bereich oberhalb der Reling neun Stockwerke nach oben. Ich schätze mal, dass es nach unten auch nochmal fünf oder sechs sind. Mindestens! Wisst ihr, was das für ein schwimmendes Hochhaus ist?“

„Mir ist schlecht“, bemerkte Swantje. Vincent gab ihr Recht.

„Mir auch.“ Lynn erhob sich.

„Ich zieh mir mal was über. Wir kriegen Besuch.“

„Na bitte!“ Vincent grinste. „Ich komm mit. … Swantje, äh, Caroline, …?“

„Schon klar. Lasst euch Zeit. Ich spiel Empfangskomitee.“

Von der CORONA näherte sich ein Motorboot. Kurz vor der Segelyacht stoppt es und drehte mit Schwung längsseits. Swantje-Caroline beobachtet das etwas angeberische Manöver belustigt. An Bord des Bootes befanden sich zwei Männer. Ein Matrose saß am Steuer. Der zweite Typ, seiner Uniform nach zu urteilen einer der Offiziere, stand auf und legte zackig seine Hand zum Gruß an die Schirmmütze. Swantje lehnte sich auf den Handlauf der Reling und fragte, bevor er etwas sagen konnte, mit süffisantem Lächeln:

„Guten Abend, die Herren! Womit kann ich dienen?“ Der junge Mann geriet ein wenig aus dem Gleichgewicht. Was weniger daran lag, dass sein Boot noch immer erheblich schaukelte, sondern eher daran, dass Swantje ihm vermutlich seine mühsam zurechtgelegte Begrüßungsansprache durcheinandergebracht hatte.

„Guten Abend, meine … äh Dame, … Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie nicht allein auf dieser Yacht weilen?“ Swantje musste lachen. Was den Offizier noch mehr verunsicherte. Er lief rot an. Ihre Gegenfrage machte die Sache nicht besser, denn sie meinte:

„Und woraus schlussfolgern Sie das, mein Herr?“

„Äh, nun, … wir haben Sie von unserem Schiff aus gesehen.“

„Ach, Sie haben uns beim Sonnenbaden beobachtet? Ich hoffe, mit befriedigendem Ergebnis?“ Swantje grinste zweideutig. Sie zwinkerte. Der Bursche schnappte nach Luft. Zu seinem Glück tauchte in diesem Moment Vincent auf.

„Guten Abend! Mein Name ist Antoine Etienne Graf von und zu Wartenberg. Und mit wem habe ich das Vergnügen?“ Der Offizier nahm Haltung an und salutierte erneute.

„Sergeij Leonow, Zweiter Offizier des Containerschiffs CORONA, Herr Graf.“

„Und Ihr Begehr, Herr Zweiter Offizier?“

„Nun … ähm … Kapitän Shukow bittet Sie und die Damen …“, er stockte. Lynn traf nämlich in diesem Moment ebenfalls an Deck ein. Der Russe erkannte sie sofort. Zu seiner Erleichterung war sie nun nicht mehr nackt, sondern mit einer weiten Leinenhose und Shirt bekleidet. „Wie gesagt, Kapitän Shukow bittet Sie, heute Abend seine Gäste beim Käpt’ns Dinner zu sein.“

„Oh“, staunte Swantje, „wie kommen wir denn zu der Ehre?“

„Nun … ja … wir bekommen auf unseren langen Reisen nicht oft Gelegenheit, Gäste empfangen zu dürfen. Und natürlich wussten wir sofort, Herr Graf, dass Sie der Eigner dieses schmucken Schiffes sind. Die MARIE ANTOINETTE ist auf den Weltmeeren Legende“, log er. Aber ihm fiel nichts Besseres ein, um nicht zugeben zu müssen, dass man sich eben erst schlau gemacht hatte. „Ja, und weil auch gerade seine Hoheit, Prinz Sharif al Maktum, der Eigner unserer Reederei, an Bord weilt, hielt Kapitän Shukow es für angemessen, zur Feier des Abends ein Dinner in der Offiziersmesse zu geben.“ Geschafft. Er atmete auf.

„Sehr nett, danke!“ erwiderte der Graf. „Verzeihen Sie meine neugierige Frage: Ich habe ein Schiff dieser Größe noch nie gesehen. Und die Namen von Ihnen und Ihrem Kapitän klingen russisch. Ich habe meines Erachtens vorhin keine Flagge entdecken können. Handelt es sich um ein russisches Schiff?“

„Nein, nein. Wir Russen haben nur die meiste Erfahrung mit so großen Pötten, müssen Sie wissen. Deswegen heuert man uns gern als Besatzung an. Gebaut wurde es in Südkorea. Alles andere, na ja, das ist in der modernen Seefahrt meist ein bisschen komplizierter. Das wird Ihnen der Kapitän sicher gern beim Essen erklären, falls Sie seine Einladung annehmen wollen.“

„Oh ja, bitte!“ jubelte Lynn-Melanie. „Dürfen wir das große Schiff besuchen? Bitte!“ Sie kuschelte sich mit bettelndem Blick an den Grafen.

Der tätschelte gönnerhaft ihre Hand, führte sie zum Mund und hauchte einen Kuss darauf.

„Ich denke schon, dass wir so eine nette Einladung nicht ausschlagen dürfen."

„Aber nicht sofort", warf Swantje-Caroline ein. „Zu einem Käpt'ns Dinner kann ich ja schlecht im Bikini gehen! Ich brauche mindestens eine halbe Stunde. Eine ganze wäre besser."

„Gewiss!" antwortete der Offizier strahlend über den Erfolg seiner Mission. „Steht noch eine Frage: Wir liegen drüben vorübergehend auf Reede. Wir erwarten ein Tankschiff, mit dem wir morgen hier verabredet sind. Wollen Sie mit Ihrer Yacht bei uns längsseits kommen oder sollen wir Sie in einer Stunde hier abholen?"

„Längsseits anlegen scheint mir einfacher. Machen Sie sich bitte keine Umstände. Gibt es bei Ihnen so etwas wie eine Gangway oder müssen wir Ihr Schiff über Strickleitern entern? Ich frage im Interesse der Damen, die bei so einem feierlichen Anlass sicher gern Abendgarderobe tragen würden."

„Machen Sie sich keine Gedanken. Die Damen können sogar Highheels tragen, wenn sie das möchten. Die CORONA ist ein sehr modernes Schiff und bietet für ungewöhnliche Herausforderungen ungewöhnliche Lösungen."

„Sehr schön." Der Graf nickte. „Dann in einer Stunde. Sie werden uns an die richtige Stelle lotsen." Der Zweite Offizier salutierte. Dann entfernte sich das Motorboot ebenso schwungvoll, wie es gekommen war.

„Na das war ja 'ne Plinse!" kommentierte Swantje. „Wenn das alles solche Milchreisbübchen sind, da drüben, dann haben wir leichtes Spiel. Der fällt ja schon um, wenn ich nur huste." Lynn war weniger optimistisch.

„Hast du die Dossiers nicht gelesen? Die Besatzung sind wahrscheinlich nur eine Handvoll Leute. Harmlose Jungs wie dieser Offizier. Aber unsere Spezialisten haben errechnet, dass da drüben eine bis zu zweihundert Mann starke Wachmannschaft stationiert sein könnte. Schwer bewaffnet. Und um die fünfhundert Programmierer und Techniker. Vielleicht sogar mehr." Vincent schüttelte sich.

„Schon irgendwie erschreckend."

„Schätze mal, die meisten von denen ahnen nicht mal, was sie genau tun“, mutmaßte Swantje. „Ich hoffe, die haben genug Rettungsboote und Schwimmwesten.“

„Zum Glück bringen wir welche mit. Lynn, ich denke, wir können jetzt den Notruf absetzen.“

„Mach ich. … Ob die unser Boot durchsuchen?“

„Sicher.“

„Werden sie was finden?“ Swantje grinste:

„Kann ich mir nicht vorstellen.“

„Wollen‘s hoffen!“ meinte Vincent. „Gut, meine Damen, dann schaun wir mal.“ Damit war alles gesagt. Höchste Zeit, Abendgarderobe anzulegen.

Ungewöhnlich für ein Containerschiff, verfügte die CORONA über einen seitlichen Zugang, der nicht sehr hoch über der Wasserlinie lag. Von dort aus ließ sich die Gangway bequem für fast jede Bordhöhe ausfahren. Der Zweite Offizier hatte nicht zu viel versprochen.

Dieser war es auch, der sie hier in Empfang nahm. Auf seinen Wink hin, rollten zwei Matrosen einen roten Teppich für die Gäste aus. Bevor sie ihn jedoch betreten durften, nahmen zwei Koreaner, ein Mann und eine Frau, bei allen drei Gästen eine Leibesvisitation vor. Militärisch gekleidet und mit Maschinenpistolen bewaffnet, wirkten sie sehr streng. Vincent erkannte die Marke der Gewehre sofort. Gute alte Kalaschnikows, allerdings im chinesischen Nachbau. Die Dinger waren einfach unverwüstlich. Der Zweite Offizier entschuldigte die Unannehmlichkeiten. Es handle sich um eine notwendige Vorsichtsmaßnahme. Man befinde sich in der Nähe internationaler Schifffahrtsrouten, auf denen häufig Piraten ihr Unwesen trieben. Überwiegend zwar in Küstennähe, vor Somalia sowie zwischen Sri Lanka und den Malediven, aber manchmal wagten sie sich sogar bis hierher. Die Koreaner seien deshalb als Leibwache des Prinzen engagiert. Sie würden mit jedem Angreifer fertig. Der Herr Graf und seine Damen dürften sich folglich an Bord der CORONA zu einhundert Prozent sicher fühlen.

Das Schiff war in jeder Hinsicht bemerkenswert. Die Container standen zwar wie auf jedem anderen derartigen Transporter ordentlich in Reih und

Glied. Über die gesamte Schiffsbreite verlaufende Quergestänge, sogenannte Laschungsbrücken, sorgten für die nötige Stabilität. Zusätzlich waren aber verschiedene Treppen und Brücken unübersehbar, die die verschiedenen Stapelblöcke miteinander verbanden. Wie ein Riegel zwischen all diesen Blöcken erhob sich ein schmales Hochhaus. Die Brücke. Lynn rechnete schnell. Wenn jeder Container um die zweieinhalb bis drei Meter hoch war und die Brücke die oberste der neun sichtbaren Container Etagen noch einmal deutlich überragte, dann musste ihre Höhe von der Reling gemessen über vierzig Meter betragen. Von der viel tiefer liegenden Wasserlinie mindestens sechzig bis siebzig Meter. Quer erstreckte sie sich über die gesamte Breite von einundsechzig Metern. Rechts und links ragte die Befehlskanzel sogar ein Stück darüber hinaus. Auf ihrem Dach drängte sich eine Vielzahl verschiedener Hochleistungsfunkmasten und Parabolantennen. Satellitengestützte Empfangsanlagen.

Die sogenannte Offiziersmesse befand sich jedoch nicht in diesem schmalen Bauwerk, sondern in einem offenbar aus mehreren Containern bestehenden Saal, der sich direkt an den Brückenturm anschloss. Hier herrschte ein Flair, wie Vincent es eher auf einem mondänen Kreuzfahrtschiff erwartet hätte. Dunkle Wandverkleidungen mit aufwendigen, edlen Intarsien, Kristalllüster und handgeknüpfte Orientteppiche auf Tropenholzparkett. Warum machte sich dieser Mogul-Prinz so wenig Mühe, zu vertuschen, dass dies kein normales Containerschiff war? Sharif al Maktum hielt sich in seinem Reich auf hoher See offenbar für so unantastbar, dass ihn die Fragen seiner Gäste komplett kalt ließen, solange er nur seinen Spaß hatte.

So außergewöhnlich das Schiff, so erstaunlich entwickelte sich das Käpt’ns Dinner. Vincent hatte sich für einen sommerlich hellen Leinenanzug entschieden. Darunter ein weißes Hemd. Das harmonierte recht gut mit den weißen Galauniformen der CORONA-Offiziere. Seine beiden Begleiterinnen trugen elegante, hochgeschlitzte und tiefdekolletierte Abendkleider. Ihre Frisuren waren kleine Kunstwerke. Vincent zeigte sich vom Auftritt den Beiden schwer beeindruckt. Er hoffte, dass es dem Prinzen ähnlich ging. Er glaubte, dass sie alle drei eine ziemlich gute Figur machten und nachhaltig Wirkung erzielen würden.

Dann erschien der Mogul. Wie dem surrealen Traum eines irren Geistes entsprungen, wallte Sharif al Maktum durch die von zwei Schiffsjungen aufgerissene, doppelflüglige Tür. Ein drahtiger Mittdreißiger, gekleidet in weite, schwere, bunte Gewänder. Auf dem Kopf ein enormer weißer Turban, geschmückt mit einer Vielzahl glitzernder Steine. Rubine, Türkise, Diamanten, Smaragde. Dieser Pomp allein hätte gereicht, ihn wie eine Figur aus skurrilen Träumen wirken zu lassen. Aber er betrat den Raum nicht allein. Ob es zu seinem Standard-Programm gehörte oder ob er dem Grafen zu beweisen gedachte, wieviel höher er über ihm stünde? Jedenfalls schritt der Prinz durch ein Spalier von insgesamt zehn Frauen. Fünf zu jeder Seite. Allesamt ausgemachte Schönheiten. Überwiegend Inderinnen, aber auch andere Hautfarben waren vertreten. Keine älter als fünfundzwanzig. Sie trugen nahezu transparente Gewänder, wie man sie von romantisierenden europäischen Haremsgemälden des 19. Jahrhunderts kennt. Alles in allem eine derart kitschig klischeehafte Inszenierung, dass sich Vincent wie im falschen Film vorkam. Lynn und Swantje mussten sich viel Mühe geben, ihre Abscheu zu verbergen. Was für ein eingebildeter Fatzke!

Mit einem Lächeln, das Steine hätte zum Schmelzen bringen können, näherte sich al Maktum seinen Gästen. Vom Kapitän, den er selbst zum Gastgeber ernannt hatte, nahm er keine Notiz.

„Mein lieber Graf von und zu Wartenberg, was für eine Ehre, Sie in meiner bescheidenen Kajüte begrüßen zu dürfen. Einen Selfmade Mann Ihres Formates wollte ich schon immer einmal kennen lernen!“

„Die Ehre ist ganz meinerseits, Hoheit!“

„Nennen Sie mich bitte Sharif, mein Freund!“ Graf von und zu Wartenberg verbeugte sich tief.

„Dann muss ich darauf bestehen, dass Sie mich Antoine nennen, Hoheit.“

„Gern, Antoine.“ Der Prinz nickte huldvoll.

„Nun, Sharif, darf ich Ihnen und ihren Herren Offizieren vielleicht zunächst meine Mannschaft vorstellen? Die blonde Lady hier links nennt sich Caroline Iffland. Sie ist mein Skipper und also gewissermaßen mein Erster Offizier.“ Sämtliche Herren fühlten sich bemüßigt, Swantje mit

unterwürfigem Handkuss ihrer Verehrung zu versichern. Diese Zeremonie wiederholte sich anschließend bei Lynn, als der Graf fortfuhr:
„Tja, und zu meiner Rechten, mein Zweiter Offizier und Navigator, …“

„Ich weiß“, unterbrach ihn der Inder. „Sagen Sie nichts, ich hab es gleich. … Melanie Pistorius! Richtig?“

„Woher wissen Sie …“ Lynn war echt verblüfft. Sie hatte bis eben verdrängt, dass ihre hawaiianische Vorgeschichte einen Teil von Vincents offizieller Legende darstellte. Umso erstaunlicher, wie der Prinz sein Wissen begründete:

„Nun, das ist doch ganz einfach, liebe gnädige Frau. Welcher halbwegs normale Mann hätte nicht in letzter Zeit täglich klopfenden Herzens auf den neuesten Post der ‚Baywatch Beauties Hawaii‘ gewartet? Meine Damen“, er richtete seinen Blick auf die nicht minder verwunderte Swantje, „gleich als ich Sie erblickte, war ich mir sicher, Sie irgendwoher zu kennen. Als dann Ihr Herr und Meister Ihren Namen nannte, ging mir ein Licht auf, wie man bei Ihnen in Deutschland sagt. Vergeben Sie mir, dass ich Sie nicht ebenfalls sofort wiedererkannte!“ Erneut küsste er Swantjes Hand. Diesmal geradezu leidenschaftlich. Womit er bei Ihr allerdings an die falsche Adresse kam. Fast ein wenig zu barsch entwand sie sich seinem Zugriff. Wobei sie sich am meisten darüber ärgerte, dass er Vincent ihren ‚Herrn und Meister‘ genannt hatte. Sharif verbeugte sich erneut. „Vergebt mir. Ich weiß, ich bin mitunter etwas stürmisch. … Nun mein lieber Kapitän, ich glaube, allmählich bekomme ich Hunger.“

Der Angesprochene schaffte es noch knapp, auch seine Offiziere vorzustellen. Er musste sich jedoch beeilen. Der Mogul zeigte keinerlei Neigung, länger zu warten. Seine zehn Begleiterinnen in irgendeiner Form zu erwähnen, hielt er im Übrigen für überflüssig. Sie durften auch nicht am Tisch Platz nehmen, sondern erhielten ihr Essen in einer Ecke des Raumes auf dem Fußboden, wo für sie große Sitzkissen bereit lagen.

Umso intensiver bemühte sich der Prinz um die beiden Instagram-Stars an seiner Seite. Ein ums andere Mal bekundete er, wie sehr er den Grafen beneide, dass der ausgerechnet sie habe für seine Vergnügungsreise nach Thailand gewinnen können. Sie hatten ihm nämlich auf seine Frage hin geantwortet, dass sich ihr eigentliches Ziel dort befände, dass sie sich aber viel Zeit dafür nehmen wollten, um die Reise zu genießen.

Sharif al Maktum erklärte sie daraufhin zu Seelenverwandten. Weswegen er nicht mehr das Ende ihres Mahles abwartete, um mit unzweideutigem Lächeln anzufragen, ob sie nicht alle diese Nacht gemeinsam auf der CORONA verbringen sollten. Diese wunderbare Begegnung müsse mit einem würdigen Abschluss gekrönt werden.

Vincent war klar, dass Lynn und Swantje sehr an sich halten mussten, nicht zu explodieren. Innerlich dankte er beiden von ganzem Herzen, dass sie ihre Rollen trotz dieser peinlichen Farce professionell spielten. Denn einen solchen Vorschlag konnte er natürlich nicht ablehnen. Eine bessere Gelegenheit, ihre Ziele zu erreichen, war kaum denkbar. Wenngleich ihm die flotte Gangart des Mogul-Prinzen durchaus missfiel. Stellte sich die Frage: War der Kerl wirklich so arrogant, selbstverliebt und schwanzgesteuert oder handelte es sich um eine Falle? Er wollte die beiden Mädchen nicht unnötigen Gefahren aussetzen. Eine spontane Zusage konnte außerdem selbst im naivsten Gemüt Misstrauen wecken. Deshalb umging Vincent zunächst eine klare Antwort, dankte und meinte, darüber müssten sie sich nach dem Essen kurz beraten. Schließlich kenne man sich bislang ja kaum. Aber er denke, dass die Idee etwas für sich hätte. Swantje nickte dazu fast inbrünstig, wogegen Lynn sittsam die Augenlider senkte. Was er auf alle Fälle zusagen könne, ergänzte der Graf, sei, falls der Prinz so freundlich sein wolle, ihnen ein bisschen mehr seines bemerkenswerten Schiffes zu zeigen, dass er dieses Angebot auf gar keinen Fall ausschlagen würde. So wurde es beschlossen.

Während des gesamten Abendessens und mehr noch während der sich anschließenden Besichtigung, spürten die Besucher ständig leichte Vibrationen. Sie rührten ohne Zweifel von den Dieselaggregaten her. Denn obgleich sich die CORONA keinen Millimeter von der Stelle bewegte, liefen ihre gewaltigen Motoren ohne Unterbrechung auf Hochtouren. Kein Wunder, hatten sie doch die Generatoren eines mittleren Kraftwerkes am Laufen zu halten. Betrieb und Kühlung der Server mussten einen gigantischen Stromverbrauch haben. Lynn fragte sich, welchen ökologischen Fußabdruck dieses Monster wohl in der Welt hinterließ? Sein Hunger nach Treibstoff musste enorm sein. Ganz zu schweigen von den in ihm verarbeiteten Ressourcen, all den zu Datenspeichern verarbeiteten Edelmetallen und seltenen Erden, wie es so

schön hieß. Nicht zu vergessen der viele Stahl des Schiffsrumpfes. Insofern wäre es sicher besser gewesen, den Ozeanriesen in einer Werft fachgerecht zu zerlegen. Allein, dazu blieb keine Zeit. Wenn sie weiteren Schaden verhüten wollten, mussten sie handeln.

Ihr Rundgang führte zunächst hinauf zur Brücke. Es bot sich ein atemberaubender Anblick. In Richtung Heck das erwartete Meer der Container. Eine weite, geringfügig strukturierte Fläche, lediglich unterbrochen durch die stützenden Laschungsbrücken, die auch die Versorgungsleitungen trugen. Obenauf an verschiedenen Stellen Solarpaneele. Aber nicht durchgängig. Vielmehr wirkten sie wie eine Art verschämtes Alibi. An ökologische Aspekte hatten die Planer und Erbauer dieses Schiffes beim besten Willen keinen Gedanken verschwendet.

In die entgegengesetzte Richtung wies die Phalanx der Transportbehälter etliche, teils größere Lücken auf. Es gab Tennisplätze und einen Pool. Überall herrschte rege Betriebsamkeit. Auf die erstaunte Nachfrage des Grafen entwickelte ihm der Prinz das Konzept eines Forschungsschiffes, welches sich angeblich der Erprobung neuer Kommunikations- und Transportmethoden widme. Und zwar im Dreischichtsystem. Ein Teil der Container sei daher keine Fracht, sondern diene wissenschaftlichen Zwecken. Um all die an Bord tätigen Logistik- und Computerspezialisten bei Laune zu halten, spiele Lebensqualität nun mal eine große Rolle. Er selbst besitze übrigens einen eigenen Pool, nur für sich und seine Freunde. Der sei aber nicht von oben einsehbar. Aus gutem Grund, wie er verschmitzt hinzufügte.

Später durften die Gäste sogar einige der „Forschungscontainer“ besichtigen. Harmlose Büros, die in keinem Finanzamt der Welt anders aussahen. Natürlich machte es für ahnungslose Laien keinen Unterschied, ob die Menschen, die sie dort an verschiedenen Rechnern antrafen, forschten oder Trojaner in die Welt setzten. Es hieß, sie arbeiteten eng mit Entwicklern von Google, Facebook, Mikrosoft und Huawei zusammen. Diese Mitteilung war die erste, die Vincent zu glauben gewillt war. Großspurig sprach der Prinz von Cross-Over-Kommunikation, die die Welt und den Welthandel revolutionieren werde. Der Graf gab ihm recht. Nichts werde bleiben, wie es war.

Insgeheim fragte er sich allerdings, wie man dem Inder, bei so viel scheinbarer Offenheit, verbrecherische Aktivitäten nachweisen wollte? Ein Blick zu Swantje sagte ihm, dass sie sich mit ähnlichen Fragen beschäftigte. Lynn wirkte gelassener. Hatte sie eine Lösung gefunden?

Nach der Führung erneuerte der Prinz seine Einladung. Und als ob seine Absichten nicht durchschaubar genug gewesen wären, setzte er noch einen drauf:

„Meine Damen, sollten Sie sich womöglich vor der steifen indischen Hofetikette ängstigen, ich versichere: Sie können ganz beruhigt sein! Mir schweben eher lockere Spiele in entspannter Atmosphäre vor. Zum Beispiel, falls Sie mögen, in meiner kleinen Wellness-Oase. Da, wo sich Pool, Sauna und Massageräume befinden. Die müssen Sie einfach gesehen haben. Sie werden staunen.“ Und an den Grafen gerichtet: „Wenn es Ihnen, lieber Antoine recht ist, würde ich gern auch einige meiner Lieblingsgefährtinnen einladen, uns Gesellschaft zu leisten. Ich denke, das kann ein vergnüglicher Abend werden. Was meinen Sie?“

Dem „lieben Antoine“ war es recht. Er sah seine Damen streng an. Beide nickten gehorsam. Womit die Sache entschieden war. Allerdings erbat er sich eine kurze Rückkehr auf die MARIE ANTOINETTE. Man benötige verständlicherweise einige Utensilien für die Nacht und mit Blick auf die Wellness-Oase bequemere Kleidung. Sharif erteilte gnädig seine Erlaubnis. Er erwarte sie in seinen Gemächern.

Zurück auf ihrem Boot überprüften sie zuerst, ob man sie in der Zwischenzeit verwanzt hatte. Das schien nicht der Fall. All ihre technischen Hilfsmittel blieben wie üblich vorsichtshalber abgeschaltet. Trotzdem hielten sie es für besser, Musik laufen zu lassen. So nah am Rumpf des Ozeanriesen genügten einem Lauscher womöglich leistungsfähige Richtmikrophone. Die drangen selbst durch Stahl. Kräftigen Rythm & Blues Beats hingegen konnten sie nichts entgegensetzen.

Swantje ergriff als erste das Wort:

„Wir sind hier richtig.“

„Trotzdem wäre es besser, wir bekämen Beweise in die Hand“, meinte Vincent.

„Haben wir!“ antwortete Lynn. Auf die fragenden Blicke ihrer Kameraden nahm sie Kontaktlinsen aus ihren Augen, zog einen Ring vom Finger

und die große korallengeschmückte Klemme aus ihrem Haar. „Scanner, Kamera und Schnellanalyseprogramm inklusive Speicherkarte.“ Sie lachte. „Das, auf den Bildschirmen, das waren überwiegend Sequenzen, die zu einem bekannten Trojaner gehören. Spionagesoftware. Also jedenfalls kenne ich das Ding ziemlich gut. Ich habe darüber mal eine Abhandlung schreiben müssen. Der ist hoch effektiv. Aber mittlerweile gibt‘s dagegen ausreichend Schutz. Deswegen gilt es in Europa als unwahrscheinlich, dass er weiterhin Schaden anrichten könnte. In so einem Fall sinkt die Aufmerksamkeit. Das ist ihre Chance. Ich vermute, die Modifikationen, die sie hier gerade entwickeln, sind geeignet, speziell auf den alten Trojaner abgestimmte Sicherheitssoftware zu umgehen oder diese sogar für seine eigenen Zwecke zu benutzen. Alles hier drauf!“ Sie tippte auf den Haarschmuck. „Zusammen mit ein paar kurzen Bildern vom Schiff.“

„Genial!“ lobte Vincent. Swantje stimmte zu.

„Gut. Das ist ein Anfang. Jetzt brauchen wir die Hintermänner und Helfershelfer. Wir nehmen uns den Prinzen vor …“

„… und ich mir die Mannschaft.“ Vincent kratzte sich am Dreitagebart. „Aber warum zeigt der uns das? Die Leute, die Rechner? Hat der absolut keine Angst, dass ein Freak wie Lynn etwas mitbekommen könnte?“ Die Angesprochene zuckte mit den Schultern.

„Ich glaube, das lässt sein Ego nicht zu. Vielleicht hat der gar keine Ahnung von den Dingen, die seine Arbeiter da unten treiben. Moguln waren nicht dafür bekannt, sich für die Handwerker und Bauern ihrer Reiche zu interessieren. Höchstens für das, was die ihnen an Steuern ablieferten.“

„Und warum hindert ihn keiner, der Ahnung davon hat? Ich halte es immer noch für möglich, dass die Einladung eine Falle ist.“ Lynn stimmte ihm zu.

„Die Möglichkeit besteht immer.“ Swantje wurde langsam ungeduldig:

„Lasst es uns rausfinden. Machen wir uns auf eine heiße Nacht gefasst.“

Nächtliches Treiben

Der Prinz hatte locker entspannte Atmosphäre im Wellnessbereich angekündigt. Was er darunter verstand, glaubten Swantje und Lynn-Ann ziemlich genau zu wissen. Schon sein Aufzug zum Käpt'ns Dinner hatte ihnen bewiesen, dass er Rollenspiele liebte. Nun, die konnte das Bübchen bekommen. Die beiden Ladies besaßen einschlägige Erfahrungen, wie man solche Männer um den Finger wickelte, und bereiteten sich dementsprechend akribisch vor. Beide suchten ihre Vorbilder in bekannten Filmklischees.

So kam es, dass Lynn wenig später in einem sehr kurzen weißen Kleidchen erschien, dessen Kanten dunkelblau abgesetzt waren. Um die Hüfte hatte sie sich ein langes, ebenfalls blaues Seidenband geschlungen und am Rücken zur Schleife gebunden. Im Haar trug sie eine große weiße Stoffblüte mit blauen Bändern, an den Füßen leichte weiße Stoffschuhe mit blauen Schnürsenkeln. Dazu weiße Kniestrümpfe. Das alles harmonierte aufs Schönste mit ihrer braunen Haut und den asiatischen Gesichtszügen. Nur dezent mit etwas Rouge auf den Wangen geschminkt, kam ihre Gesamterscheinung dem pädophilen „Schulmädchen"-Ideal japanischer Mangas erschreckend nahe.

Swantje suchte ihre Vorbilder in Hollywood und am Broadway. „Easy Rider", „From Dusk Till Dawn", das Musical „Chicago" mit seinem legendären „Zellentango". Konkret gesagt, hatte sie sich für eine transparente schwarze Bluse entschieden, die ganz klar signalisierte, dass ihre Trägerin nichts aber auch gar nichts für Büstenhalter oder sonstige Reizunterwäsche übrig hatte. Sie spekulierte darauf, damit gegenüber den prüden nordkoreanischen Wächtern im Zweifel mindestens um eine Schrecksekunde im Vorteil zu sein. Dass dem Prinz die Luft wegblieb, dafür sollten extrem knappe und knalleng sitzende schwarze Lackleder-Hotpants sorgen. Konsequent ergänzt um schenkellange Stiefel aus dem gleichen Material. Deren fast nadelspitz zulaufende Absätze wiesen eine Höhe von mindestens sechzehn Zentimetern auf. Vincent musste den Kopf in den Nacken legen, wenn er Swantjes Augen suchte. Im Übrigen staunte er, was die beiden Frauen alles so mit sich herumschleppten.

Swantjes Augen wurden von kräftigen Schatten und langen Augenbrauen umrahmt. Dazu gehörten tief dunkelroter Lippenstift und gleichfarbige zentimeterlange aufgeklebte Fingernägel. An den Händen schwarze fingerlose Lederhandschuhe. Auf dem Kopf eine Schirmmütze aus demselben Material, fertig war die knallharte Rockerbraut. Die beiden Damen hatten viel Spaß bei ihrer Verkleidung. Es lief eine Wette zwischen ihnen, auf welches Outfit der Arsch eher abfahren würde. Vincent hätte gern gewusst, um welchen Einsatz die Beiden wetteten. Sie weigerten sich standhaft, es ihm zu sagen.

Seine Kleiderordnung blieb naturgemäß erheblich einfallsloser. Er hatte sich erneut für eine helle Hose entschieden. Etwas weiter und weicher als am Nachmittag. Baumwolle. Sie erinnerte entfernt an frühere Matrosenanzüge. Dazu diesmal nicht weißes Hemd und Jackett, sondern ein champagnerfarbenes Shirt und darüber eine hellbraune Weste mit kleinen Innentaschen. Gerade groß genug, um Taschenmesser, Flaschenöffner und ähnliche Kleinigkeiten unterzubringen. Die würde man ihm bei der Leibesvisitation schwerlich als Waffen auslegen und abnehmen können. Hoffte er.

Tatsächlich stockten die Wächter wirklich nur kurz am Taschenmesser. Aber da sich unmittelbar hinter dem Grafen die riesige Caroline Iffland mit ihrer transparenten Bluse zum Sicherheitscheck aufbaute, ließen sie ihm das Spielzeug und wandten sich rasch der neuen Herausforderung zu. Swantje registrierte mit großem Vergnügen, dass sich die Augen der Koreaner ziemlich genau auf Höhe ihres notdürftig verhüllten Busens befanden. Dem männlichen Wächter traten Schweißperlen auf die Stirn. Mit starrem Blick und offenem Mund betrachtete er, was da auf ihn zu schwebte. Er war in diesem Moment heil froh, nicht sprechen zu müssen. Er hätte kein Wort herausgebracht. Seiner Kollegin war Swantjes Auftritt dagegen einfach nur extrem unangenehm. Peinlich berührt erledigte sie ihre Arbeit und strafte den regungslosen Mann an ihrer Seite mit bösen Blicken. Erst als Lynn an die Reihe kam, entspannte sich das Verhalten der beiden Uniformierten wieder. Bei Manga-Püppchen fühlten sie sich halbwegs auf gewohntem Terrain.

Diesmal wurde die kleine Besuchergruppe von einer Dienerin des Mogul-Prinzen in Empfang genommen. Sie führte die Drei zu den bereits bekannten Fahrstühlen im Untergeschoss der Brücke. Nur dass es diesmal abwärts ging.

Die Frau gehörte nicht zu den Haremsdamen. Das ließ sich schon an ihrer Garderobe ablesen. Sie trug einen hochgeschlossenen, traditionellen Sari. Keinen Schmuck. Dafür fand sich auf ihrer Stirn der markante rote Punkt. Die skurrile Inszenierung ihrer Gäste registrierte sie im Gegensatz zu den Wächtern völlig regungslos.

Umso euphorischer reagierte Sharif al Maktum. Es schien ihm völlig unmöglich, den Blick von seinen vergötterten Baywatch Beauties zu wenden. Wobei die Wette, welche Verkleidung er präferieren würde, fürs erste auf ein Patt hinauslief. Seine Augen glitten von einer zur anderen und wieder zurück. Ihren Begleiter, seinen Ehrengast, nahm er nur am Rande wahr.

Der sogenannte „Wellnessbereich“, in dem er sie willkommen hieß, war ein Komplex von Räumen, der sich über mehrere Container auf drei Ebenen zog. Wobei sich der zentrale Bereich mit dem wirklich fürstlichen Pool über alle drei Etagen erhob. Ringsherum erstreckten sich Wege mit Nischen und Sitzgruppen, von denen wiederum Gänge und Türen abzweigten. Dazwischen Treppen, die zu den Emporen der anderen beiden Ebene hinaufführten. Dort sah es ganz ähnlich aus. Im Kunstlicht gediehen überall Palmen und exotische Pflanzen. Der überwiegende Farbton jedoch war nicht Grün, sondern Gold. Vergoldete Geländer zogen sich um das nierenförmig geschwungene Wasserbecken, goldene Rankenornamente umfassten die Wände, golden glänzten Türklinken und Wasserhähne.

Prinz Sharif bat seine Gäste, durch eine der gläsernen Türen zu treten. Das Zimmer war recht klein und sehr gemütlich eingerichtet. Über den gesamten Teppich lagen Kissen verstreut. Auf einem großen flachen Tisch in der Mitte türmten sich Früchte. In den Ecken befanden sich kleinere Tischchen, auf denen im warmen Schein vieler Kerzen Säfte, Wasser und Teekesselchen für den berühmten indischen Tee bereitstanden.

Drei Haremsdamen, die der Graf und seine Begleiterinnen bereits vom Abendessen her kannten, erhoben sich bei ihrem Eintreten. Sie trugen nun große Tücher beziehungsweise hauchzarte Schleier, die sie kunstvoll um ihre grazilen Körper geschlungen und mit Seidenbändern und Kordeln in den Hüften befestigt hatten. Ihr Herr, der Mogul-Prinz, hatte sich ebenfalls in ein weites Tuch gewickelt. In ein weißes Tuch. Und weil er keinen Turban mehr trug, erinnerte er Vincent an Bilder von Mahatma Gandhi. Nur dass der Prinz keine Nickelbrille besaß und nicht ganz so verhungert wirkte. Anders als Mahatma Gandhis Gewand zierte das des Prinzen außerdem eine goldene Borte. Goldene Kordeln hielten es am Bauch zusammen.

Wie es sich gehörte, begann der Abend mit Getränken und Smalltalk. Nachdem alle eine Tasse süßen, scharfwürzigen Tee mit Milch, sogenannten Chai, in Händen hielten, entließ der Gastgeber die Dienerin und ergriff das Wort.

„Liebe Freunde!“ begann er. „Wer hätte am heutigen Morgen geglaubt, dass dieser Tag so wundervoll überraschend ausklingen würde? Ich danke Allah, dass er eure Wege den meinen kreuzen ließ. Ich weiß, dass in eurer Heimat, lieber Antoine, liebe Melanie, liebe Caroline, in so einem Moment mit Champagner und anderen berauschenden Genüssen angestoßen wird. Solche darf euch mein bescheidenes Heim leider nicht bieten. Der Prophet hat es verboten und in meiner Familie wurden seine Gesetze stets streng geachtet. Davon will und darf ich nicht abrücken. Bitte vergebt mir meine Gesetzestreue.“

„Das ist doch selbstverständlich, mein lieber Sharif“, antworte Antoine Etienne, Graf von und zu Wartenberg. Dabei dachte er: Du verlogenes kleines Arschloch! Laut sagte er: „Ihr Tee ist uns ein Hochgenuss, nicht wahr Melanie? Caroline?“ Die Angesprochenen nickten stumm und setzten ihre Schalen an die Lippen. „Eine Frage hätte ich allerdings noch, lieber Sharif. Werden wir uns auch hier in diesem Raum später zur Ruhe legen?“

„Aber nein!“ Entrüstete sich der Prinz. „Es gibt nicht weit von hier eine Reihe von Schlafzimmern, die ich für uns habe vorbereiten lassen. Es wird euch an nichts fehlen. Wie gesagt, es ist meine kleine Wohlfühloase.“ Ein

kaum sichtbares Nicken des Prinzen führte dazu, dass sich eine seiner Frauen erhob und hinter den Grafen kniete. Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und begann, diese sanft zu massieren. Wobei sie mehr hauchte als sprach:

„Ich könnte dem Herrn Grafen zum Beispiel eine entspannende Massage empfehlen. Es gibt nichts Besseres, um nachher gut zu schlafen.“ Der Prinz lachte.

„Das ist eine hervorragende Idee, meine Liebe! Antoine, ich sage Ihnen, Maleika verfügt über wahre Zauberkräfte in ihren Händen. Und ich bin sicher, die beiden anderen würden ihr gern behilflich sein.“ Der Graf genoss den zarten Annäherungsversuch.

„Nun, warum nicht?“

„Wunderbar!“ Sharif strahlte. „Und Sie beide, meine verehrte Caroline, geschätzte Melanie, … hm, … wenn ich Sie so sehe, glaube ich zu ahnen, welcher Passion Sie frönen. Ich bin glücklich, Ihnen versichern zu dürfen, dass es auch die meine ist. Wären Sie einverstanden, Herr Graf, dass ich Ihnen ihre Mannschaft entführe, um den Damen einige ganz besondere Spielzimmer zu zeigen?“ Bei diesen Worten war der Inder aufgestanden und machte eine einladende Geste zur Tür hin. Melanie und Caroline blickten fragend zu ihrem Herrn und Meister. Der lächelte huldvoll.

„Geht und habt Spaß! … Ja, es ist, wie unser Gastgeber sagte: Wer hätte heut Morgen geglaubt, dass wir den Tagesausklang in so angenehmer Gesellschaft verbringen würden? Nutzen wir die Gunst der Stunde, uns an diesem gastlichen Ort, ein wenig verwöhnen zu lassen!“ Die beiden Frauen verneigten sich, standen auf und folgten dem Prinzen. Für die drei Haremsdamen war dies das Signal, dicht an den Grafen Wartenberg heran zu rücken. Man hatte sie offenbar mit klaren Befehlen ausgestattet. Maleika drapierte etliche Kissen in Form einer bequemen Bettstatt und drückte den Mann zärtlich aber entschlossen in selbige. Sie flüsterte:

„Lass dich fallen, lass dich ganz fallen. Lege deine Sorgen und deine Kleider ab und spüre, wie wir den Druck von dir nehmen.“ Die beiden anderen machten sich an seiner Hose und den Schuhen zu schaffen. So gern Vincent sich auf dieses Spielchen eingelassen hätte, das war nicht der Grund, weswegen er heute Abend hierhergekommen war. Darum gebot er den drei Frauen Einhalt. Er lächelte ein wenig verkniffen.

„Ähm, meine Damen, das ist ganz reizend von Ihnen. Ganz reizend. Ähm. Aber, nun, also der Mensch hat leider auch andere Bedürfnisse. Und bevor ich Ihre wundervolle Behandlung in vollen Zügen genießen kann. Ja, wie soll ich sagen, ich müsste mal … ich habe mir ein wenig den Magen verdorben. Das quält mich schon den ganzen Tag. Könnten Sie mir bitte zunächst den Weg zu dem Örtchen weisen? Zur Toilette, wenn Sie verstehen?“ Sie verstanden und erklärten ihm, wohin er sich wenden müsse. „Ich danke Ihnen. Machen Sie es sich inzwischen ein bisschen in den Kissen gemütlich. Es kann eine Weile dauern. Wegen der Magenverstimmung, verstehen Sie, ja?“ Sie verstanden auch das. Allerdings konnte er in ihren Mienen unmöglich lesen, ob sie diese Verzögerung ihres Auftrages eher begrüßten oder bedauerten. Der Prinz hatte sie gut trainiert. So tragisch es für sein männliches Ego auch sein mochte, vermutete er dennoch, dass sie nicht böse waren, sich nicht sofort über den „Alten“ hermachen zu müssen. Sah man mal von ihrer möglicherweise verletzten Handwerkerehre ab. Aber ehrlich gesagt war Vincent das egal.

Kaum draußen, orientierte er sich in Richtung der Fahrstühle. Zum Glück gab es im Bereich der Privatgemächer des Prinzen keine Kameras. Das hatten sie schon am Nachmittag auf dem Weg zur Offiziersmesse bemerkt. Hier unten sah es nicht anderes aus. Der Mann, der mithalf, die ganze Welt zu durchleuchten und erpressbar zu machen, legte im Zentrum der Macht Wert auf Intimität. Kurios! Weit kam Vincent trotzdem nicht. Im Flur vor den Fahrstühlen patrouillierten zwei Leibwächter. Wie die Wächter draußen am Eingang, Angehörige der koreanischen Kampfeinheit. Vincent hatte keine Wahl. Er wartete hinter der Ecke, bis ihm der Erste nahe genug kam. Blitzschnell packte er ihn, drückte ihm den Mund zu und brach ihm mit einem Ruck das Genick. Diese militärisch gut ausgebildeten Soldaten nur zu betäuben, wäre am heutigen Abend zu riskant gewesen. Und eins war klar: Den Krieg begonnen hatten sie. Zumindest beruhigte Vincent mit solchen Gedanken sein Gewissen, denn ihm war durchaus klar, dass man seine Partisanentaktik heimtückisch nennen konnte.

Der zweite Koreaner hatte etwas Rascheln gehört und sah plötzlich seinen Kameraden nicht mehr. Er nahm seine Kalaschnikow von der Schulter und ging zögernd auf die Ecke zu. Vincent blieben nicht viele Möglichkeiten. Er entschied sich für die einfachste. Vorsichtig zog er dem Soldaten, den er soeben getötet hatte, das Seitengewehr, ein bajonett-artiges Messer, aus dem Gürtel und schob es auf die Kalaschnikow. Mit leisem Klacken rastete es ein. Der zweite Leibwächter blieb stehen, lauschte, dann rief er den Namen seines Kameraden. Vincent ahmte leises Röcheln nach. Es klang, als hätte jemand Atemnot bekommen. Einen Herzinfarkt vielleicht. Mit zwei schnellen Schritten stand der Zweite an der Ecke, röchelte ebenfalls und sackte zusammen. Ein präziser Stich.

Vincent zog die beiden Toten in einen Abstellraum, den er neben den Toiletten entdeckt hatte. Ihre Waffen ließ er auch dort. Sie hätten ihn bei seiner Suche nur behindert.

Glücklicherweise wurden die Fahrstühle oben nicht gesondert bewacht. Das flächendeckend organisierte Patrouillensystem bot hier draußen auf dem Meer im Allgemeinen genügend Sicherheit. Unbehelligt erreichte Vincent den ersten der Bürocontainerblöcke. Das waren die Büros, die sie am Nachmittag besichtigen durften. Er beschloss, tiefer ins Labyrinth einzudringen. Die einfachen Programmierer würden nicht viel wissen.

Drei Blöcke weiter und zwei Ebenen höher traf er tatsächlich auf eine Büroeinheit, die nach Chefetage aussah. Abteilungsleiterebene vielleicht. Es waren mehrere miteinander verkoppelte Räume, in denen zwei Schlipsträger intensiv an einem riesigen Touchscreen Formeln hin und her schoben. Vincent trat ein und grüßte freundlich. Er entschuldigte sich höflich für sein Eindringen und stellte sich als Gast des Prinzen vor. Er habe sich auf dem Weg zur Toilette wohl verirrt. Aber wenn er schon mal hier sei, bat er, ob er ihnen ein paar Fragen stellen dürfe?

Diese Jungs wussten allerdings sehr genau, welch sensible Daten sie bearbeiteten und dass das niemanden Fremdes interessieren durfte. Im Gegensatz zu denen vom Nachmittag. Ihr Gesichtsausdruck versteinerte. Vincent ließ sich davon nicht beeindrucken. Er erkundigte sich ganz unverbindlich, ob das Schiff und alles darauf wirklich einzig dem Prinzen gehöre oder ob es mehr Anteilseigner gebe. Die beiden Männer wechselten bedeutungsvolle Blicke. Dann begann einer zu erzählen.

Natürlich die offizielle Version. Die von der gemeinnützigen Stiftung, welche zum Nutzen der Menschheit ihre Forschungsarbeiten großzügig unterstütze. Der andere glaubte sich unbeobachtet. Er schob sich kaum merklich an einen der Schreibtische. Vincent entging das Manöver nicht. Er bat den Mann, die Finger von irgendwelchen Geräten zu lassen, so lange er im Raum weile. Doch anstatt auf ihn zu hören, trat der Angesprochene, nachdem er sich durchschaut sah, mit einem letzten schnellen Schritt an die Tastatur eines Rechners. Im Nu war Vincent bei ihm und schlug seinen Kopf auf das Gerät. Der Mann rutschte bewusstlos unter den Tisch. Der andere versuchte die Tür zu erreichen. Laut rief er dabei:

„Alexa, ruf die W…“ Da hatte ihn Vincent auch schon erreicht und presste ihm die Spitze seines Taschenmessers an die Kehle.

„Noch einen Laut, mein Freund, und es war dein letzter!“ Da ansonsten alles ruhig blieb, setzte Vincent seine Befragung fort. „Wenn du mir wahrheitsgemäß antwortest, passiert dir nichts und du kannst dich retten. Also? Du kannst mir nicht erzählen, dass dieser Prinz sich all das hier allein ausgedacht hat. Und ich nehme an, du weißt, dass mit Hilfe eurer Arbeit anderswo auf der Welt gestohlen, erpresst und ermordet wird?“ Der Mann wirkte nicht sonderlich überrascht. Deshalb machte Vincent weiter. „Der Prinz dürfte trotz allem Reichtum kaum genug Ressourcen und Erfahrung für so ein Riesenprojekt besitzen. Wer also steckt hinter Prinz Sharif?“ Der Mann schluckte. Schließlich stieß er hervor:

„Das darf ich nicht sagen.“

„Das darfst du nicht? Interessant. Warum?“

„Weil, … sonst sterbe ich.“

„Das kann dir auch passieren, wenn du mir nichts sagst. Das kann ruck zuck gehen.“

„Nein. Du verstehst mich falsch. Du stirbst auch.“

„Ich?“ Vincent lachte. „Anzunehmen. Irgendwann.“

„Nicht irgendwann.“

„Nicht? Und wie kommst du darauf?“

„Weil sie wissen, wann du stirbst! Sie wissen, wann ich sterbe. Die wissen alles von allen. Alles! Und weil sie es wissen, können sie die Dinge verändern. Den Lauf der ganzen Welt. Sie können mit unseren Logarithmen und ihren Leuten überall bestimmen, was gerade passieren

soll.“ Die Stimme des Mannes überschlug sich fast. Es kam Vincent vor, als wolle er, da es jetzt für ihn ohnehin bald vorbei wäre, sich alles von der Seele reden, was er wusste. Es war geradezu erschreckend. Und Vincent musste sich viel Mühe geben, bei der Sache zu bleiben. Irgendwas in ihm verlangte danach, dieses Häufchen Elend in den Arm zu nehmen und zu trösten. Aber das wäre kaum zielführend gewesen. Die Leute hier waren vermutlich gründlich manipuliert worden. Gehirnwäsche. Etwas Beruhigung tat not.

„Ach, ich denke, da siehst du zu schwarz“, meinte er darum. „Wie sollte das gehn? Keiner kann alles wissen.“

„Die CORONA schon. Dafür müssen wir nicht mal in euren Handys und Tablets spionieren. Denn alles, was irgendjemand irgendwo eintippt, landet in einer Cloud. Jedes Unternehmen, jeder Familienvater speichert seinen Kram in einer Cloud. Jeder Arzt seine Krankenakten. Und es wird immer mehr. Microsoft hat uns mit seinem neuen Office-Paket einen großen Gefallen getan. Alles, jedes geschriebene Wort, geht sofort zum Speichern in die Cloud. Eine Verbesserung, heißt es. Nie mehr Dokumente verlieren, heißt es. Aber uns entgeht dadurch auch kein Wort mehr, das jemand schreibt oder spricht. Denn die größte Cloud von allen, die Zugriff auf alle anderen weltweit hat, das ist die CORONA. Und es gibt tausende Leute hier auf dem Schiff, …“

„Tausende?“

„Ich weiß nicht, wie viele es genau sind, weit über tausend auf alle Fälle. Die werten die Daten mit Hilfe von Logarithmen aus. Jeden Liebesbrief, jedes Gedicht, jedes Geschäftsgeheimnis, jedes Foto, jedes Video. Egal, ob du filmst, wie deine Kinder im Buddelkasten spielen oder wie du eine Nutte grün und blau prügelst. Wir sehen alles. Jeder von uns nur einen kleinen Ausschnitt, mag sein, aber die … die sehen alles. Alles, was sie interessiert. Wenn du den Abend heute überlebst, erzähl es den anderen, den Leuten da draußen. Sie sollten lieber ihre ganze Technik wegwerfen und wieder mit Stiften auf Zetteln schreiben. Das wäre für sie gesünder. Ich mach das mit meinen privaten Sachen schon lange wieder. Aber ich glaube nicht, dass du überlebst. Niemand, der sowas weiß, überlebt lange.“

Der Mann sprudelte wie ein Wasserfall. Es erleichterte ihn anscheinend. Was nichts daran änderte, dass seine Panik gleichzeitig wuchs. „Aber wahrscheinlich ist alles ganz anders. Wahrscheinlich haben sie auch dich geschickt. Du weißt es nur nicht. Du denkst vielleicht, es wäre deine Idee gewesen. Aber ich sage dir, du irrst dich! Die sind durch die CORONA allmächtig geworden. Sie kontrollieren alles. Deinen Tod, meinen Tod, alles. Wir werden die nächste halbe Stunde nicht überleben, womöglich nicht mal die nächsten fünf Minuten. Glaub mir.“ Der Mensch war völlig gebrochen. Wenn ihn Vincent nicht festgehalten und an die Wand gepresst hätte, wäre er heulend zu Boden gesunken. „Bring du mich um, dann habe ich‘s hinter mir!“ Die Angst vor seinen Auftraggebern schien erheblich größer als vor Vincent und seinem Taschenmesser.

„Was heißt das? *Die*. Wer sind *die*?“

„Wahrscheinlich hast du recht. Jetzt ist sowieso alles egal.“

„Wer?“

„Die Leute von der Corona-Stiftung.“

„Von denen das Geld kommt?“

„Von denen kommt alles! Zu denen geht alles.“

„Wo finde ich die Stiftung?“

„In Mexico. In Indien. In Korea. Überall.“

„Aber ihre Hauptadresse ist in Mexico? Wie von der Reederei?“

„Ja.“

„Wer sind die Stifter?“

„Weiß nicht.“ Vincent drückte fester.

„Wer?“

„Weiß ich wirklich nicht!“ Das war das letzte, das Vincent hörte. Ein Schlag auf den Hinterkopf streckte ihn nieder. Als er wieder zu sich kam, lag er am Boden, von Handschellen gefesselt. Zwei Wächter standen unschlüssig im Raum herum. Der Computermensch, den er ausgequetscht hatte, erklärte unter Tränen, was geschehen war. Die Soldaten diskutierten, ob sie Vincent zuerst selbst befragen oder lieber gleich ihren Wachhabenden rufen sollten. Das hieß, die Wächter waren eher zufällig bei ihrem Kontrollgang vorbeigekommen und es gab noch keine weiteren Mitwisser. Alles wusste das Netz also doch nicht. Vincent war beruhigt.

Er rappelte sich hoch. Im nächsten Augenblick richteten sich die Mündungen zweier Maschinenpistolen auf ihn.

„Hey, freu mich auch, Sie zu sehen!“ grinste Vincent.

„Wer bist du und was willst du hier?“ Das war anscheinend der Patrouillenführer.

„Ich bin Graf von und zu Wartenberg, Gast seiner prinzlichen Hoheit. Ich habe mich auf dem Weg zum Klo … “ Ein Kolben sauste auf seinen Kopf. Das schmerzte, betäubte ihn aber nicht. „Was denn?“

„Hör auf zu lügen, Kapitalistenschwein! Nachdem, was uns der Mann hier gerade gesagt hat, willst du uns ausspionieren?“

„Und wenn? Geht’s dich was an?“ Es setzte den nächsten Schlag. Diesmal ins Gesicht. Vincent schmeckte das Blut, das ihm von der Nase in den Mund lief.

„Soll ich dir was sagen? Ich geb dir eine Information, bevor ich dich töte. Damit du weißt, dass du für eine gute Sache stirbst. Für unsere! Genau wegen solcher Verbrecher wie du einer bist, gibt es dieses Schiff. Und wenn unser junger Führer mit dieser Waffe dem Sozialismus überall auf der Welt zum Durchbruch verholfen hat, dann werden alle Menschen frei und glücklich leben können. Nicht nur so ein paar reiche Schmarotzer wie du.“

„Sehr gut. Ich würde applaudieren, wenn ich die Hände frei hätte.“ Der Hieb traf Vincents Schläfe. Langsam musste er sich wirklich große Mühe geben, nicht wieder ohnmächtig zu werden. Der Bursche schien in Erzähllaune. Vielleicht konnte er ihm mehr entlocken. „Ja, hab’s kapiert. Und die Corona-Stiftung hilft euch dabei, genügend Geld für die Weltrevolution aufzutreiben?“

„Auch wenn du es nicht glaubst: Unsere Sache hat überall Sympathisanten und Freunde. Und der Genosse Suarez …“

„Suarez? Theodore Suarez?“

„Ah, den kennst du wohl? Ja. Ein großer Mann! Sehr einflussreich. Du siehst, du hast keine Chance. Wir haben mächtige Verbün…“ Ein Schuss erschütterte den Raum. Der Patrouillenführer brach blutüberströmt zusammen.

„Merkt euch eins: Die Revolution braucht Kämpfer mit heißem Herzen, keine Schwätzer. Wer ist das, was soll das und warum hat Genosse Han

mit ihm gesprochen und nicht mich gerufen?“ Es war der Offizier vom Dienst, ein Hauptmann. Breitbeinig stand er in der Tür und ließ sich Meldung erstatten. Als er genug erfahren hatte, richtete er seine Pistole auf den Schlipsträger und drückte ab. Vincent schauderte. Vor ein paar Minuten hatte der Mann seinen Tod prophezeit. Er hatte ihm nicht geglaubt. Auch wenn die Gründe sicher andere waren.

Der Hauptmann wandte sich an seinen verbliebenen Untergebenen.

„Es ist nicht gut, zu viel zu wissen. Noch schlechter ist, unser Wissen Fremden auf die Nase zu binden. Genosse Soldat, so etwas dürfen wir nicht dulden!“

„Zu Befehl!“

„Sie kennen unseren Auftrag. Sie hätten sofort Meldung erstatten müssen.“

„Zu Befehl, Genosse Hauptmann. Das hab ich Genossen Han auch gesagt. Er wollte nicht auf mich hören.“

„Gut, gut. Was vorbei ist, ist vorbei. Passen Sie auf. Wir werden durch die Schüsse Aufmerksamkeit erregt haben. Das ist schlecht. Wir dürfen nicht noch mehr Staub aufwirbeln. Absolute Geheimhaltungsstufe. Verstanden?“

„Zu Befehl, Genosse Hauptmann!“

„Gut. Deswegen werde ich jetzt keine weiteren Genossen des Wachdienstes involvieren. Das klären wir später. Ich werde mich direkt ins Quartier des Oberkommandierenden begeben und ihm Meldung erstatten. Den Fall dieses Gastes muss er entscheiden. Sie passen mir inzwischen auf den Kerl auf und garantieren mir, dass er nicht abhaut. Notfalls erschießen Sie ihn. Haben Sie Ihre Waffe entsichert, Soldat?“

„Zu Befehl, Genosse Hauptmann.“

„Gut, ich verlass mich auf Sie. Schließen Sie die Tür hinter mir ab!“

„Zu Befehl.“ Der Hauptmann verschwand und der Soldat verschloss befehlsgemäß die Tür. Vincent rappelte sich an der Wand hoch. Er war völlig verwirrt. Konnte es wirklich sein …?

„Keine Bewegung!“ bellte der Soldat. „Sie haben den Befehl gehört.“ Vincent knirschte mit den Zähnen. Wenn das stimmte, … wenn dieses, dieses …, ihm fiel kein Wort ein, das seinen Hass auch nur annähernd korrekt wiedergegeben hätte. Sollte dieser skrupellose Drogenpate wirk-

lich immer noch leben? „Sie sollen stehen bleiben!“ Vincent bewegte sich wie in Trance. Wenn das stimmte …, wenn der Mörder seiner Kinder, seiner geliebten Frau …, wenn dieser Schlächter überlebt hatte!? Und nicht nur das …, wenn der Kerl mit seinem blutigen Geld hinter all dem steckte? … Dann war der kleine fette Kim in Nordkorea nur eine ebenso billige Marionette wie der eingebildete indische Prinz. Wenn das alles wahr wäre, dann ging es hier um ganz andere Dinge.

Vincent wankte auf seinen Bewacher zu. Der bekam es mit der Angst zu tun. Er stellte die Kalaschnikow auf Dauerfeuer, riss sie an seine Wange und zielte auf Vincents Kopf. Der Mann war völlig verkrampft. Ihm fehlte jegliche praktische Kampferfahrung. „Sie sollen stehen bleiben, habe ich gesagt, sonst schieße …“ … „ich“, wollte er sagen. Er kam nicht mehr dazu. Er drückte ab. Die Schüsse perforierten die Decke. Vermutlich gab es Kollateralschäden im darüber befindlichen Container. Dann zerfetzte es seinen Schädel, dass Hirn und Blut durch die Gegend spritzten. Auch Vincent bekam einiges ab. Aber er lebte. Folgendes war passiert: Als der Soldat das Gewehr hochnahm, stand Vincent bereits nahegenug, um mit einer blitzartigen Bewegung seiner gefesselten Arme den Lauf nach oben zu schlagen. Dabei verklemmte sich der Finger des Soldaten im Abzug. Die Schüsse lösten sich, ohne dass er es verhindern konnte. Die Bauart der Kalaschnikow brachte es mit sich, dass ihr nach vorn gebogenes Munitionsmagazin nun auf Vincent zu und leicht nach oben zeigte. Vincent musste nur noch nach unten und dabei die MPi gegen den Soldaten drücken. Wodurch der Lauf unter dessen Kinn gepresst wurde. Der Finger klemmte nach wie vor fest. Die Kalaschnikow feuerte ohne Unterbrechung, bis alle dreißig Patronen das Magazin verlassen hatten. Dann erst konnte Vincent den nahezu kopflosen Körper fallen lassen, ohne sich selbst zu gefährden. Aber nun würde ihm natürlich viel weniger Zeit bleiben. Dieses Dauerfeuer hatten sicher viele gehört. Er zerrte die Schlüssel seiner Handschellen aus der Tasche des Patrouillenführers. Endlich frei, packte er dessen Kalaschnikow und steckte das Bajonett auf. In den Gürteltaschen der beiden Soldaten fand er noch zwei volle Ersatzmagazine und insgesamt vier Handgranaten. Splitterwirkung. Fünfzig Meter Reichweite. Eigentlich eher für Grabenkämpfe auf freiem Feld gedacht als für enge Häuser oder eben

Containerschluchten. Aber gut, wahrscheinlich machten sich die Waffenmeister der Nordkoreaner über solche feinen Unterschiede keine Gedanken. Für Vincent konnten die Dinger von Nutzen sein. Er verteilte die Granaten in die Taschen seiner Weste, schob die beiden Magazine in den Gürtel und rannte so schnell er konnte zurück.

Inzwischen jaulte die Schiffssirene und Soldaten liefen in die Richtung, aus der sie die Schüsse gehört hatten. Da Vincent in die Gegenrichtung unterwegs war und geschickt jede Deckung nutzte, blieb er weitgehend unbemerkt. Diejenigen allerdings, die mit ihm zusammentrafen, überlebten die Begegnung nicht. Das Bajonett leistete gute Arbeit. Wie ein Schatten hastete der graue Wolf durch die Nacht. Kein Schuss, kein lautes Geräusch. Die Lichter, die auf dem Schiff angingen, erreichten ihn kaum. Sein Blut raste, seine Gedanken taumelten. Er war wie von Sinnen. Ein Name peitschte durch sein Gehirn: Suarez! Suarez! Suarez! Die Welt um ihn herum war nebensächlich geworden. Er nahm sie nur wie dumpfe Schatten im Nebel wahr.

Unten im Wellnessbereich angekommen, fand er die Haremsdamen ängstlich zusammengedrängt in einer Ecke sitzen. Als sie ihn sahen, voller Blut und schwer bewaffnet, kreischten sie los. Er nahm den Finger an den Mund und richtete sein Gewehr auf die Mädchen.

„Still! Keinen Mucks!“ Sie verstummten. „Gut. Holt eure Freundinnen und seht zu, dass ihr euch ein Rettungsboot sichert oder, wenn ihr schwimmen könnt, springt einfach über Bord. Es werden bald Rettungsschiffe eintreffen.“ Sie sahen ihn entgeistert an. Er scherte sich nicht darum sondern rannte weiter. Ihn wunderte, dass der Prinz oder seine Dienerin bei dem ganzen Lärm nicht längst aufgekreuzt waren. Gerade wollte er nach Lynn und Swantje rufen, da erschien ein schwarzer Schopf mit weißer Kunstblume in einer der Türen.

„Graf, hierher!“

„Na endlich. Wo ist der Prinz?“

„Um Gottes Willen, wie siehst du denn aus?“

„Ich hab dich was gefragt!“

„Komm rein, dann siehst du‘s.“ Ja. Er sah es. Und es verschlug ihm die Sprache. Der Anblick holte ihn ein Stück weit in die Gegenwart zurück. Denn das Zimmer, in das der Inder die beiden Ladies geführt hatte, war

eines von mehreren, die nur einem einzigen Zweck dienten: Knallharte BDSM Partys zu feiern. Sie waren vollgestopft mit den verrücktesten Folterspielzeugen: Andreaskreuze, Käfige, eine Streckbank, eine Eiserne Jungfrau, diverse Elektroschocker, hölzerne Pranger und an verschiedensten Stellen an Wänden und Decke Seile mit Flaschenzügen. An einem dieser Seile baumelte der Prinz. Mitten im Raum. Nicht am Hals, auch nicht an Händen oder Füßen aufgehängt, sondern am Rücken. Ein handliches Paket, mit Gaffa-Tape Arme und Beine straff angewinkelt am Körper fixiert, durch Stricke kunstvoll zusammengeschnürt. Kopf und Bauch nach unten. Im Mund einen gewaltigen roten Plastikknebel. Weswegen er permanent aus den Mundwinkeln auf den Fußboden sabberte.

So hing er und pendelte hin und her. Verursacherin seiner Schaukelei war Swantje. Breitbeinig fläzte sie vor ihm in einem Sessel. Sie hatte es sich richtig gemütlich gemacht. Ihr rechtes Bein lag entspannt über der Armlehne. Mit dem linken versetzte sie dem verschnürten Prinzenpaket ab und an einen Stoß. Wobei sie sich wenig Gedanken darüber machte, an welcher Stelle ihn ihr spitzer Absatz traf. Das ergab sich, je nachdem, wie sich ihr Pendel um die eigene Achse drehte und welches seiner Körperteile sich folglich in Reichweite ihrer Lackledерstiefel befand. Vincent bemerkte Schrammen auf Sharifs Wangen und Nase. Der Möchtegern Mogul stöhnte mit jedem Tritt auf.

„Eigentlich wollte er Melanie auf diese Weise zum Objekt seiner Begierde machen. Ich sollte das Schulmädchen nach seinen Anweisungen mit einer Peitsche züchtigen. Interessanter Gedanke.“ Swantje hob die Augenbrauen und schnalzte mit der Zunge. „Nachher wollte er uns beide in Schandstöcken festschrauben, um uns abwechselnd einen gediegenen ‚Deepthroat Kehlenfick zu verpassen‘, wie er sich so schön poetisch auszudrücken pflegte. Auch nett. Letztlich fanden wir es aber so herum lustiger. Ich hätte ihm gern noch ein paar Gewichte an die Eier gehängt. Liegen überall welche rum. Gewichte, meine ich, nicht Eier. Ich nehme an, die klemmt er üblicherweise seinen Frauen an die Brustwarzen, wenn er sie aufgehängt hat. Ist ein richtig kreativer kleiner Sadist, unser Prinz. Wie gesagt, ich hätte die Sache mit den Gewichten passend gefunden. Melanie hat mich leider dran gehindert. Sie meinte, er soll nicht zu viel Spaß auf einmal haben.“

Der Prinz hatte sich fast ausgependelt. Swantje drückte ihm ihren Stilettoabsatz gegen die Stirn, um ihn neuerlich anzuschieben. „Und, wissen Sie, lieber Graf, im Prinzip hat sie ja Recht. Nachher gibt's schließlich noch Waterboarding, wenn alles gut geht! Entsetzt starrte sie der Inder aus weit aufgerissenen Augen an. „Da freust du dich schon drauf, gell, Süßer?" Sie grinste und versetzte ihm einen weiteren Stoß mit ihrem Absatz. Vincent überlegte, ob er Mitleid mit dem Kerl haben sollte, beschloss dann aber, dass es reiche, Acht zu geben, Swantje nicht irgendwann allein im Dunkeln zu begegnen. „Aber wenn ich dich so sehe, mein lieber Graf, hattest du auch Spaß. Hast du was erfahren?"

„Suarez. Wenn es stimmt. Mit einer Stiftung. Aber ich kann das nicht glauben. Das ist völlig unmöglich. Ich war mir sicher, dass er tot ist."

„Tut mir leid für dich." Lynn kannte Vincents Vorleben nur zu gut. Sie ahnte, was in ihm vorging. „Ich befürchte aber, du musst es glauben. Wir sind mit ihm hier zum gleichen Ergebnis gekommen. Suarez muss noch leben. Er steckt offensichtlich mit drin. Mein Namensvetter übrigens auch, logisch. Das passt ihm in den Kram. Und wahrscheinlich etliche Führungsfiguren der großen Internetkonzerne. Die Stiftung heißt Corona-Stiftung. Sitzt in Mexico. Deswegen ist dort die offizielle Adresse der Reederei."

„Genau das hab ich auch gehört. … Scheiße! … Habt ihr eine Ahnung, wie groß Sharifs Anteil an den Verbrechen ist?"

„Groß genug, dass ich ihn jetzt nicht unbedingt losbinden würde, wenn wir gehen", meinte Swantje. „Die Harem-Girls, Lynn hat sie vorhin nämlich mal besucht und beruhigt, weil du so lange weg warst, die haben gemeint, hier unten, die Torturen, die hätten längst nicht alle von ihnen überlebt. Es gab immer mal echte Opfer. … Ausversehen, natürlich. Stimmt's, Süßer? ‚Unfälle passieren.' … Seine Worte." Der Prinz bekam den nächsten Tritt.

„Dann soll es so sein. Wir haben sowieso keine Zeit mehr, ihn loszuknoten. Wenn ich das richtig höre, kommen gerade ein paar Leute, um Bericht zu erstatten oder vielleicht auch schon, um mich zu suchen. Wir müssen auf die Brücke, zur Sicherheit einen letzten Notruf absetzen und die armen Schweine in den Containern warnen, damit sie die

Rettungsboote klar machen. Ich möchte nicht für den Tod von über tausend Menschen verantwortlich sein.“

„Dann los!“ Swantje sprang aus ihrem Sessel. „Hast du für uns auch ein paar Schießeisen?“

„Vorn, in der Kammer neben dem Klo. Wenn die Wächter hier unten genauso ausgestattet sind, wie die Patrouillen oben, findet ihr in den Taschen sogar Handgranaten.“ Die letzten Erklärungen gab Vincent, während sie bereits im Laufschritt zum Treppenhaus mit den Fahrstühlen trabten. „Äh, by the way, Caroline, kannst du mir mal erklären, warum du das Bondage-Equipment mitschleppst?“ Swantje hatte nämlich die Zeit in der Folterkammer genutzt, um sich aus etlichen der dort herumliegenden Seile ein ziemlich langes Lasso zu knüppern, das sie sich jetzt wie ein Cowboy um den Oberkörper warf.

„Keine Ahnung“, grinste sie, „lass dich überraschen. Bisschen Party-spielzeug kann nie schaden.“ Das Argument war nicht von der Hand zu weisen. Vincent trug schließlich auch ein paar hübsche Feuerwerkskörper in seinen Westentaschen spazieren.

„Fahrstuhl nehmen wir aber nicht, oder?“ fragte Lynn. „Das wäre Selbstmord.“

„Stimmt“, gab ihr Swantje Recht, „Treppe ist besser. Ist ja gleich daneben. Schaffst du das, alter Mann?“ Sie entging nur knapp einer schallenden Ohrfeige.

Von den Fahrstühlen kam ihnen eine Gruppe schwerbewaffneter Männer entgegen. In der Folge schleppten die drei ein paar Granaten und Magazine mehr mit sich, während sie die Stufen hinauf hetzten. Sie blieben weitgehend unbehelligt. Alle, die zur Brücke oder von dort nach unten unterwegs waren, nahmen den Aufzug. Vermutlich glaubte auch keiner, dass die Angreifer ausgerechnet dort hinauf wollten. Aus Sicht der Koreaner wäre das Wahnsinn gewesen. Denn von dort würden sie kaum lebend zurückkommen können. Der Turm ließ sich bequem abriegeln. Das musste jedem vernünftigen Menschen offensichtlich sein. Swantje, Lynn und Vincent ignorierten das Offensichtliche. Oben angekommen, regelte sich der Rest verhältnismäßig leicht. Die russischen Seeleute der Besatzung glaubten dem merkwürdigen Kommando, das aus einer Manga-Puppe, einer Sado-Maso-Braut und einem blutverschmierten alten

Mann bestand, zwar im Prinzip kein Wort, aber da sie Waffen besaßen und diese bereits gegen die koreanischen Wachposten auf der Brücke bei ihrer Ankunft eingesetzt hatten, wagten der Kapitän und seine Offiziere keinen Widerstand. Zumindest in einem Punkt deckten sich die Aussagen der merkwürdigen Terroristen mit den Beobachtungen der Russen. Laut ihrem Radar näherte sich eine größere Flotte kleinerer und mittelgroßer Schiffe. Sie würden in Kürze so nah sein, dass eine Rettung der Menschen an Bord möglich war. Also forderten sie über Lautsprecher dazu auf, die Flucht zu ergreifen, bevor es zu spät sei. So lautete in etwa der Text, den Swantje ihnen diktierte. Die CORONA würde sinken! Deshalb musste außerdem SOS gefunkt werden. Wie gesagt, die Matrosen erledigten ihre Arbeit. Mehr nicht. Sie hielten das alles für einen schlechten Scherz. Warum sollte ihr Schiff sinken? Und vor allem wie? Alles äußerst unwahrscheinlich.

Die Armada, die sich näherte, hatte Lynn bereits am Nachmittag zu Hilfe gerufen. Es handelte sich um ein gemeinsames Seenotrettungsmanöver der Bundesrepublik Deutschland mit der Marine der Republik der Seychellen. Das fand seit ein paar Tagen ganz in der Nähe statt. Den Kontakt hatte Miranda Sternberg vermittelt. Die Bundesmarine zeigte ohnehin in der Straße von Hormus Präsenz gegen die dortigen Piraten. Da lag eine gemeinsame Übung mit Anrainern an einer der großen Schifffahrtsstraßen, ein paar hundert Seemeilen weiter östlich, fast logisch auf der Hand. Zur Stärkung der internationalen Zusammenarbeit. Heute Nachmittag nun hatte Lynn an die Einsatzleitung gefunkt, dass gegen Mitternacht rund tausend Menschen in Gefahr gerieten. Sie hatte die Koordinaten durchgegeben. Zwar löste der merkwürdige Hilferuf ohne Nennung näherer Gründe Erstaunen aus. Vor allem die Bitte, auf Rückfragen zu verzichten. Die Schiffe setzten sich trotzdem in Bewegung. Der Notruf war mit Bundeswehrsignatur gesendet worden. Vielleicht ein überraschender Teil der Übung, um zu prüfen, wie flexibel die Kommandostrukturen zu reagieren imstande waren?

Für die drei Einzelkämpfer drängte sich nach der gelungenen Besetzung der Brücke nun doch das vermeintlich Offensichtliche ins Bewusstsein. Der Weg hinauf hatte kein größeres Problem dargestellt. Nun mussten sie

wieder hinunter. Höchste Zeit, auf die MARIE ANTOINETTE zurückzukehren und den Rückzug anzutreten. Inzwischen waren aber sämtliche Wacheinheiten mobilisiert. Spätestens nach der Lautsprecherdurchsage hatte sich das Treppenhaus im Brückenturm mit Bewaffneten gefüllt und es stand zu erwarten, dass die jeden Moment durch die Tür stürmen würden. Die Fahrstühle standen nach wie vor nicht zur Debatte. Immerhin ließen sich die Fahrstuhltüren recht gut unter Kontrolle halten, bis sie eine Lösung gefunden hätten. Die Zahl der Kämpfer, die von dort kommen konnte, hielt sich in überschaubaren Grenzen. Anders bei der Treppe. Über kurz oder lang würden sie von dort aus schlicht überrannt werden. Sich durch die koreanischen Soldaten nach unten kämpfen? Aussichtslos. Vor allem: Es musste schnell gehn. Was tun?

Die Antwort fiel denkbar einfach aus. Lynn übernahm Swantjes Kalaschnikow, klemmte sich eine Waffe unter den rechten, eine unter den linken Arm, postierte sich breitbeinig vor den Fahrstuhltüren und beantwortete jeden Versuch, von dort auf die Brücke zu gelangen, mit Feuerstößen aus zwei Mündungen gleichzeitig. Vincent bedauerte, keine Hand zum Fotografieren frei zu haben. Lynns Anblick toppte kühnste Manga-Phantasien. Er selbst hatte sich der Treppe angenommen. Er stellte sich in die Tür und wartete. Entspannt zog er aus einer Handgranate nach der anderen den Splint. Insgesamt zehn Stück hatten sie unterwegs einsammeln können. Sechs davon schaffte er scharf zu machen, bevor die ersten Koreaner den letzten Treppenabsatz erreichten. Die spielte er nacheinander wie Eishockeypucks schön über Außenbande. Klappernd hoppelten die gusseisernen Eier die Treppenstufen hinunter, um nach exakt fünf Sekunden eine Etage tiefer zu detonieren. Der Treppenturm erzitterte unter den Sprengungen. Bis Swantje das Signal zum Rückzug gab.

„Fertig. Ich steige ab.“ Sie hatte ihr Sado-Maso-Lasso seemännisch am Fenster vertäut. „Beeilt euch. Aber kommt erst nach, wenn ich auf der Yacht bin.“ Lynn warf ihr eine MPi zu, neu bestückt mit komplett aufmunitioniertem Magazin. Swantje dankte und schwang sich nach draußen. Sie schickte eine Handgranate nach unten voraus. Dann packte sie das Seil und sauste in die Tiefe. Sie hatte es an der Seite des Schiffes befestigt, an der ihre Yacht lag. Und zwar am Fenster des am weitesten

überhängenden Teils der Brücke, womit das Seil nicht auf dem Containerdeck endete, sondern parallel zur Bordwand im Wasser. Jetzt erwies es sich als weitsichtig, dass sie mehrere lange Seile miteinander verknüpft hatte. Ihr standen deutlich mehr als sechzig Meter zur Verfügung, was es ihr ermöglichte, mit kühner Schaukelbewegung direkt an Bord der MARIE ANTOINETTE zu schwingen. Das Feuer von Deck der CORONA beantwortete sie mit einer zweiten Handgranate. Natürlich waren die Koreaner nicht so dumm, auf ihrer Yacht kein Empfangskommando zu stationieren. Swantje fegte es noch im Anflug aus der Luft mit kurzen Feuerstößen von Bord. Unten angekommen, machte sie das Seil fest, winkte den Kameraden und warf die Gangway ins Wasser. Es hätte sonst zu sehr nach Einladung an weitere Angreifer ausgesehen.

All diese Dinge passierten so schnell, dass die militärischen Führer der Wachmannschaften ihre liebe Mühe hatten, mit ihren Befehlen nachzukommen. Zum Glück für Swantje, Lynn und Vincent. Unten angekommen, entsicherten die das Speedboot, das sie offiziell natürlich nur als Spaßfaktor auf ihren Segelturn mitgenommen hatten. Was außer ihnen keiner wusste: Es war ein besonderes Speedboot. Dass es etwas größer wirkte als die üblichen Rennflitzer, hatte zwei Gründe. Zum einen war eine Plattform aufmontiert worden, auf der sich bis zu drei Menschen halten konnten. Zum anderen verfügte es unter dieser Plattform rechts wie links über zusätzliche Tanks, randvoll gefüllt mit Treibstoff. Durch diese Anbauten würde man mit dem Boot zwar kein Rennen mehr gewinnen, dafür aber mit einiger Wahrscheinlichkeit den Weg zurück zu den Seychellen schaffen. Oder wenigstens bis in die Nähe der Inseln. Unter dem Feuerschutz von Swantje und Lynn ließ Vincent das Boot zu Wasser, warf den Motor an, die Ladies sprangen ihm nach und in wenigen Sekunden waren sie außer Schussweite der Kalaschnikows. Es hatte sich zwar nicht vermeiden lassen, dass alle drei Blessuren und Streifschüsse davontrugen, aber keine ihrer Verletzungen war lebensgefährlich.

Jetzt endlich blieb ihnen ein Moment Zeit, durchzuatmen. Vincent drosselte die Geschwindigkeit und verteilte Schwimmwesten. Am Horizont zeichneten sich die Lichter der Rettungsflotte ab. Swantje fischte eine Fernbedienung aus dem Handschuhfach.

„Mein Gott, wer hat denn so ein prähistorisches Modell ausgegraben?“

„Wär dir etwas Smarteres lieber? So was, das uns der Prinz von Bord aus per WhatsApp entschärfen kann?“

„Nee, danke. Dann lieber so. Darf ich?“ Vincent lächelte.

„Wenn Lynn keine Ansprüche erhebt?“ Die winkte ab. Swantje klappte den Sicherheitsdeckel hoch, setzte sich so, dass sie ihre Yacht gut sehen konnte, und drückte den ersten der beiden Knöpfe. Die Bordwand des Containerriesens blitzte auf. Drei kleinere Detonationen erschütterten die Luft. Sie rührten von drei quer im Kiel unter der Wasserfläche installierten Minitorpedos her, die als Breitseite abgefeuert die Bordwand durchschlagen und möglichst auch dahinter befindliche Sicherheitskammern perforieren sollten. Um diese Waffen zu finden, hätte die Koreaner am Abend schon Taucher für die Durchsuchung abstellen müssen.

Es folgte die zweite Angriffswelle. Sie sollte die von den Torpedos geschädigte Bordwand zum Bersten bringen. Ziel war es, ein möglichst großes Loch in den Rumpf der CORONA zu sprengen. Swantje drückte den nächsten Knopf. Die Hauptwaffe ihres Angriffs erhellte die Nacht. Es war: Die MARIE ANTOINETTE selbst. Ohrenbetäubender Donner folgte. Vincent hatte veranlasst, der Yacht eine doppelte Bordwand im Innern einzuziehen. Der entstandene Hohlraum war komplett mit Plastiksprengstoff ausgefüllt worden. Dicht an eine schon geschädigte Stahlwand gelehnt, sollte die Druckwelle reichen, selbst ein so großes Schiff wie die CORONA zu versenken.

Lag es nun daran, dass die Werft der CORONA zusätzliche Verstärkungen eingezogen hatte, oder daran, dass die MARIE ANTOINETTE durch die drei Torpedos zu weit von der Bordwand abgetrieben worden war? Der Riese erbebte zwar, einige der obersten Container kippten über Bord und stürzten ins Wasser, aber das war‘s auch schon. Mehr passierte nicht. Entgeistert blickten die drei auf das Desaster. Lynn nahm das Fernglas an die Augen. Entsetzt schüttelte sie den Kopf. Sie reichte es Vincent. Der gab es an Swantje weiter.

„Es kommt noch dicker. Schau mal zur Brücke. Die bringen eine Stinger oder sowas in der Art in Stellung.“

„Stimmt. Eine Lenkrakete. Was genau, kann ich nicht erkennen. Vermutlich mit Wärmesucher.“

„Das ist jetzt auch egal.“ Vincent zog das Steuer herum und gab Vollgas. Er beschleunigte ihr Speedboot auf die Höchstgeschwindigkeit, die das umgebaute Gefährt erreichen konnte. Kurs Richtung Rettungsflottille.

„Halt das Steuer, Swantje!“

„Was willst du machen?“ fragte Lynn.

„Den Dampfer versenken.“

„Mit dem Speedboot? Du weißt aber schon, dass das Boot nicht automatisch hochgeht, wenn wir auftreffen.“

„Stimmt“, antwortete er, „ich hab aber noch diese beiden Herzchen.“ Er zog seine letzten beiden Handgranaten aus der Weste und klebte sie mit Gaffa-Tape rechts und links an die Treibstofftanks.

„Wie soll das gehen?“

„Ich habe fünf Sekunden.“ Oben, von der Brücke der CORONA, löste sich die Lenkrakete und zischte übers Meer auf sie zu.

„Schön. Jetzt ihr.“ Ehe Swantje und Lynn begriffen, wie ihnen geschah, hatte Vincent beide über Bord geworfen. Er schleuderte ihnen ein Köfferchen hinterher, das beim Aufprall auf dem Wasser aufklappte und sich zu einem schmalen Schlauchboot aufblähte.

„Da sind ein JPS-Sender und Leuchtraketen drin. Lasst euch retten.“ Ein Blick zur Lenkrakete sagte ihm, dass es Zeit zur nächsten Kehre war. Das Geschoss verfehlte ihn knapp. Es jagte nah am Boot vorbei und musste in weitem Bogen wenden, um sein Ziel wieder ins Visier zu nehmen. Vincent hielt direkt auf die Stelle zu, an der die letzten rauchenden Trümmer der MARIE ANTOINETTE versanken. Die Rakete folgte ihm. Seine Gefährtinnen sahen dem Irren entsetzt nach. Es war durchaus nicht ausgemacht, ob er es vor dem Geschoß bis zur Bordwand schaffen würde. Swantje und Lynn folgten gebannt dem Geschehen. Was sie aus der Entfernung zu sehen bekamen, waren mehrere gewaltige Explosionen, als das Speedboot aufschlug. Stille. Und dann passierte es.

Der Rumpf der Corona erbebte erneut. Eine Explosion, stärker als die vorigen, ließ eine enorme Flamme aus dem entstandenen Loch schlagen. Ein Loch dessen Ausmaße sie erst durch diese Flamme erkannten. Ein Riss entstand in der Bordwand. Der Ozeanriese neigte sich zur Seite. Seine hohen Containertürme brachen fast wie in Zeitlupe auseinander. Menschen sprangen von Bord. Die Container stürzten ihnen nach.

Zigtausende Container, die nun von der Mitte des Schiffes nachschoben, verstärkten die Schräglage. Ein metallisches Kreischen drang schmerzhaft auf die Trommelfälle ein. Stahlstreben verbogen sich und brachen. Weitere Explosionen folgten. Dicke Kabelstränge lösten sich aus ihren Verankerungen, rissen knallend von den fallenden Containern und peitschten durch die Luft. Funken stoben. Die Brücke knickte seitlich ab. Wie eine Bierdose, die jemand mit der Hand zerdrückte. Und dann brach das Schiff komplett in zwei Hälften. Beide versanken in atemberaubender Geschwindigkeit. Sie erzeugten Strudel und hohe Wellen, die sich kreisförmig um die Unglücksstelle ausbreiteten. Auf den Wellen tanzten Container. Container stiegen von unten wieder auf und ploppten an die Oberfläche. Was für ein Schauspiel!

Den Seeleuten von der Rettungsflotte blieb keine Zeit, sich vom Schrecken zu erholen. Obwohl viele Beschäftigte der CORONA den Warnruf nicht ernst genommen hatten, zu spät von Bord gesprungen waren und in der Folge von Containern erschlagen oder zerquetscht wurden: Hunderte schafften es, sich in Sicherheit zu bringen. Schreiend und winkend näherten sie sich den Helfern, die umgehend ihre Arbeit begannen. Was hier soeben genau passiert war, würde später zu klären sein.

La Cucaracha

Iskra saß auf dem kleinen Bänkchen hinterm Haus. So lange sie denken konnte, ihr Lieblingsplatz. Iskras Vater hatte es aus rohen Baumstämmen zusammengenagelt, als sie noch ein ganz kleines Mädchen war.

Jetzt also saß sie wieder hier. Wieder zu Hause. Vorrübergehend. Die Luft duftete nach Sommer, auch wenn der sich langsam seinem Ende entgegen neigte. Hier in Kremen, im Gebirge, schneller als in Sofia oder Berlin. Iskra schaute in den Himmel. Eine sternklare Augustnacht. Ihr fröstelte. Sie ging ins Haus und holte sich eine Strickjacke. Eigentlich müsste man in so einer Nacht Sternschnuppen sehen, dachte sie.

Ob Vince die Sterne jetzt auch sah? Wo steckte der Kerl? Nur noch wenige Tage, dann würde sie nach Brüssel aufbrechen müssen. So sehr sie sich darauf gefreut hatte, irgendwie war ihr nach den Ereignissen der letzten Wochen fast die Lust vergangen. Immer wieder dachte sie über das Gespräch mit der Frau in Berlin nach. Mit dieser Dame, die sich ihr als Offizier der Bundeswehr und Vincents Vorgesetzte vorgestellt hatte. Vorgesetzte? Des Amerikaners? Eines Malers und Fotografen? Die Frau hatte ihr einen Dienstausweis gezeigt und sie ausdrücklich gebeten, absolutes Stillschweigen zu bewahren, nichts zu unternehmen, nichts zu hinterfragen. Zu ihrer eigenen Sicherheit und zu der von Vince.

Das klang alles so verrückt und unwirklich. Die Dame hatte ihr erklärt, dass Vince früher eine wichtige Rolle bei der Bekämpfung des internationalen Verbrechens gespielt habe. Dass man ihn und seine Erfahrungen jetzt wieder benötige. Sie entschuldigte sich sogar für die Lüge, er sei einer Ausstellung wegen nach Berlin gereist. Das sei ihre Idee gewesen, weil es die logischste Erklärung für seine Freunde gewesen sei. Überhaupt sei sie wohl an all der Verwirrung in Iskras derzeitigem Leben schuld.

„Auch an der Sache mit Brüssel?“ hatte Iskra gefragt.

„In gewisser Weise ja“, hatte die Deutsche geantwortet. Vince hätte seine Zusage durchaus ein wenig vom weiteren Wohlergehen seiner kleinen Freundin abhängig gemacht.

Was für eine bescheuerte Formulierung, dachte Iskra. Vince wusste, wie viel Wert sie darauf legte, ihre Ziele aus eigener Kraft zu erreichen. Er hätte sie auch nie „seine kleine Freundin“ genannt. Wenn es tatsächlich

alles so gewesen wäre, dann wären sie ab sofort geschiedene Leute. … Aber nein. Sie kannte ihren alten Brummbär. Der liebte sie viel zu sehr, als dass er sie so blamieren würde. Da musste es noch etwas anderes geben. Die Art und Weise, wie die Frau ihr all das erzählte, gefiel ihr nicht. Iskra besaß zwar nicht viel Menschenkenntnis, aber dass die Freundlichkeit dieser Deutschen ziemlich gespielt war, das hatte sie gemerkt. Mehr noch. So wie die ihren Text abspulte, das klang einstudiert. Sorgsam zurechtgelegt. Und kein Wort darüber, wo Vince sich jetzt befand. Kein Wort, ob es ihm gut ging. Kein Wort, wann sie ihn wiedersehen würde. Iskra bekam es mit der Angst zu tun. Tief in ihr drin sagte ihr etwas, dass ihr guter alter Freund, der Mann, der ihr so viel bedeutete, der ihr so viel gegeben hatte, dass dieser Mann sich in höchster Gefahr befand.

Iskra sah zum Himmel. Eine Sternschnuppe. Iskra wünschte sich inständig, dass ihrem alten Brummbär nichts Böses geschehen möge. Und sie beschloss, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen. Diese ganze Geschichte stank zum Himmel. Ein Bauchgefühl sagte ihr, dass der Mann bald ihrer Hilfe bedurfte. Ihrer Liebe und ihrer Hilfe. Dass er sie brauchte, selbst wenn er das vielleicht im Moment selbst noch nicht wusste. Iskra wusste es. In diesem Augenblick wusste sie es. Das genügte ihr.

In Berlin herrschte am gleichen Abend nicht weniger Sorge. Soeben waren die Nachrichten vom Untergang der CORONA eingegangen. Swantje und Lynn hatten von Bord eines deutschen Kreuzers Bericht erstattet. Miranda Sternberg war umfassend unterrichtet und wusste trotzdem nichts. Nach den Worten ihrer beiden Leutnants gab es kaum Zweifel. Vincent konnte nicht überlebt haben. Im Prinzip. Wahrscheinlichkeit unter zehn Prozent. Er hatte sich auch auf keinem der anderen Schiffe gemeldet oder war dort registriert worden. Auch nicht als Leiche. Was nichts hieß. Man würde wohl noch ein paar Tage lang rund um die Unglücksstelle Kadaver auf dem Meer treiben sehen.

Andererseits glaubte die Frau Generalmajor, diesen Himmelhund zu gut zu kennen, als dass sie sich etwas aus Prozentzahlen gemacht hätte. Der war wie eine Katze. Sieben Leben. Vielleicht sogar ein paar mehr. Was im Umkehrschluss bedeutete: Solange ihr niemand die zu einhundert Prozent identifizierte Leiche präsentierte, hielt sie grundsätzlich alles für

möglich. Was die Sache nicht einfacher machte. Denn wenn er noch lebte und sich trotzdem nicht meldete, dann konnte das nur eines bedeuten: Ärger. Zuerst natürlich, und das wäre nicht weiter schlimm, Ärger für Theodore Suarez. Das war okay, es deckte sich mit dem Auftrag, den sie Vincent erteilt hatte. Aber dass er sich allein auf die weitere Suche machte, das konnte jede Menge Probleme bereiten. Diplomatische Verwicklungen, Redebedarf im Bundestag, … um nur die naheliegendsten zu nennen. Es stand zu befürchten, dass Vincent eine Spur der Verwüstung hinterlassen würde, ohne sein eigentliches Ziel zu erreichen. War ihm nicht klar, dass er gegen einen so übermächtigen Gegner unmöglich allein bestehen konnte? Weswegen es ihr bei genauerem Hinsehen fast lieber gewesen wäre, er hätte seinen Kamikaze-Einsatz wirklich nicht überlebt. Allein, ihr fehlte der Glaube. Und ihre Sorge wuchs, als sie am übernächsten Tag von Lynn die Nachricht erhielt, dass offenbar jemand in ihr gemeinsames Appartement auf den Seychellen eingebrochen war. Es fehlte nicht viel. Hauptsächlich Bargeld und der private Kram von Vincent. Großartig!

Drei Tage später. Aeropuerto Internacional de la Ciudad de Mexico „Benito Juárez“. Ein etwas lädierter US-amerikanischer Tourist, in dessen Pass der Name Arthur-Evans G. Wolf stand, wohnhaft in Bismarck, North Dakota, verließ erschöpft aber neugierig den Ankunftsbereich des Flughafens der mexikanischen Hauptstadt. Seine Stirn zierte eine genähte Platzwunde, der linke Arm war verbunden und er humpelte ein wenig. Hätte ihn wer gefragt, er hätte ihm geantwortet, er sei beim Kletterausflug in den Anden gestürzt. Also abgestürzt. Nur ein kleines Stück. Gott sei Dank. Wegen zu viel Tequila in der Prellsonne. Es fragte ihn aber keiner. Viel Gepäck trug er nicht bei sich. Rucksack, Hut und Sonnenbrille. Das sah nach Backpacker aus, auch wenn die meisten Backpacker sonst jünger waren. Ehrlich gesagt gab es aber niemanden, der sich über so eine Frage Gedanken gemacht hätte. Die Leute, die hier am Flughafen aus und ein gingen, waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Arthur-Evans G. Wolf schlug den Weg zum nächsten Autoverleih ein und mietete sich einen schönen großen amerikanischen Pickup mit Klimaautomatik. Die letzten Tage seien für den müden Wanderer anstrengend

gewesen. Jetzt wolle er wenigstens die Autofahrt im Lande der Azteken entspannt genießen, erzählte der Gringo der Señorita am Tresen. Die lächelte verständnisvoll und half ihm beim Ausfüllen der Formulare, wofür ihr der Mann ein großzügiges Trinkgeld zusteckte. Wenig später verließ er Mexico-Stadt in nördlicher Richtung.

Es war ein kleines Wunder, dass Arthur-Evans G-Punkt Wolf alias Antoine Etienne Graf von und zu Wartenberg alias Vincent Markscheider in diesem Land am Steuer eines Autos saß und sich seines Lebens freute. Sofern man das in seinem Fall als Freude bezeichnen konnte. Der weitaus wahrscheinlichere Verlauf seiner Geschichte hätte so geklungen: Zerlegt in seine Einzelteile, irgendwo im Indischen Ozean, fand der Graf aus dem alten Geschlecht derer von und zu Wartenberg als Fischfutter seinen Platz in der ewigen Nahrungskette.

Aber in Vincents Leben trat selten der wahrscheinlichere Fall ein. Was zum einen an seinem unbändigen Überlebenswillen lag, zum anderen daran, dass ihm der Zufall mitunter zu Hilfe kam. Besagter Zufall wiederum kam, zumindest in der Nacht, als die CORONA sank, nicht ganz zufällig. Vincent hatte nämlich die Angewohnheit, sich bei seinen Abenteuern neben vielen Feinden durchaus auch etliche Freunde zu machen. Aber der Reihe nach.

Vincent hatte das Steuer mit Gaffa-Tape festgezurrt und lag flach auf dem Speedboot. Die Arme weit ausgebreitet, hielt er sich rechts wie links an den beiden Handgranaten fest, die er dort auf die Zusatztanks geklebt hatte. Die Splinte der Granaten hatte er entfernt. Wenn er die Sicherheitshebel losließ, blieben exakt fünf Sekunden bis zur Explosion. Das hieß, er musste den richtigen Zeitpunkt erwischen, damit im Idealfall das Auftreffen des Speedbootes auf die Bordwand des Containerschiffes, die Sprengung der Tanks und das Eintreffen der Lenkrakete gleichzeitig erfolgten. Die Rakete konnte auch einen Augenblick später ankommen, aber um Gottes Willen nicht früher. Denn dann würde sie nur das Boot zerstören und alles wäre umsonst gewesen.

Fünf Sekunden sollten bei der Geschwindigkeit des leistungsstarken Sportbootes genügen, hoffte Vincent. Genügen, um außerhalb jener fünfzig Meter Reichweite zu bleiben, auf die die Splittergranaten geeicht

waren. Welche Wirkung die Detonationen der Tanks und der Rakete hätten, das ließ sich nicht mit Sicherheit sagen. Vincent betete einfach, dass es für ihn reichen würde. Wenn nicht … Egal!

Ein Blick zurück, die Rakete schoss auf ihn zu. Ein Blick voraus, vielleicht noch hundert Meter bis zur Bordwand. Das konnte passen. Vincent stieß sich nach hinten ab. Ohne einen dritten Blick zu riskieren, tauchte er so tief er konnte in die entgegengesetzte Richtung. … Eins … zwei … drei … vier … fünf … äh, sechs? Dumpfer Donner. Vielleicht hatte er zu schnell gezählt. Im nächsten Moment traf ihn die erste Druckwelle und ein stechender Schmerz durchzuckte sein Bein. Ein Metallsplitter schien weiter als fünfzig Meter durchs Wasser geschossen zu sein. Der konnte unmöglich von einer der Handgranaten herrühren. Ein gutes Omen. Glücksgefühle durchströmten ihn, gaben ihm Kraft, schneller zu schwimmen. Schmerz hin, Schmerz her. Denn dieser Schmerz im Bein konnte nur eines bedeuten: Der Splitter, der ihn erreicht hatte, musste aus der Bordwand der Corona herausgesprengt worden sein. Oder wenigstens von der Rakete abgesprengt, die auf festen Widerstand gestoßen war. Und wenn so ein Geschoß auf eine Metallwand aufschlug, dann schlug sie auch durch diese hindurch. Wie richtig seine Vermutung war, zeigte der nächste Donnerschlag. Er klang viel kräftiger als der vorige. Vincent musste auftauchen, um Luft zu holen und sich zu orientieren. Dabei traf ihn die der Detonation folgende Woge mit voller Wucht. Er nutzt ihre Kraft, um schnell weitere Meter Abstand vom Schiff zu gewinnen. Dann erst wandte er sich um. Er sah und schleuderte seine Faust in die Höhe. Den Freudenschrei verkniff er sich, um Luft zu sparen. Das war auch bitter nötig, denn das sinkende Wrack entwickelte einen kräftigen Sog. Vincent durfte sich nicht zu sicher fühlen. Die Gefahr, in den Bereich der herabstürzenden Container gezogen zu werden, war noch nicht gebannt. Dummerweise begann jetzt auch sein Arm an der Stelle zu brennen, an der ihn vorhin ein Streifschuss erwischt hatte. Das lag wahrscheinlich am Salzwasser. Und an der Anstrengung beim Schwimmen. Vielleicht war die Wunde weiter aufgerissen. Vincent wusste, dass er die Schmerzen ignorieren musste, wenn er überleben und mit Suarez abrechnen wollte. Er biss die Zähne zusammen und schwamm. Von der Seite näherte sich ein Kutter. Seine Suchscheinwerfer glitten übers

Wasser. Vincent hob seinen verletzten Arm und winkte, während er mit dem anderen weiter paddelte. Dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Als er wieder zu sich kam, lag er an Bord des Kutters. Es war ein privater Seenotretter im Auftrag der Republik Seychellen. Ein Sanitäter bemühte sich rührend, ihn wiederzubeleben. Vincent lächelte.

„He“, sagte er, „kannst aufhören. Ich lebe. Danke!“ Der junge Mann stand auf. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Na fein!“ meinte er und griff nach einer Kladde. „Können Sie mir Ihren Namen und Ihr Geburtsdatum sagen, bitte?“ Vincent überlegte kurz.

„Äh … George Windsor. 23. Januar 1976.“

„Geburtsort?“

„Essex. Groß Britannien.“

„Dann herzlich willkommen auf der MADAME POMPADOUR, Mr. Windsor!“

„Auf der MADAME POMPADOUR? Mein Gott, wer kommt denn auf so einen Namen?“

„Ich, wenn’s Recht ist. Was dagegen, Engländer?“ Die knurrige Bemerkung kam von einem bärtigen Riesen mit breitem Gesicht. Wie es aussah, der Kapitän. „Wenn Ihnen der Name nicht passt, sagen Sie’s gleich. Ich kann Sie auch wieder ins Meer werfen.“

Vincent kam die Stimme merkwürdig bekannt vor. Leider ließen Wallebart und Kapitänsmütze wenig Erkennbares vom Gesicht übrig. Vincent richtet sich ein kleines Stück auf.

„Nein, nein, ganz im Gegenteil.“ Er grinste. „Wer wäre nicht glücklich, nach durchzechter Nacht auf einer verruchten Frau zu erwachen?“

„Na das ist mal eine vernünftige Antwort. Genau deshalb hab ich den Namen ausgesucht. Kannst bleiben, alter Mann.“

„Selber alter Mann!“ erwiderte Vincent lachend und betastete seine Wunden.

„Kommt gleich wer, dich verbinden. Die haben es sich vorhin schon angeguckt. Sieht schlimmer aus als es ist. Hab bei der Legion im Dschungel anderes ertragen müssen.“ Vincent sah auf.

„Du warst bei der Legion?“

„Was dagegen?“

„Ich auch.“

„Ach?“ Der Kapitän beugte sich zu ihm nieder. Vincent grübelt, hatte er nicht einen Kameraden gehabt, der immer „Was dagegen?“ fragte? Er betrachtete die dunklen Augen des Kapitäns. Erinnerungen kehrten zurück. Vincent strahlte.

„Mensch, Louis, alte Hamsterbacke! Bist du das etwa?“ Dem Kapitän klappte die Kinnlade runter. „Hamsterbacke“ hatte ihn ewig kein Mensch mehr genannt.

„Tulli?“

„Tulli!“

„Alter, ich denke, dich haben sie in Afrika beerdigt? Damals, nachdem du zu den Söldnern gegangen bist.“

„Das denken viele. Und das ist auch gut so. Ach Louis, Louis, dass ich dich wiedertreffe?“ Vincent freute sich riesig. Mit Hilfe seines Kameraden richtete er sich auf. Dann umarmten und drückten sich die beiden Männer wie ein Liebespaar nach langer Trennung. Louis war einer der Jungs gewesen, die Vincent nach dem Ärger mit der Militärgerichtsbarkeit geholfen hatten, zu fliehen. Ein echter Freund.

„Mensch Tulli, wie kommt’s denn? Warte, setz dich wieder! Nicht, dass du mir noch umkippst. Ich hol uns was zu trinken und dann musst du erzählen.“ Luis brachte eine große Flasche Jamaika Rum. „Hier, trink das! Gläser hab ich nicht. Braucht kein Mensch. Das Gesöff macht Tote lebendig.“ Vincent nahm einen großen Schluck. Das Zeug tat wirklich gut. Er reichte die Flasche Louis zurück, der ebenfalls kräftig zulangte. Vincent nutzte die Gelegenheit den Freund auszufragen:

„Wie kommt denn ein gestandener Legionär auf schwankende Planken? Das passt doch gar nicht.“

„Passt wohl. Ich bin am Ende zehn Jahre bei der Truppe geblieben. Hab gut verdient. Na ja. Und dann kam mir der Gedanke, mit dem Geld mal eine schöne Urlaubsreise zu machen. Ich also auf die Seychellen, Frau kennengelernt. Wie das Leben so spielt. Um mich nicht zu langweilen, hab ich eine nautische Ausbildung begonnen. Nur so zum Spaß. Hab mich eigentlich mein ganzes Leben lang für die christliche Seefahrt interessiert. Na ja, und dann kam eines zum anderen. Als ich mit Ausbildung fertig war, hat mich einer von den Inselbossen gefragt, auch wegen meiner militärischen Karriere vorher, ob ich nicht bei der Marine der Republik

anheuern will. Freischaffend, aber mit festem Auftragsvolumen. Out gesourced nennt man das heute wohl. Die waren gerade dabei, ihre Seenotrettung neu zu organisieren und brauchten dafür Leute mit Schiffen. Da hab ich mir halt eins gekauft. So komm ich hierher. Wir hatten nämlich eigentlich ‘ne Übung mit den Deutschen … Moment mal, Tulli, du bist doch auch Deutscher?“

„Hm.“

„Habt ihr was mit der Party da drüben zu tun?“

„Äh … reich mir nochmal die Flasche bitte, Louis.“

„Moment! Erst wenn du mir sagst … sag mal, du verrückter Hund, was war das überhaupt für ‘ne Party.“

„Flasche her!“ Vincent entriss ihm den Rum und setzte erst wieder ab, als sie halb leer war. Er rülpste. „Gutes Zeug.“ Louis packte ihn am Schlafittchen.

„Freundchen, was war das und was war da los und was hast du damit zu tun? Denn dass du was damit zu tun hast, seh ich dir altem Gauner an der Nasenspitze an.“

„Na gut. Wenn es unbedingt sein muss.“

„Muss sein, Mr. Windsor.“

„Das war bis vorhin das größte Containerschiff der Welt. Gehörte einem indischen Prinzen, der darauf Sado-Maso praktizierte. Das fanden meine Freundinnen, die hier zufällig Urlaub machten, nicht so doll. Deswegen hab ich’s versenkt. So. Jetzt weißt du’s!“

„So ein Seemannsgarn kannst du deiner Großmutter erzählen, Tulli.“ Louis lachte. Er setzte seine Flasche an den Mund, ließ sie aber wieder sinken. „Ach Shit, darf ja nicht so viel saufen. Wir sind ja noch im Einsatz. Egal. Dann trink du aus.“ Er reichte Vincent den Rum zurück. „Weißt du, die Sache mit dir klären wir später. Ich glaube, ich muss erstmal mit meinen Medizinmännern und unsern Bossen reden, wie wir hier weiter machen. Wenn ich das richtig sehe, haben wir die Ladekapazität fast erreicht. Schwimmen da draußen noch viele rum, Tulli?“

„Wahrscheinlich. Aber ihr seid ja auch ‘ne ziemlich große Flotte. Gibt’s bestimmt größere Kähne als deinen.“

„Stimmt. Na, ich geh mal gucken.“ Nach ein paar Minuten kehrte er zurück. „Ich hatte Recht. Wir sind voll. Heimwärts geht’s. Den Rest

erledigen deine Landsleute mit ihrem Kreuzer. Die haben auch schon andere Pötte angefunkt, die sich in der Nähe herumtreiben. Wir dürfen erstmal nach Hause und euch im Krankenhaus abliefern.“ Vincent dachte nach.

„Louis, ob du mir noch einmal helfen könntest?“

„Wobei?“

„Das sag ich dir, wenn kein andrer zuhört. Unter vier Augen. Soll dein Schade nicht sein. Diesmal kann ich vorab bezahlen.“

„Quatsch. Ich brauch kein Geld. Schon gar nicht von ‘nem alten Kameraden! Was dagegen?“

„Nee.“

„Gut. Dann tu mir einen Gefallen. Sag mir wenigstens ein Stichwort.“

„Ich kann nicht ins Krankenhaus. Ich muss schnellstens nach Mexico!“

Und dann hatte Louis ihm geholfen. Auf Swantje und Lynn konnte Vincent keine Rücksicht nehmen. Je weniger die und die Bundeswehr wussten, desto besser. Ab jetzt handelte es sich um keinen Job mehr. Ab jetzt ging es um Gerechtigkeit. Und das ging nur ihn ganz allein etwas an.

Vincent genoss seine Rückkehr nach Mexico. Das weite hüglige Hochland, die warmen Brauntöne der abgeernteten Felder. Je weiter er nach Norden reiste, desto weniger Ortschaften säumten den Highway, desto karger wurde die Landschaft. Er übernachtete in einem Motel an der Straße. Wobei der Begriff „übernachten“ nicht ganz der Wahrheit entsprach. Vincent brach bereits vor Sonnenaufgang wieder auf. Seit Tagen konnte er nicht mehr richtig schlafen, obwohl er sich komplett übermüdet fühlte. Zu viele Dinge gingen ihm seit dem Abend auf der CORONA durch den Kopf. Wobei die geringste Frage für ihn war, wo er mit der Suche nach Suarez beginnen sollte. Mit Sicherheit nicht dort, wo der Briefkasten der vermeintlichen Stiftung hing. Der war sicher nur Fake. Nein. Wenn er erfahren konnte, wo sich der Mörder seiner Familie aufhielt, dann war es in Sabinas Hidalgo. Die Kleinstadt lag im Bundesstaat Nuevo Leon. Nicht weit von der Grenze zu Texas entfernt. Direkt an der alten Fernstraße Nr. 85, die die Provinzhauptstadt Monterrey mit dem Grenzübergang zu den Vereinigten Staaten in Nuevo Laredo verband. Die Stadt hatte an Bedeutung verloren, seit sie der neue Highway

85D weiträumig umging. Für Industrieunternehmen lag sie zu weit ab von den wirtschaftlichen Hotspots, für den Tourismus zu weit entfernt vom Meer und aztekischen oder toltekischen Ruinenstädten. Diese Abgelegenheit machte sie interessant für das Kartell. Zur Organisation von Schmuggelfahrten an die Grenze besaß Sabinas Hidalgo die absolut perfekte Lage. Vincent hatte einst mitgeholfen, die Stadt zu säubern. Aber man kannte so etwas ja aus dem südlichen Italien. In solchen Städten gab es immer Menschen, die den Paten noch einen Gefallen schuldeten. Wenn es jemanden gab, der Vincent sagen konnte, wo er Theodore Suarez finden würde, dann hier!

Am Abend seiner Ankunft unternahm Vincent nur einen kleinen Spaziergang. Er wollte sich ein wenig orientieren, Erinnerungen zurückrufen. Das ging schnell. Die Stadt war nicht groß und hatte sich in den vergangenen zwanzig Jahren kaum verändert. Nur das Haus, in dem das Kartell früher residierte, damals, bevor er die meisten der Banditen liquidierte, dieses Haus hatten sie abgerissen. Sehr symbolträchtig. Dort stand jetzt ein Supermarkt. Ansonsten? Eine Kleinstadt wie viele. Eine Aneinanderreihung von Häusern. Meist blass und gesichtslos. Einige wenige Relikte aus der Kolonialzeit dazwischen, die sich architektonisch etwas abhoben. Kirchen zum Beispiel. Nichts Besonderes. Vincent glaubte, sich an mehr Kneipen und Geschäfte erinnern zu können. Wahrscheinlich ging es dem Nest wie Provinzorten in der ganzen Welt: Wer konnte, zog in die großen Städte. Die Kaufkraft sank. Die Läden schlossen. Die Stadt verlor an Reiz. Mehr Leute zogen weg. Ein Teufelskreis. Aber eben normal. Menschen kamen und gingen, Städte wurden gebaut und verlassen. Das war so, seitdem die Menschen vor ein paar tausend Jahren angefangen hatten, Städte zu bauen. Und es würde vermutlich bis in alle Ewigkeit so weiter gehen. Jedenfalls, so lange Menschen lebten. Es lohnte nicht, Dingen nachzutrauern. Es waren ja nur Dinge. Menschen hingegen … Denen lohnte es, nachzutrauern. Deswegen war Vincent in diese Stadt gekommen.

Am nächsten Morgen sollte in Sabinas Hidalgo der wöchentliche Bauernmarkt stattfinden. So stand es auf diversen Plakaten zu lesen. Es würden sich eine Menge Leute am Marktplatz einfinden. Vincent beschloss, sich zu ihnen zu gesellen. Er würde an irgendeinem Stand oder

in einem Café, von dem aus er möglichst viele von ihnen sehen konnte, etwas zu trinken kaufen und beobachten. Vielleicht erkannte er jemanden oder es fielen ihm verdächtige Figuren auf. Denen würde er folgen. Das schien ihm für den Anfang eine gute Strategie. Und sollte umgekehrt jemand ihn erkennen, was er kaum für möglich hielt, nun, dann war das auch in Ordnung. Der Mensch würde erschrecken oder sich sonst irgendwie auffällig verhalten. Vincent würde es bemerken. Der Rest war Formsache.

So kam es. Vincent setzte sich in ein Café und frühstückte ausgiebig. Der Markt füllte sich. Händler bauten ihre Stände auf. Polizisten patrouillierten. Aber nur kurz. Dann verschwanden sie wieder. Für einen Augenblick hatte Vincent das Gefühl, ein Mann würde ihn beobachten. Von der Seite. Aber noch ehe er sich umdrehen konnte, um nachzusehen, war der Mann verschwunden. Wahrscheinlich hatte er sich geirrt. Nach dem Frühstück wanderte Vincent zwischen den Ständen umher, probierte hier eine Frucht, kaufte sich da ein Bier.

Plötzlich war es wieder da, dieses Gefühl angestarrt zu werden. Vincent schoss herum. Es war der gleiche Mann wie vor einer Stunde, da war er sich jetzt sicher. Klein, spirrlich, fast dürr zu nennen, sonnengegerbte Haut. Etwas älter als er selbst. Stechender Blick.

„Hola, Señor! Entschuldigen Sie, kennen wir uns?“ Vincent ging einen Schritt auf den Mann zu. Der drehte sich um und lief los. „He, bleiben Sie stehen, Señor!“ japste Vincent. Das schmerzende Bein war jetzt wirklich hinderlich. „Warten Sie! Nur eine Frage.“ Zu spät. Der Typ hatte ihn abgehängt. Vincent blieb stehen. Er sah sich um. Zwecklos. Der Mann war verschwunden. Im Gewirr der Stände, Händler und dem Gedränge der Kunden auf dem Wochenmarkt bestand kaum eine Chance, ihn wiederzufinden. Müde setzte sich Vincent auf ein Gurkenfass. Die Händlerin, der es gehörte, musterte den Fremden zwar ärgerlich, wagte aber keinen Widerstand. Der Gringo wirkte nicht wie jemand, der sich etwas vorschreiben ließ. Unter seiner Weste zeichnete sich ein Revolver ab. Mit solchen Leuten legte sie sich ohne Not lieber nicht an.

Vincent dachte nach. Das Beste wäre wohl, abzuwarten, ob man ihn erneut beschatten würde. Falsch. Nicht ob, sondern wann. Und dann von diesem Ende her den Faden rückwärts abspulen. Bis zum Showdown.

Denn dass das Kartell jetzt von ihm wusste, davon war er überzeugt. Gut. Sein Vorteil: sie wussten zwar, dass es ihn gab. Aber er bezweifelte, dass sie so bald hinter seine wahre Identität kommen würden. Viel Wasser war seit seinem Wüten im Drogensumpf den Rio Grande hinuntergeflossen. Und die meisten, die ihn gekannt hatten, waren tot. Trotzdem: Ab sofort musste er Augen und Ohren doppelt gründlich offenhalten. Wenn die Typen mitbekamen, mit wem sie es zu tun hatten, würde Suarez alles in Bewegung setzen, seine Rache zu vollenden. Damit hatte das Versteckspiel ein Ende. Jetzt wurde es sein Kampf. Seine Vendetta. Mann gegen Mann. Gut, dass er Sushi und Ikea nicht eingeweiht hatte. Er wollte nicht, dass jemand anderes seinetwegen zu Schaden kam. Nicht noch jemand. Unter keinen Umständen. Und auch wenn es ihm schwerfiel, es zuzugeben: Die Mädchen waren ihm ans Herz gewachsen. Spätestens seit der Nacht auf der CORONA. Deshalb hatte er sich abgesetzt. Ohne sie.

El Lobo war zurück. Zurück dort, wo alles begonnen hatte. Und wenn er sterben würde, dann wusste er wenigstens wofür. Er nahm sich vor, Suarez für seine Untaten verdammt teuer zahlen zu lassen. Was hatte der indische Schlipsträger gesagt? Theodore Suarez und seine Handlanger von der sogenannten Corona-Stiftung wüssten alles? Sie seien quasi allmächtig, weil sie das Netz kontrollierten? Sie wüssten sogar, wann er sterbe, weil sie in der Lage seien, das mit ihren Computern festzulegen? Nun, in seinem eigenen Fall hatte der Inder Recht gehabt. Auch wenn sein Tod eher zufällig denn planmäßig eingetreten war. Aber der Zeitpunkt hatte gestimmt. Ob das auch bei Vincent so klappte, würde sich zeigen. Klar, konnte sein, dass Suarez sich inzwischen für Gott hielt. War stark anzunehmen. Er hatte schon immer den Hang, zu glauben, er bestimme das Schicksal, nicht umgekehrt. Vermutlich hatte er sich darin bestätigt gefühlt, als El Lobo ihn damals nicht zu fassen bekam. Ja, es war ein Fehler gewesen, nicht weiter nach ihm zu suchen. Aber alle hatten geglaubt, es sei vorbei. Er sei tot. Von Konkurrenten erschlagen und verscharrt. Und falls nicht: Irgendwo als Geächteter in einem dreckigen Loch zu hocken und auf sein Ende zu warten, sei für den großspurigen Suarez eine härtere Strafe als der Tod. … Ein Fehler. Vincent würde ihn kein zweites Mal begehn. El Lobo war zurück! Und immerhin: Ein Spielzeug hatte er dem „allmächtigen“ Mann schon mal weggenommen.

Ein wertvolles Spielzeug. Ob er getobt hatte, als man ihm davon berichtete?

Während Vincent noch grübelte, traf ihn etwas am Hals. Etwas Feuchtes, Glitschiges. Er griff zu und griff in eine weiche, rosarote Masse. Vincent schnippte sie angeekelt von den Fingern. Es war eine überreife Erdbeere. Was zum Kuckuck …? Die zweite Beere ploppte gegen seinen Arm. Vincent sah sich um. Vom Obststand nebenan strahlte ihn ein Mädchen an. Sie trug ein kurzes Sommerkleid. Ziemlich hübsche Beine. Vielleicht siebzehn Jahre. Ihre bronzefarbene Haut, die dunklen Augen, eine leicht gebogene Nase und schwarze Haare wiesen sie eindeutig als Nachfahrin des ruhmreichen Aztekenstammes aus. Da sie sich nun seiner ungeteilten Aufmerksamkeit sicher wusste, ließ sie ihre Zunge über die vollen Lippen gleiten und steckte sich eine dritte Erdbeere lasziv in den Mund. Eine mehr als anzügliche Anmache. Vincent hatte für solche Spielchen nichts übrig. Wahrscheinlich war das Kind gar keine siebzehn sondern erst dreizehn oder vierzehn. Oder sie war älter und nur auf Kindfrau gestylt. Schminke, lange Fingernägel und derartige Sachen ließen Menschen anders aussehen. Vincent verschätzte sich bei jungen Frauen deshalb oft. Aber letztlich konnte ihm das gleichgültig sein. So oder so, er hatte mit dem Babystrich nichts am Hut. Schlimm genug, dass so junge Dinger auf der Straße anschafften.

Dank der Albernheiten des Mädchens hatte er jetzt Flecken im Hemd. Er wandte sich ab, stand auf … und wurde auf sein Fass zurückgedrückt. Jemand hielt ihn fest. Die Kleine. Sie war flink. Verdammt flink! Ehe Vincent sich‘s versah, saß sie auf seinem Schoß. Sie nahm seine Hand, legte ihn auf ihre Schenkel. Mit großen leuchtenden Augen fragte sie:

„Hey Daddy, que tal? Wie geht’s? … Ich heiße Mercedes. Hast du Lust, mit mir zu spielen?“ Vincent schob sie fort und richtete sich auf.

„Mir geht‘s gut und nein danke. Such dir ‘nen Spielgefährten, der zu dir passt.“ Doch anstatt nachzugeben, sprang sie ihn an, schlang ihre Arme um seinen Hals und die Beine um seine Hüften. So festgeklammert flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Ich bin aber sehr gut, weißt du? Außerdem krieg ich Ärger, wenn ich kein Geld mit nach Hause bringe. Wir könnten in dein Hotelzimmer gehen.“

„Nein!“ Vincent mühte sich, den Quälgeist loszuwerden. Ihm war die Sache peinlich. Merkwürdigerweise schien von den Umstehenden niemand Anstoß zu nehmen. Wahrscheinlich kannten sie das Mädchen und seine Masche. Als er sich endlich befreit hatte, merkte er, dass ihm etwas fehlte. In der einen Hand hielt das Kind seinen Revolver, in der anderen die Brieftasche. Frech wedelte sie mit beidem und sauste davon. So wenig Lust Vincent hatte, schon wieder mit seinem schmerzenden Bein durch die Marktgassen zu rennen, so gut wusste er, dass er das nicht zulassen durfte. Nicht unter den gegebenen Umständen. Fluchend lief er ihr nach. Tatsächlich schaffte er es beinahe, sie einzuholen. In einer Gasse, die vom Markt abzweigte, verschwand sie in einer Tür. Vincent folgte ihr auf den Hinterhof.

Die Baracken hier mussten früher zu einem Handwerksbetrieb gehört haben. Sie schienen leer und verlassen. Die Fenster waren mit Brettern vernagelt. Eine heruntergekommene Gegend. Der Ort gefiel ihm nicht. Es half nichts. Auf den Revolver hätte er unter Umständen verzichtet, aber in der Brieftasche befanden sich sein aktueller Pass und sämtliche Kreditkarten. Er ärgerte sich über seinen Leichtsinn. Normalerweise ließ er sich nicht so einfach übertölpeln. Normalerweise raubten ihn allerdings auch keine Teenager aus.

Kurz darauf stand er Mercedes gegenüber. Der spärlich beleuchtete Raum war mit ein paar altersschwachen Möbeln ausstaffiert. Pritsche, Tisch, zwei Stühle. Mercedes lächelte.

„Sorry, Daddy. Tut mir leid.“ Neben ihr standen zwei Männer. Der eine hielt jetzt Vincents Pistole und die Brieftasche in der Hand, der andere eine Machete. Der, dem Vincent zuvor gefolgt war, gehörte nicht dazu. Aber er war sich ziemlich sicher, dass der noch auftauchen würde. Er täuschte sich nicht. Die Tür hinter ihm schlug zu. Der dritte Mann. Ebenfalls mit Machete bewaffnet. Na fein, dachte Vincent. Eine Falle. Da hatte er ja nicht lange warten müssen. Bestimmt sagten sie ihm gleich, was sie von ihm wollten. Das musste er noch wissen, bevor er sie zur Hölle schickte. Der dritte Mann warf Mercedes einen Strick zu.

„Fessle ihn, Mercedes. Die Hände auf den Rücken und dann auf den Stuhl dort. Du weißt wie. Ich hab’s dir gezeigt.“

„Si, Señor.“ Folgsam fesselte sie Vincent die Hände, führte ihn zum Stuhl und band ihn darauf fest. Jedenfalls so fest, wie es ein Mädchen ihres Alters konnte. Nicht fest genug, als dass sich der alte Einzelkämpfer Sorgen gemacht hätte. Jedoch so geschickt bis zu den Oberarmen mit der Lehne verknüpft, dass er bis auf weiteres bewegungsunfähig blieb. Sich zu befreien, würde länger dauern. Mercedes war anscheinend eine aufmerksame Schülerin gewesen.

„Und du, El Lobo, wagst keinen Widerstand, sonst machen wir dich sofort platt.“ El Lobo? Woher wussten die das? So schnell konnten die unmöglich seine Identität überprüft haben. Verblüfft musterte er den Menschen. Der lachte.

„Da staunst du, wie? Tja, mein Freund“, vertraulich grinsend näherte sich der Kerl dem Gefesselten, „wir werden alle nicht jünger. Aber ein bisschen grämt es mich trotzdem, dass du deinen alten Compañero La Cucaracha nicht wiedererkennst.“

La Cucaracha, die Kakerlake. Verdammt. Richtig. Einer der Leibwächter von Theodore Suarez. Einer der brutalen Schweine, die für ihren Boss jeden Dreck erledigten. Und zwar mit einer ausgemachten Freude noch an der übelsten Perversität. La Cucaracha hatten die andern ihn genannt, weil es eine seiner Spezialitäten war, sich unterm Bett seiner Opfer einzuquartieren und dort zu warten, bis sich über ihm etwas tat. Dann biss er zu. Nein, sämtliche Erinnerungen an diesen Mistkerl hatte Vincents Gehirn säuberlich gelöscht. Bis eben. Der Bursche war damals zusammen mit seinem Boss verschwunden. Ein zu kleines Licht, als dass es gelohnt hätte, nach ihm zu suchen. Ein Fall für die mexikanische Justiz. Jetzt also stand dieser Mann vor ihm und grinste ihn an. Und er grinste nicht nur, sondern streute noch Salz in die Wunde.

„Schau, schau, schau. Nach so vielen Jahren. Weißt du, Theodore hat sich damals sehr geärgert, als klar wurde, wer die Ratte in unserm Keller gewesen ist. Und als er dich dann später auf der Ranch nicht gefunden hat, wurde er noch saurer. Gut, deiner Alten haben wir es dafür alle besorgt. Die ganze Meute. War ein heißer Feger.“ Vincent stöhnte auf. Mercedes wurde das Gespräch sichtlich unangenehm. Sie fragte:

„Krieg ich jetzt mein Geld? Ich will nach Hause.“ Zur Antwort erhielt sie eine schallende Ohrfeige. Halb betäubt flog sie in die Ecke.

„Nach Hause? Wo sollte das sein? Und was heißt ‚dein Geld'?
Siehst du, El Lobo, so ist die Jugend. Keine Ideale mehr. Aber naiv. Glaubt dir jeden Scheiß. Nur damit du dir keine Sorgen machst, mein Freund. Ich tu der Pflegemutter von unserem armen Waisenkind hiermit einen Gefallen. Die ist 'ne Hure, draußen in den Slums. Hab ihr für die Nervensäge einen fairen Preis gezahlt. Bin ja kein Unmensch. Reicht bei der Schlampe mindesten für zwei Wochen Koks. Ganz ehrlich: Die Alte ist nicht die Schlechteste im Bett, musst du wissen. Vor allem, wenn sie ordentlich zugekokst ist!" Er lachte meckernd. Und zu Mercedes gewandt: „Hast du gehört? Deine Alte ist froh, dass sie dich los ist. Dich vermisst niemand. Also mach keinen Zeck!" Der Mann mit der zweiten Machete zerrte Mercedes wieder auf die Beine und hielt sie fest. La Cucaracha nickte.

„Gut so, Peru. Eine Weile brauchen wir sie noch. … Wo war ich stehen geblieben? Ach ja. Weißt du, El Lobo, wie deine Bälger gekreischt haben, als wir sie skalpierten? Das Konzert hörte erst auf, als wir sie mit unseren Macheten kleingeschnetzelt hatten. Quasi zu Geschnetzeltem verarbeitet." Er lachte meckernd. Vincent wollte schreien. Er biss die Zähne zusammen, dass ihm der Kiefer schmerzte. Er durfte diesem Teufel den Triumph nicht gönnen. Er durfte auch nicht das Bewusstsein verlieren. Er musste jetzt sehr, sehr ruhig bleiben. Nur dann würde er seine Chance bekommen. La Cucaracha war ein Vollprofi. Und er war unberechenbar. Vincent würde vermutlich nur eine einzige Gelegenheit erhalten. Einen winzigen Augenblick der Unachtsamkeit. Den musste er nutzen. Wenn er diesen Moment verpasste, wäre es das gewesen. La Cucaracha amüsierte sich über die Wirkung seiner Worte offenbar königlich. Ungerührt grinsend fuhr er fort:

„Gott, war das ein Spaß. … Na gut, lange her. Aber, dass du mir noch mal über den Weg läufst, El Lobo? … Tststs. Wir waren der festen Überzeugung, du hättest dich irgendwo im tiefen Wald versteckt. Irgendwo am Ende der Welt."

Dass er das tatsächlich gemacht hatte, bereute Vincent zutiefst. Längst hätte er zurückkommen müssen, um dem Rest der Bande den Gar auszumachen. Er betete inbrünstig um Vergebung dafür und um die Gnade, La Cucaracha eigenhändig den Hals umdrehen zu dürfen.

Vorläufig ließ er den Mann weiter prahlen. Sollte er sich in Sicherheit wiegen.

„Weißt du, El Lobo, ich habe nun aber ein Problem. Und dieses Problem besteht aus zwei Hälften.

Erstens: Wir haben dem Polizeipräfekten unserer Stadt versprochen, bis auf Weiteres niemanden ohne triftigen Grund zu erlegen. Unser Mann will Provinzgouverneur werden.

Zweitens: Theodore Suarez, dein und mein geliebter El Comandante, hat eine Belohnung von einer Million amerikanischen Dollars für deine Leiche ausgesetzt. Schön blutig soll sie sein. Gern auch in Einzelteilen. Doll, oder? … Hm. … Was tun? … Na ja, als ich dich vorhin sah, hab ich deshalb erstmal mit ihm telefoniert und ihm mein Dilemma geschildert. Er meinte, ich möge dich schön grüßen und mein Problem lösen, indem ich dem Präfekten einen guten Grund liefere. Notwehr, Verhinderung einer Straftat oder sowas. Und an der Stelle kommt unsere hübsche kleine Mercedes ins Spiel.“ Mercedes, die sich inzwischen halbwegs von dem Schlag erholt hatte und ängstlich der Litanei gefolgt war, sah ihn erschrocken an.

„Guck nicht so blöd, Miststück!“ Lächelnd trat La Cucaracha an das Mädchen heran. „Hast deinen Job perfekt erledigt. Jeder hat gesehen, dass du ihn beklaut hast und dass er dir gefolgt ist. Und was macht ein echter Kerl, wenn er eine Chica wie dich dann in so einem finsteren Loch erwischt?“ Seine Kumpane wieherten bei dem Gedanken. „Genau“, prustete La Cucaracha, „und weil du dich natürlich hinterher beschweren könntest, von wegen Vergewaltigung einer Minderjährigen, wird er dich natürlich bestialisch ermorden. Wir kommen zufällig dazu und schon haben wir unseren guten Grund.“ Wieder lachten alle drei. „Deswegen, meine Kleine, haben wir dich deiner Alten abgekauft.“ La Cucaracha streichelte die Wangen des Mädchens, öffnete ihre Lippen und schob ihr seine dreckigen Finger in den Mund. Sie biss zu. Was ihr die nächste Ohrfeige einbrachte. La Cucaracha fauchte und wies den Peru genannten Mann an, Mercedes fester zu packen. Dann wandte er sich, schon wieder hämisch grinsend, an Vincent. „Siehst du, was das für eine Wildkatze ist? Willst du sie ficken? Nimm sie dir! Sie ist noch Jungfrau. Ich weiß es aus sicherer Quelle. Tut bloß immer so abgebrüht. Den letzten Spaß würd ich

dir gönnen, alter Mann. Schau dir nur mal diese süße Fotze an.“ Er ging in die Hocke, hob ihr Kleid und riss mit einem Ruck den Slip entzwei. Dabei schnitt ihr der Stoff schmerzhaft ins Fleisch. Sie kreischte auf und versuchte sich zu krümmen. Peru hinderte sie. La Cucaracha streichelte über ihren Venushügel. „Da hat noch nie ein echter Kerl dringesteckt. Glaubt man’s? Und dann wird das erste auch gleich das letzte Mal sein. Schade. Was für eine Verschwendung!“ Er griff ihre Schamlippen, zog sie breit, steckte seine Zunge dazwischen und saugte sich schließlich mit dem ganzen Mund tief in dem Mädchen fest. Mercedes schrie und heulte. Lachend ließ La Cucaracha von ihr ab. „Ach, El Lobo, El Lobo, glaub mir, es gibt nichts Besseres. Könnte vom Alter her übrigens deine Tochter sein. Wenn die noch leben würde. Macht dich die Vorstellung nicht geil? Schau dir nur mal die Tittchen an!“ Er stand auf, riss ihr Kleid über dem Busen auf, zog ein Messer aus dem Stiefel und schnitt den Büstenhalter durch, die Träger, alles, was den Fetzen noch an ihrem Körper hielt. Die Reste von Kleid und BH rutschten zu Boden. Er stieß sie mit dem Fuß weg. „Schau dir das an, El Lobo! Genial, oder? Und so schön fest.“ Grob packte er ihre Brüste, knete sie brutal und biss in eine ihrer Brustwarzen. Wobei er Vincent nie völlig aus den Augen ließ und dessen Reaktionen beobachtete. „Feinstens!“ kommentierte er. „Die schmecken garantiert auch gebraten verdammt gut. Schön gewürzt mit Pfeffer und Chili.“ Er richtete sich hoch. Peru wies er an, ihre Arme auszubreiten und ein wenig zurückzutreten damit er sich von hinten zwischen ihn und das Mädchen schieben könne. Er streifte ihr Haar zur Seite und begann, fast zärtlich an ihrem Ohr zu kauen und zu lutschen. Dabei umfasste er ihren Oberkörper, griff mit der Linken nach einer der kleinen Brüste und presste mit der Rechten sein Messer darunter. „Soll ich dir eine Titte abschneiden, El Lobo?“ Er zog die Klinge von links nach rechts. Nur ein leichter, oberflächlicher Schnitt. Blutströpfchen bildeten sich unter ihrem Busen und rannen als dünne rote Fäden über den nackten Bauch der jungen Frau. La Cucaracha kam wieder nach vorn. Er beugte sich über Mercedes und begutachtete sein Werk. Schließlich schleckte er das Blut genüsslich von ihrem Körper. Wobei er das Messer von den schlanken Schenkeln über ihren Bauchnabel bis zum Hals, den Ohrläppchen und von dort zurück bis zu den Schamlippen kreisen ließ. Zuweilen ein wenig stärker zudrückend,

damit sich neue rote Tröpfchen bilden konnten. „Meine Güte, ist das köstlich“, verkündete er. „Solltest du auch mal probieren, El Lobo. Ganz frisch und warm … Ach, übrigens: Auf dem Messer werden nachher natürlich nur deine Fingerabdrücke sein. Und deine Zahnreihen in der abgeschnittenen Titte, du Perversling.“ Eine Feststellung, über die er sich halb totlachte. Seine Spießgesellen schlossen sich an.

Vincent kochte zwar innerlich, jedoch brachten die letzten Sekunden genau jene Ablenkung, die er brauchte, um seine Fesseln nach und nach zu lockern. Viel zu sehr geilten sich die Drecksäcke an dem schreienden Mädchen auf; viel zu sehr wähnten sie sich in ihrer Überzahl und schwer bewaffnet in Sicherheit. Aber noch war Vincent nicht so weit, dass er sich komplett befreien konnte. Mercedes hatte die Knoten wirklich sehr professionell geknüpft. Zu professionell. Zwar ließ sich die Schlinge, die die Hände zusammenhielt, gut lösen. Aber die rechts und links an der Lehne fixierten Oberarme bereiteten ihm Schwierigkeiten. Er durfte sich ja nicht zu auffällig bewegen. Außerdem befand sich das Messer der Kakerlake gerade wieder sehr nah am Hals von Mercedes. Vincent wollte kein Risiko eingehen. Er musste Zeit gewinnen. Deshalb ging er zum Schein auf den Vorschlag des Gangsters ein. Er setzte ein möglichst resigniertes Gesicht auf, stieß ärgerlich einen Fluch aus und meinte:

„Na dann hör endlich auf zu labern, La Cucaracha. Bring die Kleine her! Sie soll mir einen blasen.“

„Hoho!“ frohlockte der Angesprochene. „Endlich ein vernünftiger Gedanke. Einem Delinquenten soll man den letzten Wusch nicht verwehren. Was meint ihr, Jungs? Wird bestimmt ein großer Spaß. Und wenn sie ihm das Ding abbeißt, wär’s auch kein Verlust.“ Wieder lachten die Männer. „Scherz, El Lobo. Wir klemmen ihr was zwischen die Kauleisten. Sollst dein letztes Vergnügen genießen. Denn, weißt du was, meine süße Mercedes?“ wandte er sich in vertrauensseligem Ton, fast verschwörerisch kumpelhaft, wieder dem Mädchen zu. „Das ist gut für deine Obduktion. Zur Überführung deines Mörders. Das macht es der Gerichtsmedizin leichter. Was gibt es Besseres zum Beweis, als Sperma auf dem Gesicht und im Hals? Wir machen Fotos. Versprochen. Auch, wie sein Kadaver nachher über deiner aufgeschlitzten Leiche liegt und so. Also nachdem wir ihn auf frischer Tat ertappt und in Notwehr erschossen

haben. Logisch. Muss sein. Das gibt Klicks, sage ich dir. Hammer. Die Leute auf Instagram und im Darknet lieben so Säfte wie Blut und Sperma. Da kannst du richtig dran verdienen. Du wirst ein Star, mein kleines Sexspielzeug. Gut, selber hast du nicht mehr viel davon. Aber egal. Star ist Star. Hauptsache Spaß."

„Schade, dass wir nicht mitmachen dürfen!" murrte der Mann mit der Pistole, der noch immer neben Vincent stand. Er hatte schon die ganze Zeit zunehmend gieriger das Geschehen verfolgt. Was gut für Vincents Bemühungen war. „Wirklich schade."

„Ja schade", pflichtete ihm La Cucaracha bei. „Aber dafür werden wir Helden und kommen in die Zeitung. Weil wir einen Mädchenmörder erwischt haben."

„Echt?"

„Klar! … Leider sind wir ein bisschen zu spät gekommen, um dich zu retten, Süße. Pech. So ist das Leben. Gut. Na dann mal los." Die beiden Kerle zerrten das Mädchen näher an Vincent heran. Der Gedanke, ihren beiden Opfern vor deren Tod bei Sexspielchen zuzusehen, elektrisierte sie. Da sich Mercedes heftig sträubte und dagegenstemmte, kam der dritte zu Hilfe.

Für Sekundenbruchteile verloren alle Vincent aus den Augen. Für Sekundenbruchteile verdeckten sie sich gegenseitig die Sicht. Für Sekundenbruchteile beschäftigten sie sich ausschließlich mit den zappelten Gliedern der um sich tretenden Nackten. Für Sekundenbruchteile hatten sie alle Hände voll zu tun. Das genügte Vincent. Ein Arm war zwar noch nicht vollständig frei, aber das störte nicht. Umso mehr Gewalt bekam er über den Stuhl. Mit einem Ruck sprang er auf, riss seinen Sitz mit der festgebundenen Hand in die Höhe und schmetterte das kantige hölzerne Teil auf den Rücken des ihm am nächsten stehenden Halunken. Sein Rückgrat und mehrere Rippen brachen knirschend. Wobei er in die Arme von La Cucaracha und in dessen seitlich abstehendes Messer stürzte. Vincents Pistole begrub er unter sich. Vincent vollführte mit seinem Stuhl eine halbe Drehung. Die Ecke des Sitzes deformierte mit schöner Präzision das Gesicht von Peru. Splitternde Wangenknochen trieben seine Augen aus den Höhlen. Blutüberströmt schleuderte er gegen die Wand, wo sein Hinterkopf krachend aufschlug. Leblos sackte der

Mensch zusammen. Seine Machete lag noch immer da, wo er sie hingeworfen hatte, um Mercedes besser festhalten zu können. Vincent wollte sich gerade auf sie stürzen, als ihm eine andere Machete in die Quere kam. Es war die von La Cucaracha, der sich aus der Umklammerung seines toten Kameraden gelöst hatte. Vincent wich aus. Was er nicht verhindern konnte, war, dass die Kakerlake erneut ausholte und zuschlug. Er hieb den Stuhl entzwei, den Vincent ihm zur Abwehr entgegenhielt. Damit bekam Vincent endlich auch die zweite Hand frei. Mit einem Sprung hechtete er über die durch die Luft zischende Machete hinweg und rollte in Richtung Perus Waffe ab. Er griff zu. Halb in der Hocke und nun bewaffnet, erwartete er den vierten Angriff. Der blieb aus. Merkwürdigerweise starrte ihn La Cucaracha aus glasigen Augen an. Dann drehte sich der Mexikaner langsam zu Mercedes um. Vincent sah, was passiert war. Das nackte Mädchen hatte das Messer aus La Cucarachas totem Kumpan gezogen und ihrem Peiniger in den Rücken gestoßen. Leider nicht gezielt genug, um ihn sofort zu töten. Der Dolch hatte das Herz verfehlt. Es steckt in der Lunge. Der Sterbende hob seine Machete, um dem erstarrten Mädchen mit letzter Kraftanstrengung den Schädel zu spalten. Vincent durfte nicht zögern. Aufspringen und zuschlagen waren eins. Der Arm mitsamt Machete flog durch den Raum. Im Reflex fing Mercedes ihn auf. Sie betrachtete ihn konsterniert. La Cucarachas Blut sprudelte fast gleichzeitig aus seinem Armstumpf und dem offenen Mund. Noch immer stand er jedoch und schaute erstaunt von Mercedes, die seinen Arm hielt, zu Vincent und wieder zu Mercedes und seinem Arm. Die hielt das Ganze nicht länger aus. Da sich seine Hand nicht vom Griff der Machete trennen wollte, schlug sie mit dem ganzen Arm zu. Mit einer Wucht, die Vincent einer so zierlichen Person nie zugetraut hätte. Erst als der Kopf des Kerls über den Boden rollte, löste sich ihre Anspannung. Das Mädchen ließ Machete und Arm fallen und sank an Vincents Brust. Der verdrehte die Augen. Irgendwie war das heute nicht sein Tag.

Nach diesem Gemetzel standen zwei Dinge fest. Erstens: Suarez wusste jetzt von Vincent, aber Vincent wusste noch immer nicht, wo der Urheber all seines Elends steckte. Und zweitens: Er hatte eine minderjährige Kleinkriminelle am Hals. Denn dass das Mädel nach dieser Geschichte in

ihrer Heimatstadt bleiben konnte, war ausgeschlossen. Außerdem weigerte sie sich strikt, künftig auch nur einen Meter von Vincents Seite zu weichen. Sie hatte ihn zu ihrem Beschützer auserkoren. Zum einzigen Freund, dem sie sich im Moment anvertrauen konnte. Immerhin hatte er ihr das Leben gerettet. Und das, obwohl sie ihn in die Falle gelockt hatte! Wofür sie sich im Übrigen tausendmal entschuldigte und ihm versicherte, sie würde alles für ihn tun. Wirklich alles! Vincent legte auf derartige Liebesbeweise keinen Wert. Trotzdem blieb ihm nichts anderes übrig, als sie mitzunehmen. Sie hätte in Sabinas Hidalgo kaum die nächste Nacht überlebt. Sie brauchte Hilfe.

Zunächst allerdings brauchte sie vor allem Kleidung. Ihre eigenen Sachen waren nicht mehr zu gebrauchen. Bis auf die Schuhe. Flipflops. Alles andere hatte La Cucaracha gründlich ruiniert. Gemeinsam schauten sie, was von den Hosen, Hemden und Hüten der drei Toten nicht zu sehr mit Blut bespritzt war. Bei der Gelegenheit durchsuchte Vincent ihre Taschen. Viel war nicht zu entdecken. Ein paar Pesos, Messer, Mobiltelefone. Letztere konnten hilfreich sein. Vor allem das von Suarez' ehemaligem Leibwächter.

Vincent drängte zur Eile. Auch wenn die Drei anscheinend niemanden mehr erwartet hatten und die Baracke etwas abseits vom Schuss lag, konnte es passieren, dass zufällige Besucher kämen. Also mussten sie schnellstens hier weg und möglichst unauffällig zu Vincents Hotel. Mercedes zeigte ihm einen Weg abseits des Marktes, auf dem sie weniger Menschen begegneten. Zumal jetzt in der Mittagshitze. Im Hotelzimmer ließ er ihr erstmal die Badewanne ein. Er fragte sie nach ihren Konfektionsgrößen und machte sich auf den Weg, nach dem Zimmermädchen zu suchen. Dem drückte er Geld in die Hand und bat es, für ihn Jeans, Shirt und Unterwäsche zu kaufen. Es könne auch ein Kleid sein, falls es keine Jeans in der passenden Größe gebe. Aber er benötige die Sachen sofort. In den nächsten fünfzehn, zwanzig Minuten. Seine Nichte sei zum Mittagessen zu Besuch gekommen und habe sich eben furchtbar mit Suppe bekleckert. Wenn die Dame sich beeile, würde er ihr ein Trinkgeld in gleicher Höhe spendieren. Die Dame beeilte sich.

Zurück im Zimmer nahm er sich die Telefone vor. Mit wem hatte La Cucaracha zuletzt telefoniert? Angezeigt wurden immer nur Kürzel. Tja,

wäre auch zu schön gewesen, auf Anhieb ein Profilbild mit dem Namen Theodore Suarez zu finden. Vincent fragte die junge Frau in seiner Badewanne, ob sie sich mit solchem neumodischen Kram auskenne. Es müsse doch irgendwo eine Möglichkeit geben, wenigstens die Telefonnummern anzuzeigen. Wieder konnte Mercedes helfen.

„Kennst du von den letzten Nummern welche?“ fragte Vincent.

„Ja. Die allerletzte, oben. Das ist die meiner Pflegemu… der Frau, die mich verkauft hat.“

„Wann hat er die angerufen?“

„Das war, kurz bevor er mich abholen kam. Da müssen sie das ausgehandelt haben.“ Vincent nickte.

„Und die anderen Nummern?“

„Keine Ahnung. Vielleicht von seinen Kumpanen?“ Das ließ sich leicht durch Abgleich mit den anderen beiden Smartphones herausfinden. In zwei Fällen bestätigte sich die Vermutung des Mädchens. Vincent überlegte. Die Telefonate hatte er alle so gegen dreiviertel elf gemacht. In der Stunde davor hatte La Cucaracha nur einmal telefoniert. Das war gegen halb elf gewesen. Nicht lange nach der ersten Begegnung am Café.

„Dann kann nur die dem Theodore gehören!“ schlussfolgerte die Kleine nüchtern. „Sieht nach einer ausländischen Nummer aus.“ Vincent musste ihr beipflichten. Das sah nach einer europäischen Landesvorwahl aus. Allerdings wusste er nicht genau, zu welchem Land sie gehörte.

Es klopfte. Die frische Wäsche. Das Zimmermädchen erhielt seine versprochene Belohnung und Mercedes stieg aus der Wanne. Es war Zufall, dass Vincent gerade hinsah, als sich die Kleine abtrocknete. Keine Absicht. Aber was er in diesen wenigen Sekunden sah, was er jetzt wahrnahm, ohne die kalte Gewalt fremder Männer und ohne tödliche Gefahr wie vorhin, das sagte ihm klar und deutlich, er würde für Mercedes eine andere Lösung brauchen. Gemeinsam mit diesem Teenager durch die Welt zu jagen, konnte auf Dauer nicht gut gehn. Und dafür gab es mehr als einen Grund.

Vincent kam zu der Erkenntnis, dass er seine Strategie ändern musste. Er musste sich zähneknirschend eingestehen, dass es ganz ohne fremde Hilfe wohl doch nicht gehen würde. Er griff sich eines der Smartphones und wählte eine Nummer. Die hatte er in Berlin auswendig gelernt. Eine

direkte Leitung für den Notfall. Es meldete sich eine schnarrende Männerstimme:

„Sie haben den Anschluss der Band ‚DESASTER AREA' gewählt. Herzlich willkommen! Falls Sie uns buchen wollen, möchten wir Sie daran erinnern, dass wir auf fast allen Planeten des Universums Auftrittsverbot haben. Aber wenn Sie uns trotzdem wollen? … Ist natürlich wie immer und überall eine Frage des Geldes. Nennen Sie uns also bitte Ihr Anliegen, Ihren Namen und Ihre Telefonnummer. Wenn Sie uns zu Beginn Ihrer Aufzeichnung außerdem sagen, wie die Antwort auf die Frage nach dem Leben und allem lautet, rufen wir Sie gern zurück. … Beep."

„Zweiundvierzig!" knurrte Vincent. „Wer denkt sich denn so bekloppte Sprüche aus? Hier ist Arthur. Auch ein Reisender durch die Galaxis, aber ohne Handtuch, dafür mit 'nem G-Punkt. Und jetzt geht endlich ran. Ich weiß, dass immer jemand mithört!" Es knackte.

„Arthur-Evans? Echt? Sie leben? Zur Sicherheit: Ihren kompletten Namen bitte. Codekürzel reicht."

„AEGW."

„Bestätigt, was kann, …", auf der anderen Seite der Verbindung riss jemand dem Sprecher den Hörer aus der Hand.

„Verdammt nochmal, nun geben Sie schon her. Arthur? Bist du's wirklich?" Das war Miranda Sternberg. Ziemlich hektisch für ihre Verhältnisse. Vincent gab sich entspannt:

„Scheint so", antwortete er kurz.

„Verdammt, du Idiot, warum meldest du dich erst jetzt? Wo steckst du und …"

„Jetzt halt mal die Luft an, Boss. Wir haben nicht viel Zeit. Ich brauche Melanie. Sofort!"

Es dauerte nur wenige Minuten bis Lynn den Standort des Telefons mit der ausländischen Vorwahl geortet hatte. Der Mann war online.

„Was die können, können wir schon lange!" frohlockte sie. „Und was jetzt?"

„Details?"

„Der Ort heißt Merlischachen. Das liegt in der Schweiz. In der Nähe von Luzern. Ein Dörfchen. Sehr pittoresk. Der Kollege neben mir hat recher-

chiert: Ein Großteil Häuser dort seien Hotels. Alles ein großer Hotelkomplex. Und in dem schönsten und teuersten der Häuser, einem Jagdschloss, rat mal wer da seit sechs Jahren residiert?“

„Suarez?“

„Er nennt sich Thaddeus Santos.“

„Wie einfallslos!“

„Die Kollegen können mir noch nicht mit letzter Sicherheit sagen, ob er’s ist. Ich hack mich gerade in sein Smartphone. Ist ziemlich gut gesichert. Bisher nur soviel: Die lokale Presse schreibt, Moment, ich krieg es gerade auf den Tisch, Sanchez sei ein argentinischer Rinderbaron, der das komplette Schloss für sich und seine Entourage nutzt. Soll sich schon als Mäzen bei den Musikern der Gegend beliebt gemacht haben. Vorwiegend bei den Musikerinnen. Ich weiß nicht, ob dir das was sagt, aber es findet dort ja jedes Jahr das berühmte Luzern-Jazz-Festival statt.“

„Das ist er. Rinderbaron. Ich lach mich schlapp. Jazz war schon früher sein Ding.“

„Was sollen wir tun?“

„Mich hier abholen und hinbringen.“

„In Mexico abholen?“

„Am Grenzübergang Nuevo Laredo.“

„Okay.“

„Ich brauche einen Pass für eine junge Frau. Also ein Mädchen, besser gesagt.“

„Bitte? Was denn für ein Mädchen?“

„Ist jetzt egal. Eine Mexikanerin. Sollte den Lockvogel spielen. Foto folgt gleich. Macht sie zur Achtzehnjährigen, auch wenn sie es wahrscheinlich noch nicht ist. So gibt es wenigstens keinen Ärger mit den Behörden in den Staaten. Für das Mädel brauchen wir anschließend ein Kinderheim, Frauenhaus oder etwas in der Art und eine verdammt gute Psychologin. Sie ist hoch gefährdet. Was die heute durchgemacht hat, wollt ihr nicht wissen. … Hm. … Und einen neuen Pass für mich. Könnte sein, dass mich Interpol bald sucht. … Muss alles sehr schnell gehn. Am besten noch heute Abend oder morgen früh.“

„Wie stellst du dir das vor? Wir können viel, aber nicht hexen. Wir können frühestens morgen Abend da sein.“

„Das ist zu spät. Darum will ich nicht zurück nach Mexico Stadt und zum Flughafen. … Ich allein käm schon rüber, aber ich kann Mercedes nicht hierlassen. Das wäre ihr Todesurteil. Habt ihr nicht vielleicht Kontakte zu den US-Grenzschutzbehörden? Oder ihr fragt nochmal eure Spezis bei der NSA? Es muss doch einen Weg geben, so ein Kind in Sicherheit vor der Mafia zu bringen! Notfalls eben erstmal ohne Pass."

„Ich werde einen finden!" Lynn hatte zwar keinen Plan, wie sie ihr Versprechen halten sollte, aber sie war sich sicher, gemeinsam mit Swantje und Sternberg würde etwas gehen.

Vier Stunden später landete auf dem Parkplatz einer Autovermietung in Nuevo Laredo ein Hubschrauber. Vincent hatte diesen Ort gewählt, weil er als ordentlicher Mensch seinen Pickup nicht irgendwo in der Wüste stehen lassen wollte. Vor allem aber hätte er hier, unter Menschen, eher die Chance gehabt, mit Mercedes irgendwo unterzutauchen, falls die Hubschrauberbesatzung nicht die gewesen wäre, die man ihm angekündigt hatte. Es ließ sich nicht ausschließen, dass andere seine Telefonate mithörten. Glücklicherweise lief alles glatt. Die beiden Heli-Insassen, eine Frau und ein Mann, zeigten ihm die offizielle E-Mail-Bestätigung von Miranda Sternberg. Sie selbst wiesen sich als Mossad-Agenten aus. Vincent war verblüfft.

„Mossad? Wie kommt ihr denn zu dem Job?"

„Gegenfrage: Was glauben Sie, von wem Rothschilds Leute den Sprengstoff und die Waffen für die MARIE ANTOINETTE hatten?"

„Von euch?" Die Antwort erhielt er erst, als sie sich schon in der Luft befanden. Es wurde höchste Zeit, nach Texas zu kommen. Von der Straße her heulten die Sirenen mehrerer Polizeifahrzeuge auf. Möglicherweise hatte jemand die Leichen in Sabinas Hidalgo entdeckt. Möglicherweise hatte jemand den Mann und das Mädchen gesehen. Möglicherweise war ihr Wagen identifiziert worden. Möglicherweise … Vincent saß vorn neben dem Piloten, die Frau kümmerte sich um die verängstigte Mercedes.

„Nach allem, was im Dossier von Generalmajor Sternberg stand, dachten wir, wir sollten euch ein bisschen unter die Arme greifen. Und als dann die Stiftung ins Blickfeld rückte, haben wir gedacht, es könnte ja

nicht schaden, die genauer unter die Lupe zu nehmen. Ihr seid nämlich nicht die Einzigen, die Hackerangriffe abzuwehren haben. Wie es aussieht, könnte der Iran zu den Kunden dieser Leute gehören. Und damit ist es unser Job."

„Falsch, ihr denkt zu viel. Das ist mein Job!"

„Hätten wir gewusst, dass Sie noch leben, hätten wir Sie kontaktiert. Wir wissen, dass Sie sich hier auskennen. Aber Sie mussten ja einen auf toten Mann spielen."

„Ich hatte meine Gründe. Habt ihr was rausgefunden?"

„Hier gibt's nur Briefkästen. Wissen Sie mehr?"

„Ja. Aber die Info kriegt ihr erst, wenn ich den Kerl habe. Oder er mich. Bis dahin geht das nur mich etwas an! Verstanden?"

„Okay, sollen wir Sie gleich aus dem Heli werfen oder erst hinter der Grenze?" Unter ihnen flimmerte das breite Band des Rio Grande in der Abendsonne. Vincent blickte starr aus dem Fenster. „Nee, klar. Spaß. Machen Sie Ihr Ding. Ist uns sowieso lieber. Wir behalten Sie aber im Auge, darauf können Sie sich verlassen."

„Von mir aus", knurrte Vincent. „Wo bringen Sie uns hin?"

„San Antonio. Die Kleine und Sie werden dort von Mitarbeitern der Deutschen Botschaft oder des Konsulats abgeholt. Keine Ahnung. Ich nehme an, die bringen Sie nach Dallas-Fort Worth. Von da gehen Direktflüge nach Frankfurt. Damit haben wir nichts mehr zu tun."

„Und wie sieht euer weiterer Plan aus?"

„Keine Ahnung. Ich nehme an, wenn Sie zurück nach Europa wollen, dann hat sich unsere Aufgabe hier wahrscheinlich auch erledigt. Aber das müssen unsere Leute daheim entscheiden."

Vincent sah sich nach Mercedes um. Das Mädchen war eingeschlafen. Kein Wunder, nach den Strapazen dieses Tages.

Schweizer Käse

Berlin. Nähe Landwehrkanal. Bundesverteidigungsministerium im Bendler-Block. Offizieller Besprechungsraum von Generalmajor Miranda Sternberg, Oberkommandierende Cyber Defense. Die Einsatzleitung des Projektes „AEGW“, also Analoge Einheit Grauer Wolf, traf sich zur morgendlichen Teambesprechung. Außerdem nahmen an diesem Tag ein Staatssekretär der Verteidigungsministerin sowie die Militärattachés der französischen, usbekischen und israelischen Botschaft teil, weswegen das Treffen nicht wie gewohnt in den unterirdischen Katakomben stattfand.

Die Chefin begann mit einer Bilanz des bisherigen Geschehens. Eine Berichterstattung, um die sie sich vor dem Wiederauftauchen der AEGW noch gedrückt hatte.

„Guten Morgen, meine Damen und Herren!“ Freundliches Kopfnicken von allen Seiten. „Wenn wir auf die vergangenen Tage zurückschauen, müssen wir sagen, dass es uns in Zusammenarbeit mit unseren Verbündeten gelungen ist, erstmals seit Jahren einige entscheidende Schlachten gegen unseren gemeinsamen, bislang unsichtbaren Feind zu gewinnen. Und was vielleicht das Wichtigste ist: Dieser Feind ist sichtbar geworden. Wir wissen jetzt, mit wem wir es zu tun haben.

Beginnen wir mit den aktuellsten Fakten. Unsere AEGW befindet sich“, sie schaute zur Uhr, „ja, bisschen dauert die Fahrt noch, auf dem Weg zum Airport Dallas-Fort Worth. Zusammen mit einer jungen Frau, der er in Mexico das Leben gerettet hat, wird er den ersten Flug nach Frankfurt nehmen. Wir erwarten ihn heute in den Abendstunden hier bei uns. Kurz gesagt, der Mann lebt und er hat herausgefunden, wo sich unsere Hauptverdächtigen derzeit aufhalten.“ Allgemeiner Beifall. „Jedenfalls gehen wir mit einiger Sicherheit davon aus, dass es die richtige Adresse ist. Wir werden morgen früh an dieser Stelle die abschließende Abstimmung unseres weiteren Vorgehens vornehmen und dann schnell und entschlossen handeln. Die Arbeiten in den verschiedenen Abteilungen dieses Hauses sind angelaufen, und wir werden unsere Verbündeten permanent auf dem Laufenden halten.“ Sie deutete eine Verbeugung gegen die Attachés an.

„Unsere bisherigen Ergebnisse können sich sehen lassen. Mit den Informationen aus Hawaii gelang es uns nicht nur, die Spur der Kriminellen nach Usbekistan zurückzuverfolgen. Wir konnten auf Grund der mittlerweile fast komplett ausgewerteten Dateien auch einen Spionagering hier in Berlin enttarnen. Alles Leute, die an sensiblen Stellen unserer Infrastruktur saßen. Und zwei sogar direkt beim Bundesnachrichtendienst. Wir konnten aber auch Namen an unsere Verbündeten in den Vereinigten Staaten weiter reichen, die dort ebenfalls zu einer Reihe von Verhaftungen im Silicon Valley geführt haben. Allein das dürfte die Handlungsfähigkeit des Corona-Netzwerkes, ich will es einmal in Anlehnung an die Stiftung so nennen, erheblich beeinträchtigt haben.

Der nächste Schlag traf die Software-Schmiede in Usbekistan. Durch die Kooperationsbereitschaft der jungen Leute dort, die sich offenbar über die Tragweite ihrer Arbeit nicht bewusst waren, konnten wir wiederum Datenströme zurückverfolgen. Die Regierung der Usbekischen Republik stellte unseren französischen Freunden, den Kollegen vom Mossad und uns dankenswerter Weise umfassende Dossiers zur Verfügung. Auch in Usbekistan gab es weitere Verhaftungen von Verbindungsleuten. In Kirgistan, Kasachstan, Russland, Indien, Pakistan und Afghanistan laufen Ermittlungen. Wir sind dort noch nicht am Ende.

Der bislang entscheidende Schlag jedoch, und ich muss sagen, wir verfügen über keinerlei Informationen, wie das überhaupt passieren konnte, helfen Sie mir, wenn Sie mehr wissen, …“ Sie grinste die drei Ausländer an, die lächelnd ihre Schultern hoben. „das war der unerwartete Untergang der CORONA. Zum Glück der Angestellten auf dem riesigen Containerschiff, fand in unmittelbarer Nähe eine Seenotrettungsübung der Bundesmarine mit der Marine der Seychellen statt. Wie durch ein Wunder konnte deshalb eine große Zahl der Schiffbrüchigen gerettet werden. Wir gehen aktuell von knapp eintausend Personen aus. Wie viele ertrunken sind, ließ sich leider nicht abschließend feststellen, weil niemand genaue Angaben über die Gesamtzahl der an Bord Anwesenden machen konnte oder wollte. Nordkorea behauptet sogar, gar keine Bürger zu vermissen und nichts mit der ganzen Sache zu tun zu haben. Und das, obwohl wir mehr als einhundert nordkoreanische Soldaten retten konnten. Angeblich

alles illegale Auswanderer und Deserteure. Tot geborgen wurden bis heute siebenundachtzig Personen überwiegend indischer und nordkoreanischer Nationalität. Wir müssen davon ausgehen, dass sich weitere Leichen in den Teilen des Schiffsrumpfes befinden, die jetzt am Meeresgrund liegen. Namentlich vermisst werden zur Stunde lediglich Prinz Sharif, der Besitzer der Corona-Reederei. Der Mann ist Inder. Sowie Graf Antoine Etienne von und zu Wartenberg und dessen zwei Begleiterinnen. Alle drei sind deutsche Staatsbürger. Ihre Yacht detonierte, als die CORONA unterging. Da eine Bergung aussichtslos erscheint, werden wir uns wohl mit dem Tod dieser Menschen abfinden müssen.“ Ihr süffisantes Lächeln stand in krassem Gegensatz zu den verkündeten traurigen Mitteilungen. „Noch merkwürdiger aber“, fuhr sie fort, „war das, was unsere Seenotretter in den vielen auf dem Wasser treibenden Containern entdeckten. Schien es schon ungewöhnlich, dass sich so viele indische Informatiker und koreanische Militärs auf dem Schiff befanden, muss es vollends befremdlich sein, dass es sich bei den Containern überwiegend um Büros, vollgestopft mit modernster Computertechnik, riesigen Servereinheiten und einer immensen Kühltechnik handelte. Wir müssen davon ausgehen, dass sich auf der CORONA jene Server befanden, von denen aus die weltweiten Cyberattacken gesteuert wurden. Wahrscheinlich war die CORONA sogar die entscheidende Schaltzentrale der Verbrecher. Die Befragung der Überlebenden läuft. Auf Grund der bestehenden Verdachtsmomente befinden sie sich auf den Seychellen in Untersuchungshaft. Ermittlerteams von Euro- und Interpol sind vor Ort. Auslieferungsgesuche Indiens und Nordkoreas wurden von der Republik der Seychellen bis zur endgültigen Klärung aller Fragen abgelehnt. Die geborgenen Computer wurden nach Deutschland überstellt. Ihre Inhalte werden derzeit gründlich ausgewertet. Israelische und französische Experten unterstützen uns bei dieser Arbeit. Die NSA erhält für sie relevante Daten zur Verfügung gestellt.

Mit Hilfe der bislang entschlüsselten Dateien gelang es allerdings bereits, Betrugsnetzwerke aus dem Bereich Geldwäsche zu eliminieren, illegale Daten und Finanzströme auszutrocknen und in Einzelfällen sogar den Diebstahl von Kryptowährungsbeständen und Bankeinlagen rückgängig zu machen. Nach Aussage unserer Sicherheitsexperten können wir

davon ausgehen, dass es unseren Gegnern vorläufig nicht mehr möglich ist, unsere Telefonverbindungen, Internet und so weiter, abzuschöpfen. Die noch verbliebene Spähsoftware wurde erkannt und neutralisiert! Zu neuen Angriffen fehlen ihnen aktuell schlicht die Möglichkeiten. Wir haben die volle Kontrolle über unsere Kommunikationskanäle zurückerlangt!“ Applaus.

„Damit, meine Damen und Herren, kann ich unsere Operation AEGW bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt guten Gewissens als vollen Erfolg bezeichnen. Den Finanziers des globalen Cyber Wars sind Schäden in Milliardenhöhe entstanden. Und ich kann Ihnen verraten, dass wir diese Finanziers nicht nur wegen der enormen Investitionen, die getätigt wurden, und der martialischen Gewalt, mit der sie gegen unliebsame Personen und Gegner vorgehen, im Umfeld eines früheren mexikanischen Drogenkartells vermuten. Vieles deutet auf einen tot geglaubten Kartellboss als zentralen Strippenzieher hin. Einen Paten, der seine ungeheuren Gewinne aus dem Drogenschmuggel im Verein mit größenwahnsinnigen Managern von Internetkonzernen, Terroristen und Diktatoren digital potenzierte und teilweise legalisierte. Diese neuen Gewinne nutzte er, um Zugriff auf die Schaltzentralen der politischen Macht zu erlangen und Regierungen unter Druck zu setzen. Sie sollten ihm geeignete Rahmenbedingungen für weitere Gewinnmaximierung schaffen.

Interessant in diesem Zusammenhang dürfte die Rolle Nordkoreas sein. Wie hoch der Anteil Kims am Gesamtunternehmen ist, lässt sich zur Stunde nicht abschließend sagen. Sicher hingegen ist: Sollten die Befragungen der CORONA Mitarbeiter unsere Vermutungen bestätigen, dann wird es den Verbrechern in absehbarer Zeit nicht gelingen, sich von diesem Schlag zu erholen. Das I-Tüpfelchen wäre es nun allerdings, wenn wir besagter Hintermänner selbst habhaft würden. Aber auch in diesem Punkt bin ich optimistisch. Schauen wir, was die nächsten Tage bringen. Ich danke Ihnen allen für Ihren großartigen Einsatz!“ Es folgte langanhaltender Applaus.

Frankfurt. Rhein-Main-Flughafen. Eine Psychologin und eine Spanisch-Dolmetscherin nahmen Mercedes und Vincent in Empfang. Sie sollten das Mädchen zunächst in ein nahegelegenes Krankenhaus bringen. Erst nach

gründlicher medizinischer Untersuchung würde über seinen endgültigen Verbleib entschieden werden. Da Mercedes Angst hatte, ohne Vincent den beiden Fremden zu folgen, ließ der seine Maschine nach Berlin sausen und begleitete sie ins Krankenhaus. Dort, untergebracht in einem Zimmer mit zwei anderen jungen Patientinnen, gab die Kleine schließlich ihren Widerstand auf. Vincent musste aber versprechen, sie bald besuchen zu kommen.

Auf dem Rückweg überlegte er, was es doch für eine ungeheuerliche Zeitverschwendung wäre, jetzt erst wieder zum Flugplatz zu fahren, auf den nächsten Flieger zu warten, nach Berlin zu reisen und morgen erst von dort in die Schweiz. Kurz entschlossen wählte er erneut die Nummer für Notfälle. Sternberg war nicht am Platz. Swantje nahm seinen Anruf entgegen. Vincent erklärte ihr kurz und bündig seinen Entschluss. Er bat sie, sich mit Lynn schnellstens ins Auto oder in den Zug zu setzen und ihm zu folgen. Flugzeug entfiel. Damit wäre es sicher kaum möglich, die erforderlichen Waffen und Munition über die Grenze zu bringen.

Sein nächster Weg führte Vincent zu einem Waffengeschäft, das ihm unterwegs aufgefallen war. Seine Pistole hatte er in den Vereinigten Staaten lassen müssen. Momentan besaß er lediglich seine Spezialuhr mit dem Draht und sein Taschenmesser. Ihm war klar, dass man in Deutschland und der Schweiz nicht ohne weiteres an Schusswaffen gelangte, aber eine schöne Machete würde, sofern ordentlich geschmiedet, ihren Zweck auch erfüllen. Das Ding musste nicht einmal scharf sein. Meist reichte es, damit ordentlich zuschlagen oder zustechen zu können. Allein der Überraschungseffekt konnte viel besser bewaffnete Gegner überrumpeln.

Macheten führte das Geschäft nicht; seine Mittelalter-Schwerter taugten wirklich nur zur Dekoration. Allerdings fand Vincent im Schaufenster ein sehr imposantes Samurai-Schwert, das sich bei näherer Betrachtung als nahezu authentisch entpuppte. Es war sogar ordentlich geschliffen. Eigentlich sei es ein unverkäufliches Schaustück, meinte der Händler. Dem Angebot, das ihm sein Kaufinteressent daraufhin unterbreitete, konnte er jedoch nicht widerstehen.

Berlin, Hauptquartier. Generalmajor Sternberg tobte.

„Was heißt das, er kommt nicht?“

„Na ja …“

„Und ihr wollt ihm ohne Plan hinterher? Ist in dem Laden Anarchie ausgebrochen? Macht hier jeder, was er will oder was?“ Zu allem Überfluss gellte das Telefon. Ihr Adjutant fragte, was er tun solle. Iskra Blagoewa sei in der Leitung.

„Nicht die auch noch!“ stöhnte Sternberg. „Hat sich denn die ganze Welt gegen mich verschworen?“ Swantje ließ nicht locker.

„Können wir nun los?“

„Von mir aus, tut, was ihr nicht lassen könnt.“

„Was soll ich der Blagoewa jetzt sagen?“ krähte es aus dem Hörer.

„Moment. Macht mich nicht alle wahnsinnig. Leutnant Bengtson, stehn geblieben! Hab ich was von wegtreten gesagt? … Was wollte ich? Ach so, ja, passt bitte auf, dass der Kerl nicht zu viel Unfug anstellt. Wegtreten!“ Und ins Telefon:

„Dann geben Sie mir die Lady halt, Feldwebel. … Ein Chaos! Und das noch vor dem Abendessen. Wenn das so weitergeht, lasse ich mich krankschreiben. … Sternberg hier! Frau Blagoewa, … Ja, ich freu mich, Sie zu hören! … Hatte ich nicht ausdrücklich gesagt, Sie sollen nicht mehr anrufen? … Wo? In Berlin? … Wo genau? … Bleiben Sie, wo Sie sind, ich komme hin!“ Und nachdem sie aufgelegt hatte: „Himmeldonnerwetter noch einmal, was für eine Blage! Wieso hat der Kerl seine Weiber nicht im Griff? Und an wem bleibt es wieder hängen?“

Iskra saß vorm Europa Center gegenüber der Gedächtniskirche und löffelte Eis. Eine ziemlich große Schale Banana-Split. Die Spezialität des Hauses, wie man ihr versichert hatte. Iskra saß da, genoss die Strahlen der Spätsommersonne. Das Eis beruhigte ihre strapazierten Nerven. Sie hatte Angst. Angst davor, gleich von der resoluten Frau ausgeschimpft zu werden, Angst vor der eigenen Courage, Angst aber vor allem um Vince. Ihr Bauchgefühl war in den vergangenen Tagen immer stärker geworden. Und das lag daran, dass sich der Kopf nun auch noch eingemischt hatte.

Letzteres begann damit, dass sie in Kremen einem alten Schulfreund begegnete. Beim Einkauf im Krämerladen von Muttchen Michailowa. Sie

hatten über dies und das geschwatzt und kamen, wie konnte es anders sein, auf den Amerikaner zu sprechen. Der Freund holte sein Smartphone aus der Tasche und zeigte ihr Fotos. Die hatte er geschossen, als die beiden Frauen von der Künstleragentur Vincent abgeholt hatten. Beeindruckende Frauen, wie der Freund meinte. Iskra musste ihm Recht geben. Sehr beeindruckende Frauen. Sie spürte einen Hauch von Eifersucht in sich aufsteigen. Die Fotos waren nicht besonders gut. Er war beim Fotografieren natürlich nicht nah an die Damen herangekommen, aber wenn sie sich Haltung, Haar und Hautfarbe und ein paar Details näher heran zoomten, hatte sie das Gefühl, die beiden Frauen irgendwoher zu kennen. Nur wo? Der Freund stimmte Iskra zu. Und er hatte auch eine Idee. Er meinte, wenn man sich statt der strengen Kostüme und Frisuren Wuschelköpfe und Bikinis denken würde, ähnelten sie ein bisschen den Baywatch Beauties Hawaii, die mit ihren Fotos im Mai und Juni zu Insta-Stars geworden waren. Natürlich kannte auch Iskra die Instgram-Bilder von den beiden Deutschen Melanie und Caroline. Denen war in den vergangenen Monaten niemand entgangen und noch heute geisterten ihre gewagten Posen durch Twitter- und Facebook-Accounts. Sie bat den Freund, ihr die Fotos zu senden. Die würde sie sich gern zu Hause am großen Bildschirm in Ruhe anschauen.

Gesagt getan. Der direkte Vergleich überzeugte sie. Es mussten die gleichen Frauen sein. Das hieße? Iskra überlegte. War nicht irgendwann eine Nachricht in den Medien gewesen, dass es auf Hawaii eine spektakuläre Razzia in einem amerikanischen Militärstützpunkt gegeben hatte? Wo es um Cyber Kriminalität ging? Und was hatte ihr diese Frau Sternberg über Vince gesagt? Vince habe früher eine wichtige Rolle bei der Bekämpfung des internationalen Verbrechens gespielt und seine Erfahrungen würden jetzt wieder benötigt. Sollte er etwas mit dieser Geschichte dort zu tun haben.

Viel weiter kam Iskra mit ihren Recherchen nicht. Bis … ja bis vor einigen Tagen die Schiffskatastrophe im Indischen Ozean die Runde machte. Sie hätte da nicht weiter darauf geachtet, wäre nicht irgendwo der Hinweis aufgetaucht, dass zu den vermissten Personen die Baywatch Beauties Hawaii gehörten. Umgehend googelte sie und rief alle Fotos und Informationen auf, die damit im Zusammenhang standen. Und obgleich

viele Einträge schon wieder gelöscht schienen, von wem und warum auch immer, stieß Iskra auf eine kleine Fotoserie. Eine Fotoserie aus einer Zeitschrift. Dieses bunte Blatt hatte einen Herzschmerz-Artikel über einen Grafen von und zu Wartenberg und dessen Gespielinnen veröffentlicht. Besagte Gespielinnen waren die Baywatch Beauties. Der Mann, mit dem sie leichtbekleidet auf einer teuren Yacht posierten, dieser Graf, das war, … Iskra wollte ihren Augen kaum trauen. Gut, das Gesicht war nicht wirklich zu erkennen. Sonnenbrille, Hut, Dreitagebart. Aber sie kannte ihren Vince. Sie wusste wie er stand, wie er ging, wie er lächelte, wie er ein wichtiges Gesicht zog. Sie hätte den Mann sogar an seinen Händen, seinen Fingern erkannt. Wie oft hatte sie diese Hände, diese Finger fasziniert beim Malen beobachtet? Keine Frage, der deutsche Graf und der amerikanische Maler waren ein und dieselbe Person!

Die schlimmste Neuigkeit war jedoch, dass sich alle drei anscheinend an Bord des gesunkenen Schiffes befanden, dass ihre Yacht explodierte und ihr Wrack von der CORONA mit in die Tiefe gezogen worden war. So hieß es in den Nachrichten, die Iskra darüber im Netz fand. Sie war entsetzt, schockiert, wollte heulen. Es gelang ihr nicht. Zum einen weil ihr Gehirn fieberhaft arbeitete, um einen logischen Zusammenhang zwischen all den verwirrenden Informationen zu finden, zum anderen, weil sich tief in ihr drin etwas strikt weigerte, zu glauben, dass der Mann, den sie liebte und verehrte, tot sein könnte. Er war in Gefahr. Ja. In höchster Gefahr wahrscheinlich, aber nie und nimmer tot!

Iskra bemühte sich, einen klaren Kopf zu behalten. So wie auf Hawaii, berichteten verschiedene Journalisten auch nach der CORONA-Katastrophe von Dingen, die auf Cyber-Kriminalität hinwiesen. In den Containern, die noch Tage später aus dem Meer gefischt wurden, sollten sich Computer befunden haben. Also nicht verpackt, sondern in regelrechten Büroräumen. Das war schon kurios. Aber wenn der Graf Vince war, die Baywatch Beauties die Damen, die ihn in Kremen abgeholt hatten, dann konnte er auch auf Hawaii dabei gewesen sein. Dann wäre das möglicherweise der Job, an dem er arbeitete. Aber, und bei diesem Gedanken wurde Iskra heiß und kalt, wenn sie das herausgefunden hatte, dann würden es die Leute, gegen die er kämpfte, über kurz oder lang auch herausfinden. Es musste ja auffallen, wenn überall, wo sie einen Rück-

schlag erlitten, dieselben Gesichter auftauchten. Und dass die versuchen würden, sich zu rächen, das war sowieso klar. Jetzt wusste sie, woher ihm Gefahr drohte.

Deshalb suchte sie weiter. Über Umwege fand sie Hinweise auf die Corona-Stiftung. Und ein Verweis, ein klitzekleiner in einem großen Artikel, erwähnte einen Kunstmäzen in der Schweiz als Stifter. Nun konnte Iskra schlechterdings nicht in die Schweiz aufbrechen und dort auf Vince warten, nur weil sie glaubte, dass das eine mit dem anderen zu tun haben könnte. Nein. Zuerst musste sie herausfinden, ob ihr Gefühl sie nicht trog. Sie musste wissen, ob Vince noch lebte. Und immerhin konnte er nach den Ereignissen im Indischen Ozean, wenn er denn tatsächlich überlebt hätte, auch erstmal in Berlin verschnaufen oder im Krankenhaus liegen. Damit war die Sache klar. Iskra musste wieder nach Berlin. Sie musste mit der Frau sprechen. Iskra konnte sehr stur sein, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Nun saß sie also an dem großen braunen Wasserspiel vorm Europa Center, das die Berliner den „Wasserklops“ nannten, löffelte Banana-Split und wartete ungeduldig auf Miranda Sternberg. Sie musste nicht lange warten.

Die Frau Generalmajor gab sich nicht viel Mühe, ihr Missvergnügen beim Wiedersehen zu verbergen. Sie schimpfte Iskra als unvernünftig und meinte, eigentlich müsse sie die junge Frau verhaften, weil sie eine wichtige Operation in Gefahr brächte. Leise zwar, damit es die Umsitzenden nicht verstehen konnten, dafür umso schärfer im Ton.

Iskra hörte sich die ganze Tirade in aller Seelenruhe an, löffelte ihr Eis und lächelte selig. Das brachte die Sternberg auf die Palme.

„Ich versteh gar nicht, was es da zu lächeln gibt, Mädel? Ist Ihnen der Ernst der Lage nicht bewusst?“

„Doch, sonst säße ich jetzt nicht hier, in Berlin.“ Iskras Lächeln wurde breiter.

„Aber?“

„Na ja, ganz einfach, wenn Sie sagen, ich könne eine Operation in Gefahr bringen, wenn ich nach ihm suche, dann muss die Operation noch

laufen und dann lebt der alte Brummbär noch. Darf ich mich über diese Ihre Mitteilung nicht freuen?“ Die Frau Generalmajor war verblüfft.

„Äh, und wie kommen Sie darauf, dass er hätte tot sein können?“

„Weil er auf der CORONA war, als die gesunken ist.“ Miranda Sternberg blieb der Mund offen stehen.

„Woher wissen Sie …? Hat der Idiot Sie kontaktiert?“

„Iwo!“ Iskra lachte. „Schauen Sie mal, was die Presse schreibt. Kennen Sie sich mit Internet aus?“ Sternberg bekam Schnappatmung. „Ist ja auch egal. Wenn Sie glauben, dass ich Vincent mit den Baywatch Beauties auf dieser Nobelyacht nicht erkannt hätte, müssen Sie mich für sehr dumm halten.“ Peng. Das saß. Miranda Sternberg schluckte, winkte der Serviererin und bestellte sich einen Cognac. Iskra beobachtete die bleiche Frau, die ihr gegenüber fassungslos nach Worten rang und ihren Mund schließlich doch wieder schloss. Miranda schwieg. Iskra schwieg. Und je länger beide schwiegen, desto genauer wusste die Bulgarin, dass sie den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Die Frage war nun allerdings, wie weiter?

Der Cognac kam, Sternberg trank, bestellte einen zweiten und einen Espresso dazu und schwieg weiter. Bis der zweite kam. In ihrem Kopf ratterten die Gedanken. Was sollte sie mit Iskra anstellen? Eigentlich durfte das Mädchen mit diesem Wissen nicht frei auf der Straße herumlaufen. Aber anders als Iskra ahnte sie nicht nur, dass die andere Seite bereits von Vincent wusste. Spätestens seit dem Anruf von La Cucaracha. Das Thema Geheimhaltung hatte sich erledigt. Die waren auch nicht blöd und konnten eins und eins zusammenzählen. Und sie waren deshalb mittlerweile vermutlich sogar schon ziemlich in Panik. Das konnte gut sein für die weiteren Ermittlungen, das konnte ganz schlecht sein, wenn Vincent zu leichtsinnig wurde. Nicht zuletzt deswegen war Miranda Sternberg wütend über Vincents neuerliche Insubordination. Und nun mischte sich auch noch dieses Mädchen ein!

„Liebe junge Frau!“ begann sie. Ganz langsam, jedes einzelne Wort betonend. „Ich könnte Sie jetzt anlügen und sagen, Sie hätten sich da was zusammengereimt. … Dummerweise haben Sie sich die Dinge ziemlich präzise zusammengereimt. Damit sind Sie zu einer Gefahr geworden. Zu einer wirklichen Gefahr. Ich müsste Sie eigentlich auf der Stelle verhaften

und einsperren lassen.“ Sie schnaufte, und schüttelte sich. Ihr zweiter Cognac entfaltete seine Wirkung. „Nun weiß ich aber, dass das im Moment niemandem weiterhilft. Deshalb: Ja, Vincent lebt. Meine Mitarbeiterinnen Gott sei Dank auch. Sie sind aber nicht in Berlin. Es gibt noch eine wichtige Aufgabe zu erledigen. Und ich appelliere an Sie, mischen Sie sich nicht ein. Behalten Sie Ihre Schlussfolgerungen für sich. Vielleicht hilft es Ihnen zu wissen, dass Vincent in dieser Sache ganz persönliche Ambitionen hat. Ich bin darüber nicht glücklich. Es macht ihn unberechenbar. Aber das ist seine Sache, und er hat deshalb zuletzt auch nur widerwillig unsere Hilfe angenommen. Es geht definitiv um Leben und Tod. Genau darum sage ich Ihnen: Wenn ich eines weiß, dann dies. Vincent würde mir nie verzeihen, wenn ich Sie der Gefahr aussetzte. Ich habe das … Nein, das gehört nicht hierher.“

„Sie haben was?“

„Ich sagte, das gehört nicht hierher. Hören Sie mir einmal bitte zu, Sie dummes Kind!“ Iskras Lächeln erstarb. Ihr schlechtes Gefühl in Bezug auf diese Frau wuchs. Der war nicht zu trauen. „Kurz und gut, setzen Sie sich in das nächste Flugzeug. Fliegen Sie heim oder gleich nach Brüssel und vergessen Sie alles, was Sie sich zusammengereimt oder von mir gehört haben. Seien Sie sich sicher. Wenn er überlebt, wird er sich bei Ihnen melden. Wenn er stirbt, werden seine letzten Gedanken bei Ihnen sein.“

„Das weiß ich.“ Iskra wirkte nachdenklich. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Ich glaube aber auch, dass wir beide von verschiedenen Dingen reden. Sie meinen Geschäft, Befehlsketten, Pflicht oder etwas in der Art. Ich spreche von Freundschaft. Von der Tatsache, dass Menschen, die sich sehr gern haben, füreinander da sein müssen. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen. Ich bitte Sie nur, es zu akzeptieren. Und im Gegenzug versichere ich Ihnen, dass ich alles, was ich weiß, für mich behalten werde. So lange Sie mich tun lassen, was ich tun muss.“ Damit stand Iskra auf, legte Geld auf den Tisch, nickte Sternberg zu und verschwand im Gewühl der Budapester Straße.

Die Frau Generalmajor griff zu ihrem Telefon und erteilte einen klaren Befehl:

„Orten Sie die SIM-Karte von Iskra Blagoewa und lassen Sie die Frau nicht mehr aus den Augen. Ich fürchte, sie hat die Absicht, Schwierigkeiten zu machen.“ Iskra gingen ähnliche Gedanken durch den Kopf. Durch ihren Anruf kannten die Leute ihre Telefonnummer. Dass die Polizei Menschen orten konnte, indem sie schauten, wo sich deren Handy einloggte, wusste Sie aus dem Fernsehen. So etwas passierte in Krimis ständig. Sie war sich sicher, dass Miranda Sternberg sie an ihrem Vorhaben würde hindern wollen. Und jetzt, da sie wusste, dass Vincent nicht in Berlin war, gab es eigentlich nur noch eine Möglichkeit. Die Schweiz. Wie hieß der Ort gleich, von dem das Recherchenetzwerk mehrerer großer deutscher Verlage und Sender im Artikel geschrieben hatte? Merlischachen?

Iskra betrat ein Telefon-Geschäft. Sie suchte sich eines der billigsten und einfachsten Tastentelefone aus. Sie kaufte es, erwarb eine aufladbare Prepaid Card, programmierte die wichtigsten Nummern ein, schaltete ihr altes Gerät aus, entfernte dessen SIM-Karte, den Akku und kaufte sich eine Eintrittskarte für den Zoo. Nachdem sie sich ein ruhiges Eckchen gesucht und sich überzeugt hatte, dass sie niemand beobachtete, holte sie ihr neues Telefon heraus und wählte die Nummer von Thomas Werner. Im dritten Anlauf hob er ab.

Der Fluglehrer freute sich unbändig, als er hörte, dass Iskra wieder in Berlin sei. Die beiden hatten seit jenem Abend im Pub am Hackeschen Markt ihren Kontakt nicht mehr abreißen lassen. Thomas hatte sich schon am nächsten Tag bei ihr gemeldet und sie hatte es an Antworten nicht mangeln lassen. Es blieb nicht bei Floskeln. Thomas stand kurz davor, nach Bulgarien zu kommen und dem Mädchen seiner Träume einen ganz altmodischen Heiratsantrag zu machen. Iskra fand das sympathisch, hatte aber bekanntlich andere Sorgen. Umso glücklicher war der junge Mann, nun ihre Stimme zu hören. Er wunderte sich zwar über die neue unbekannte Nummer, ließ sich aber von ihr beruhigen, dass sie ihm alles erklären werde. Dann rückte sie mit ihrem Anliegen heraus.

„Thomas, steht dein Angebot noch?“

„Welches? Das mit dem Rundflug? Klar!“

„Was wäre, wenn der Rundflug etwas länger dauerte?“

„Wie lange?“

„Ein paar Tage, womöglich?“ Thomas war hin und her gerissen. Ein paar Tage mit der wunderschönen Iskra. Ganz alleine. Das wäre … hm … nur seine Arbeit? Gut, aktuell lief gerade kein Lehrgang. Jedenfalls keiner, bei dem er gebraucht würde. Er müsste einen Urlaubsantrag stellen.

„Wo soll es denn hingehen?“

„In die Schweiz.“

„Schweiz. Ganz schön weit. Hm, na ja, ich müsste erst fragen. Auch, ob ich eine Maschine so lange haben könnte. Zweisitzer, nehme ich an?“

„Nein, die Cessna mit den sechs Sitzen, von der Du erzählt hast. Könnte sein, wir müssen jemanden mitnehmen, auf dem Rückweg.“

„Ach?“ Thomas wirkte enttäuscht. „Dann willst du jemanden besuchen?“

„So ähnlich. Ich erklär dir alles später.“

„Und wann?“

„Sofort!“ Am anderen Ende wurde es still. Thomas hüstelte.

„Na ja, Iskra, die Sache ist die, mir gehört die Schule nicht. Ich bin nur ein kleiner Fluglehrer und …“ Iskra unterbrach ihn. Sie wurde so direkt wie nie zuvor:

„Lieber Thomas, wenn ich dir etwas bedeute, wenn du mich liebst, und … ich sage dir jetzt etwas, das ich so noch keinem Mann auf den Kopf zu gesagt habe: Ich liebe dich auch! Ehrlich! … Wenn also du nicht nur deinen Spaß mit mir möchtest sondern mehr empfindest, bitte, dann hilf mir jetzt, heute, sofort, einen Freund, meinen besten Freund, aus Todesgefahr zu retten. Ich weiß, dass er mich braucht. Ich kann ihm aber nicht helfen, wenn du mir nicht hilfst. Wenn ich den Zug nehme, könnte es sein, dass ich zu spät komme. Dann hast du den Mann auf dem Gewissen. Dann wirst du mich niemals wiedersehen!“ Thomas schluckte. Er kam sich vor wie in einem schlechten Film.

„Äh …“, stammelte er, „das ist Erpressung.“

„Stimmt. Andererseits könnte man es vielleicht auch Bestechung nennen. Denn wenn du mir hilfst … Aber das ist ganz allein deine Entscheidung. Ich bitte dich nur: Hilf mir! Du bist der Einzige, der dazu in der Lage wäre.“

Merlischachen. Der kleine verträumte Ort mit seiner opulenten und farbenprächtigen Schweizer Bauernhaus-Architektur befand sich in Aufruhr. Autos kamen und fuhren wieder. Die Gäste des Jagdschlosses, des nobelsten der vielen als Hotel genutzten Gebäude, verbreiteten ungewohnte Hektik. Möglicherweise wäre das den Behörden aufgefallen, wenn Merlischachen ein echtes Bauerndorf gewesen wäre. Das aber war es beim besten Willen nicht. Als Ortsteil des spätestens seit Schillers „Wilhelm Tell“ weltberühmten Städtchens Küssnacht und auf halbem Wege von dort nach Luzern am Ufer des Vierwaldstättersees gelegen, gehörte die Gegend zu den absoluten Touristen-Hotspots. Den Angestellten der vielen Hotels waren hektische Gäste nicht fremd. Aber diesmal war etwas anders als sonst. Denn sie kannten ihren Herrn, einen reichen Argentinier, als eher ruhigen und friedvollen Menschen. Vor sechs Jahren hatte er sich hier eingemietet. Er hatte gleich das komplette Schlösschen nebst Angestellten übernommen. Der Mann hieß Thaddeus Santos. Er verdiente sein Geld angeblich mit Rindfleisch. Persönlich interessierte er sich mehr für Menschenfleisch. Vor allem, wenn dieses zu attraktiven jungen Musikerinnen gehörte, deren Karrieren er großzügig förderte. Gelegenheiten dazu gab es in und um die Musikmetropole Luzern zur Genüge. Und selbst der Hotelkomplex Merlischachen besaß einen urgemütlichen Nachtklub, die Pianobar, in dem künftige Stars mit ihren Fans und Förderern auf Tuchfühlung gehen konnten. Die Bar befand sich im Dachgeschoß eines der Häuser. Anders als im mondänen Jagdschloss ging es hier unter dunklem Dachgebälk ausgesprochen locker und intim zu. Wer in diesem Ambiente niemanden traf, der ihn in ein nettes Gespräch oder einen charmanten Flirt verwickelte, war selber schuld.

Seit Santos, seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und eben immer wieder auch wechselnde Künstlerinnen in Merlischachen eingezogen waren, hatten die Zimmermädchen und der Concierge ein entspanntes Leben. Einige Zimmer durften sie überhaupt nicht mehr betreten. Dort hinein hatte der Gast eine Menge Technik schleppen lassen. Dafür gab es umso mehr Trinkgeld. Es war eine ruhige und beschauliche Zeit gewesen. Der Umsatz mit starken Alkoholika hatte mit dem Gefolge des neuen Hauptmieters massiv zugenommen. Öfter tönte nachts auch laute Musik aus dem Jagdschloss. Was in Merlischachen niemanden störte. Die Häuser

standen weit genug voneinander entfernt. An den darauffolgenden Tagen gab es für die Zimmermädchen meist etwas mehr zu putzen. Benutzte Kondome und Erbrochenes auf dem Teppich sind nicht das allerschönste, das man am frühen Morgen in die Hand nehmen möchte. Sie taten es trotzdem gern, denn hinterher gab es umso großzügigere Trinkgelder. Meist verbunden mit der Bitte, das draußen nicht herumzutratschen. Was gern versprochen wurde. Es wussten sowieso alle. Seit einigen Tagen aber war alles anders.

Richtig los ging die Hektik in der Nacht, als die CORONA sank. Ein wenig Nervosität gab es schon zuvor. Die Sache mit Hawaii? Ein vorhersehbarer Unfall. Usbekistan? Nicht schön aber reparabel. Die Sache mit der CORONA änderte alles. Zum ersten Mal hatte Theodore Suarez alias Thaddeus Santos, das Gefühl, dass ihm jemand sehr systematisch seine Spielzeuge aus der Hand nahm. Dass dieser blöde Trottel von Prinz jeden Idioten aufs Schiff einlud, lag ihm schon länger quer im Magen. Gut, er beugte sich dem Argument, je mehr Offenheit, desto unauffälliger. Dass so etwas den Zugriff Fremder erleichtern musste, war klar. Es hätte eines komplett anderen Sicherheitskonzepts bedurft. Aber da stellte sich ja wieder der kleine Dicke aus Nordkorea quer. Der meinte ja, alles im Griff zu haben.

Am Ende hielt es Suarez sogar für möglich, dass die beiden Vollpfosten es mit ihren Leuten unabsichtlich und ausversehen ganz alleine geschafft hatten, seinen wertvollsten Besitz zu versenken. Nach Jahrzehnten blutiger Auseinandersetzungen um die fettesten Drogengewinne, quasi mit seiner eigenen Hände Arbeit erschaffen, wollte er sein Werk mit diesem Superschiff veredeln und schließlich und endlich eine Welt errichten, in der sein Reichtum legal wäre und er derjenige, der die Regeln festlegt. Nie mehr Gejagter sein sondern nur noch Jäger. Eine Rolle, die er schon immer geliebt hatte. Gut, seit er hatte untertauchen müssen, konnte er letztlich recht ruhig und bequem leben. Vor allem die letzten Jahre in der Schweiz. Wein, Weib und Gesang … Alles okay. Aber gerade deshalb und obwohl er sich in einem Alter befand, in dem andere Menschen in Rente gingen: Für einen Theodore Suarez fing das Leben jetzt erst richtig an! Die Nummer mit dem Geheimdienstgebäude in Deutschland, das sie in die Luft gejagt hatten. Das war bei Lichte gesehen

der größte Coup, den je ein Mensch zu Friedenzeiten vollbracht hatte. Die Krönung jahrelanger Planung und Unterwanderung!

Klar, die Nummer mit dem World Trade Center in New York damals, das hatten Usama bin Laden und seine Leute auch ganz ordentlich gemacht. Aber das war bei Lichte gesehen Symbolpolitik. Er jedoch hatte mit dem Berliner Anschlag etwas Besonderes kreiert: Symbolpolitik plus Nutzen. Er hatte einen wichtigen Hinderungsgrund für seinen wirtschaftlichen und politischen Durchbruch in Europa aus der Welt geschafft.

Bei den Gringos drüben war ihm das vor Jahren schon billiger gelungen. Ein paar Scheinchen in die richtigen Leute bei den Internetkonzernen investiert, fertig. Die machten als Dienstleiter sowieso alles für die Regierung. Da hatte sich unbegrenzter Zugriff quasi nebenher automatisch ergeben. In Europa war das anders. Die hatten mehr Angst. Ständig das Gelaber von Datenschutz und ähnlichem Unfug. Die Frage hieß doch nur: Geld verdienen oder nicht Geld verdienen? Wie und von wem die Kohle kam? Wen interessiert‘s! Also abschrecken, Gegner kampfunfähig machen und nachher wieder investieren. Zuckerbrot und Peitsche. War das nicht auch so ein Deutscher gewesen, der das irgendwann gesagt hatte? Egal. Es sah alles so gut aus. Die Cyber Defense lahmgelegt, Trojaner installiert, die Russen unterstützt, im Vorfeld von Wahlen genügend Trolle auf die Wählerschaft gehetzt. Alles schien zu funktionieren. … Und plötzlich war er selbst erblindet. Und das, obwohl er alle gegnerischen Aktivitäten hatte beobachten lassen. Permanent! Da hatte es nichts Auffälliges gegeben. Sagten jedenfalls seine sogenannten Experten. Was hatten sie übersehen? Oder wen? Sie hatten ihm doch erklärt, dass sie jetzt alles wüssten und alles kontrollieren könnten. Wie zum Teufel passierte dann etwas, das niemand vorhergesehen hatte? Und wie es schien, hingen die Geschichten in Hawaii und Usbekistan irgendwie mit dem Untergang der CORONA zusammen. Aber das konnte eigentlich nicht sein. Da hätte erst einer kommen und vorsichtig mit Durchsuchungsbefehl anklopfen müssen. Und diesen jemand hätten sie nicht reingelassen. Sie befanden sich in internationalen Gewässern. Da hätten höchstens die Behörden von Haiti kontrollieren dürfen. Aber denen hatte er den Arsch dermaßen mit Dollars gestopft, dass die ihnen zum

Mund wieder raus quollen. Die konnten gar nicht reden. Selbst wenn sie es gewollt hätten. Dann hätte er so viel Geld hinterher gestopft, dass die dran geplatzt wären. Im wörtlichen Sinne. Für so kleine Zaubertricks war er immer zu haben. An solchen Ausgaben knauserte ein Theodore Suarez nicht. Verdammter Mist!

Wär es eine Drohne gewesen, die sein Schiff getroffen hätte, dann hätte er gesagt, dieser irre neue Präsident in den Vereinigten Staaten ist endgültig durchgeknallt. Dann hätte er dem den Hals umgedreht oder gleich an die Spitze eines seiner „Tower"-Hochhäuser gehängt. Araber oder Iraner konnten es auch nicht sein, die kauften mitunter bei ihm ein. Und überhaupt: Hatten ihm die Koreaner nicht versichert, das Schiff sei unsinkbar? Gut, so hieß es bei der TITANIC damals auch.

Die einzigen, die eventuell den Arsch dazu in der Hose gehabt hätten und das Know How, das war vielleicht der Mossad. Aber warum der Mossad? Den Israelis hatte er doch gar nichts getan? Gut, ein paar Banken, die er digital geplündert hatte, gehörten Juden. Rothschild und so. Aber die merkten das doch kaum, oder? Waren die nachtragend? Ausgeschlossen. Beim Mossad wurden zwar immer mal wieder Sprengstoffe hin und her geschoben, aber deren High Tech Cluster in der Negev Wüste hatten seine Leute doch eigentlich auch recht gut auf dem Schirm gehabt. Nichts deutete auf Angriffsvorbereitungen hin.

Welcher gottverdammte Indianer hatte sich also heimlich im Dunkeln an ihn herangeschlichen? Wer zerstörte sein Lebenswerk? Einem Einzigen war es in der Vergangenheit gelungen, ihn unauffällig zu unterwandern und dann kaltzustellen. Ein einziger hatte es beinahe geschafft, ihn zu erledigen. Ihn den großen Theodore, den Herrn über Leib und Leben der Mexikaner. Das war dieser Hund von El Lobo gewesen. Aber selbst der war am Ende gescheitert. Der große Theodore Suarez hatte wie immer rechtzeitig den Braten gerochen. Auch damals war Schaden entstanden. Aber davon hatte er sich rasch erholt. Und er hatte furchtbare Rache geübt. Danach war dieser Feigling El Lobo abgetaucht. Leute wie der hatten in der Welt von heute nichts mehr verloren. Sie hatten nichts in der Welt der neuen glanzvollen Corona-Stiftung verloren. Solche Leute gab es gar nicht mehr.

Davon war Theodore Suarez alias Thaddeus Santos bis vorgestern überzeugt gewesen. Allem Ärger zum Trotz. Er hatte nur einen ganz kleinen Tobsuchtsanfall bekommen, als die Nachrichten von der CORONA einkamen. Ansonsten war er nach außen eiskalt geblieben. Wie immer. Er hatte mit seinen Getreuen zwar einen möglichen Rückzug in ein neues Exil in Erwägung gezogen und prophylaktisch mit dem Rückbau seiner technischen Anlagen in Merlischachen begonnen. Das war sinnvoll, denn man würde der Corona-Stiftung nachrecherchieren. Logisch. Aber bis irgendein Staatsanwalt in der Schweiz möglicherweise eine Anfrage erhielt, ob es vielleicht im Jagdschlösschen irgendwann eine Durchsuchung geben könne und bis diesem Ansinnen stattgegeben würde, bliebe genug Zeit.

Weswegen die Angestellten des Hotels zwar zunehmende Betriebsamkeit registrierten, aber kaum mehr, als wenn früher zuweilen größere Geschäftsabschlüsse angestanden hatten. Seit gestern jedoch schien Sanchez plötzlich nicht mehr er selbst zu sein. Er wirkte nervös, fahrig. Gespannt.

Gestern. Auslöser war ein Anruf gewesen. Sehr früh am Morgen. Danach ließ er sein Telefon kaum noch aus den Augen. Er wartete. Der Tag verging. Nichts passierte. Und dann kam der neue Tag.

Heute! Am späten Nachmittag schließlich griff er selbst zum Telefon und wählte eine Nummer. Er erstarrte … und dann … rastete der Mann aus. Er wütete schreiend durch seine Räume. Das gemütliche Jagdschlösschen verwandelte sich in ein Tollhaus. Transporter fuhren vor, Kisten wurden verladen, Papiere ratschten lautstark durch Reißwölfe oder wurden direkt hinterm Haus im Garten verbrannt. Die letzte Künstlerin, eine junge blonde Saxofonistin, wurde mitsamt ihres Instrumentes quasi auf die Straße geworfen. Eine Sekretärin rannte aufgelöst zur Rezeption, die sich in einem der Nachbarhäuser befand, und verhandelte mit dem Hoteldirektor die letzte Übernachtungspauschale bei sofortigem Auschecken.

Nur ganz wenige seiner engsten Vertrauten wussten, was es mit den beiden Telefonaten auf sich hatte. Sie wussten es und bereiteten sich auf das Kommende vor. Zum einen, in dem sie gemeinsam mit ihrem Boss alle anderen antrieben und versuchten, das Chaos, das er verbreitete, in

systematische Bahnen zu leiten. Zum anderen, in dem sie sich selbst und Suarez mit Waffen fast jeden Kalibers ausrüsteten. Es war verblüffend, welches Arsenal sich über die Jahre im Jagdschloss angesammelt hatte. Als der Concierge davon Wind bekam, rief er die Zimmermädchen und zog sich mit ihnen zur Rezeption zurück. Seine Absicht, die Polizei zu alarmieren, vereitelte der Direktor. Es herrschte durch das Tohuwabohu genug Aufregung. Ihm war es lieber, seine Gäste verschwanden schnellstens. Gerade wegen der Waffen. Er hatte etwas in der Art geahnt. Durch die Polizei wäre es womöglich nur zu Verzögerungen gekommen. Es schien ihm ausgemacht, dass der Rinderbaron sein Arsenal nicht kampflos abgeben würde.

Eine einzige Frau aus dem Tross von Suarez-Santos blieb während der Ereignisse ruhig. Sie packte keine Koffer. Sie saß in einer Ecke im Foyer des Hotels, hielt ein Notebook auf ihrem Schoß und hämmerte in die Tastatur. In ihrer Nähe wurde selbst der Boss zuweilen ruhiger. Dann stellte er sich neben sie, schaute auf den Bildschirm und fragte sie, wie weit sie wäre. Und jedes Mal erhielt er zur Antwort:

„Ich bin dran. Geduld.“ Oder: „Geduld. Das Paket geht auf die Reise.“ Oder: „Ich warte auf Bestätigung.“ Diese Frau wusste als einzige von allen, was genau in den beiden Telefonaten gesprochen worden war. Die Frau hieß Tatjana und war die Chefinformatikerin der Corona-Stiftung. Sie war das Hirn, das Suarez beriet und für ihn die Abwicklung seiner Geschäfte von Merlischachen aus managte. Die gebürtige Russin war Anfang vierzig und hatte ihr halbes Leben mit der Entwicklung von Programmen zugebracht, die sich als Spyware, also Spionage-Software, eigneten oder der Perfektionierung von Systemen künstlicher Intelligenz dienten. Erst für den russischen Geheimdienst, später auf eigene Rechnung. Im IT-Team der Corona-Stiftung galt die unbestrittene Regel: Tatjana erreicht jedes denkbare Ziel! Was Tatjana nicht schafft, schafft keiner.

Zum Mitschnitt der beiden Telefonate, die das Chaos in Merlischachen auslösten, hätte es freilich nicht ihres Fachwissens bedurft. Das erste Telefonat war von einem Mann in Mexico gekommen, der sich La Cucaracha nannte. Ein Vertrauter des Bosses. Erregt berichtete der vom Auftauchen eines Mannes namens El Lobo. La Cucaracha nahm den

Mord-Auftrag entgegen und versprach, später Vollzug zu melden. Diese Meldung blieb aus.

Deshalb rief der Boss nach anderthalb Tagen zermürbenden Wartens selbst in Mexico an. Dabei entspann sich folgender Dialog. Suarez fragte:

„Und?“ Die andere Seite schwieg. „Ich hab dich was gefragt, Kakerlake! Habt ihr das Schwein geschlachtet?“ Schweigen. Jedoch war ein heftiges Atmen wahrzunehmen. „Hallo? Wollt ihr mich verarschen? Wer ist da?“ Auf der anderen Seite lachte jemand auf und eine Männerstimme meinte:

„Hallo Theodore, mein Bester. Ist es möglich? Wie ich höre, geht’s dir gut?“

„Bitte? Wer spricht da?“

„El Lobo.“ Suarez schnappte nach Luft. Er hatte so etwas befürchtet, hoffte jedoch auf einen schlechten Scherz. Hektisch machte er Tatjana Zeichen, ob sie das Gespräch zurückverfolgen könne. Sie deutete ihm an, sie sei bereits dabei.

„El Lobo? … Haha … das glaubst du doch selbst nicht. El Lobo ist tot.“

„Das hatte ich von dir auch gehofft, Theodore. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.“

„Wenn du es wirklich bist, du Hurensohn, dann nimm dich in Acht. Ich werde dich finden!“

„Großartig. Aber weißt du, ich glaube, du musst nicht suchen. Du brauchst einfach nur ein bisschen Geduld. Dann komme ich vielleicht sogar zu dir. Ist das ein Angebot?“

„Was soll das heißen? Wo bist du? In Sabinas Hidalgo?“ El Lobo lachte.

„Ein Vögelchen zwitschert mir gerade, dass du nicht mehr lange warten musst. Sag deinen Hombres, sie sollen verschwinden, wenn sie diesen Tag überleben wollen. … Und du, Amigo? Ich hoffe, du hast genug Arsch in der Hose mir in die Augen zu schauen, wenn du stirbst.“ El Lobo lachte. Lauter als zuvor. Ein hässliches Lachen. Suarez sah zu seiner Angestellten. Die signalisierte ihm, sie brauche noch eine Minute. Er nickte.

„Muy bien. Wie du willst, Amigo. Beeil dich. Ich erwarte dich. Aber bevor du auflegst: Was weißt du von Hawaii?“

„Mein Deal.“

„Taschkent?“

„Ergab sich aus Hawaii.“

„Die CORONA?“

„Tipp: Heure keine Koreaner mehr an. Die Jungs bringen‘s einfach nicht. Aber mein Feuerwerk … ich sage dir, grandios! Du hättest es geliebt.“

„Komm her und ich reiß dir dein Herz bei lebendigem Leib aus der Brust, du Bastard!“

Vincent lachte und schaltete ab. Suarez schleuderte sein Smartphone gegen die Wand. Mit hochrotem Kopf fragte er die Frau:

„Hast du ihn?“

„Ja.“

„Wo?“

„In der Schweiz.“

„Caramba! Wie lange?“

„Eine Stunde, vielleicht zwei. Ich glaube, er sitzt im Zug oder im Bus. Das heißt, er muss in Luzern umsteigen.“

„Fein. Wir packen.“

„Wegen ihm? Er ist nur ein einzelner Mann!“

„Das ist kein Mann. Das ist eine Armee auf zwei Beinen. Wenn der hier einfällt, haben wir kurz darauf die gesamte Schweizer Polizei am Hals. Das heißt, ich werde ihm ein Empfangskommando zusammenstellen. Alle anderen sollten dann schon fort sein.“

„Und ich?“

„Du kommst mit mir. Dich brauche ich!“

Was Suarez und seine Spezialistin nicht wussten: Neben Vincent im Zug saß auch jemand, der Telefonate zurückverfolgen konnte. Lynn. Sie hatte ihrem Partner wie Tatjana angedeutet, er möge sich Zeit lassen. Sie hatte zwar schon von Berlin aus den ungefähren Standort bestimmt. Während eines Gesprächs allerdings ließen sich die Daten noch einmal abgleichen und präzisieren. Kombiniert mit Satellitenbildern konnte sie jetzt auf den Meter genau bestimmen, wo im Jagdschloss sich Suarez gerade befand.

Eine Aufgabe, die Swantje ihr gern überließ. Deren Job war die Ausrüstung. Und die sollte schon optisch Eindruck schinden. Deshalb hatte sie in Berlin für alle drei lange schwarze Mäntel und Hüte mit breiten Krempen besorgt. Darunter ließen sich kugelsichere Westen und Waffen

unauffällig verbergen, Gesichtserkennungssoftware bekam Probleme. Ihr Auftritt dagegen wirkte spektakulär. Die Drei sahen jetzt wie Freaks aus, die ein Wave Gotik Treffen oder eine Matrix Fan Convention besuchten. Die Schweizer Grenzpolizisten hatten es tunlichst vermieden, die merkwürdige kleine Abordnung näher zu untersuchen. Dass der Kerl ganz offen unter seinem Mantel ein Samurai-Schwert trug, hatte ihnen als Information vollkommen gereicht. Nur keine schlafenden Hunde wecken! Bis Luzern verlor Vincent kein Wort, wie er sich seinen Einzug in Merlischachen vorstellte. Die beiden Frauen fragten nicht. Einigkeit herrschte bis dato nur in einem Punkt, und der war mit Miranda Sternberg und der NSA abgestimmt: Sie sollten Suarez möglichst lebend in ihre Gewalt bringen, um ihn der deutschen Justiz übergeben zu können. Vincent hielt nicht viel von der deutschen Justiz. Die Amis agierten einfach konsequenter. Andererseits hielt er auch nichts von der Todesstrafe. Im Kampf sterben oder hingerichtet werden, das waren für ihn zwei Paar Schuhe. Er vertraute Gottes Urteil mehr als dem der Menschen. Insofern hoffte er insgeheim, dass der Mörder seiner Liebsten sich ihm tatsächlich wie ein Mann stellen würde. Er hatte keine Angst. Schon gar nicht davor, anschließend dem höchsten Richter persönlich vor Augen zu treten. Wenigstens wäre er dann mit seiner geliebten Frau und den beiden Kleinen wiedervereint. Aber nun stand erstmal die Frage im Raum, wie weiter?

Swantje und Lynn blickten Vincent fragend an. Der grinste.

„Jetzt seht ihr wieder aus wie Ikea und Sushi."

„Und du wirst dich gleich wie 'ne Banane krümmen, wenn dir nichts Besseres einfällt!" Swantje deutete einen Fußtritt an. Sie wirkte angespannt. Zum ersten Mal, seit Vincent die Frau kannte, wirkte sie wirklich angespannt. Lynn schlug sich auf die Seite ihrer Kollegin.

„Swantje hat recht. Du hast gesagt: Kommt! Jetzt sind wir hier. Ich denke, du solltest uns erklären, was du vorhast."

„Das Problem ist, dass ich es selbst nicht so genau weiß. Hawaii und das Schiff, da konnten wir in Ruhe beobachten und einen Plan entwickeln. Heute, das ist wie im Krieg. Sein Vorteil: Er kennt das Schlachtfeld, er kennt den Gegner, er hat mehr Kämpfer. Auf unserer Seite liegt nicht mal

mehr das Überraschungsmoment. Aber es war schon wichtig, noch einmal auf Nummer sicher zu gehen, damit wir nicht ins Leere schlagen."

„Apropos. Vincent? Das Telefon!" Lynn hielt die Hand auf. Vincent reichte es ihr. Sorgsam wischte sie alle Fingerabdrücke ab, packte das Gerät in einen verschließbaren Plastikbeutel, klebte einen Zettel darauf und warf es, nachdem sie ausgestiegen waren, in den nächsten Briefkasten. „Da liegt es erstmal gut. Die werden denken, wir warten noch auf jemanden. Und wenn der Kasten gelehrt wird, bekommt es die Polizei und die können es nach Berlin schicken."

„Blöd, dass wir nicht mit der Luzerner Polizei kooperieren können", meinte Swantje. „Das wäre der sauberere Weg. Aber bei der Beweislage?"

„Eben. Womit wir aber immer noch nicht weiter sind. Vincent?" Allmählich wurde auch Lynn ungeduldig. Der Angesprochene ging ein paar Schritte. Vom Bahnhofsvorplatz über die Straße in Richtung Altstadt. Am Ufer des Flusses Reuss, der unweit von hier in den Vierwaldstättersee mündete, betrachtete er interessiert die alte überdachte Brücke. Soviel Vincent wusste, hieß sie Kapellenbrücke. In weitem Bogen wand sich die alte Holzkonstruktion über den breiten Fluss. Kapellenbrücke hieß sie wohl wegen der Heiligenbilder, die sie im Innern zierten. Wie eine Kapelle.

Was tun? Vincent hatte die gesamte Zugfahrt über gegrübelt, war aber noch immer zu keinem plausiblen Ergebnis gekommen.

„Na ja, nehmen wir mal das Ausschlussverfahren. Auch wenn wir gerade wie Superhelden aussehen: Uns wie Clint Eastwood auf die Dorfstraße stellen und darauf warten, dass Suarez rauskommt, um sich einem fairen Duell zu stellen, können wir vergessen. Das Wort fair gehört nicht zu seinem Wortschatz. Unauffällig anschleichen dürfte jetzt, wo er uns erwartet, auch kaum noch klappen. Bleibt ein Überraschungscoup mit Knalleffekt."

„Wie sollte der aussehen?"

„Gegenfrage: Was meint ihr, was der Mann jetzt macht?"

„Vermutlich sich verbarrikadieren", antwortete Swantje.

„Sein Versteck ist bekannt, das heißt, er muss den Rückzug vorbereiten", fügt Lynn hinzu.

„Beides korrekt. Und was braucht er für einen geordneten Rückzug?"

„Transporter!“ Die Antwort kam von beiden gleichzeitig.

„Genau.“

„Du meinst, wir sollten …?“

„Wäre zumindest einen Versuch wert. Ist möglicherweise das Unauffälligste. Wir haben aber nicht genug Zeit, eine Autovermietung zu suchen. Ich denke, wir sollten uns gleich hier einen ausleihen.“ Noch ehe die beiden Frauen Widerspruch erheben konnten, steuerte Vincent einen Kleintransporter an, der vor einem Schreibwarenladen parkte. So ein Ding mit Türen zum Aufklappen hinten und einer Schiebetür an der Seite. Rechts und links prangten große bunte Reklamebilder. Drucker, Druckerpatronen und feinstes Druckpapier aller Qualitätsstufen.

„Hm, so Zubehör braucht jeder. Ein Hotel auf alle Fälle.“ Der Fahrer schleppte seinen letzten Karton nach drinnen. Ansonsten war der Wagen jetzt fast leer. Nur ein paar Spanngurte und Decken. Feierabend. Vincent sprach den Mann an.

„Grützi! Guten Abend. Darf ich Ihnen Ihr Auto abkaufen?“ Der Typ glaubte, sich verhört zu haben.

„Woas moans?“

„Ihr Auto. Ich würde es Ihnen gern abkaufen.“ Der Mensch lachte.

„Habt ihr irgendwo eine versteckte Kamera?“

„Ich meine es ernst. Ich brauch dringend so ein Fahrzeug.“ Vincent ließ sich Zettel und Stift geben, schrieb eine Summe und eine Adresse drauf und drückte ihn dem Mann zusammen mit fünfzig Schweizer Franken in die Hand. „Stellen Sie eine Rechnung in dieser Höhe. Wir werden sie umgehend begleichen.“

„Aber das Auto gehört meinem Chef. Den müsste ich erst …“

„Keine Zeit.“ Die nächsten fünfzig Franken wechselten den Besitzer. „Lynn, regelst du das bitte?“ Lynn wählte die 24-Stunden-Hotline eines bekannten Schweizer Bankhauses. Sternberg hatte dort für die Aktivitäten ihrer AEGW im Ausland ein Sonderkonto einrichten lassen. Es war die gleiche Bank, über die sämtliche Transaktionen im Zusammenhang mit dem CORONA-Einsatz abgewickelt worden waren. Sie ließ sich weiterverbinden und reichte ihr Telefon nach wenigen klärenden Worten an den Mann. Das, was er zu hören bekam, schien ihn zu beruhigen. Der Chauffeur rechnete zwar mit einem Donnerwetter seines Chefs, aber wenn

die Zusagen auf dem Zettel und von der Bank stimmten, könnte der sich morgen einen neuen und sogar erheblich größeren Transporter kaufen. Swantje schwatzte dem Mann für weitere fünfzig Schweizer Franken sein verschwitztes Karo-Hemd und das speckige Base Cap ab. Alles in allem ein wirklich ein gutes Geschäft. Tja, und falls diese Matrixtypen geschwindelt hätten und der Zettel eine Luftnummer war? Nun dann kannte er immer noch ihre Autonummer und konnte die Drei gut beschreiben. Außerdem sollte man mit einem Mann, der ein Samurai-Schwert trägt, nicht streiten. Grundsätzlich nicht. Das brachte nichts. Das wusste er aus dem Fernsehen.

Swantje nahm am Steuer Platz. Lynn und Vincent warfen ihre Koffer in den Laderaum, stiegen selbst ebenfalls hinten ein und zogen die Tür zu. Unterwegs fragte Lynn:

„Sag mal, wären nicht ein paar Sehschlitze, also quasi Schießscharten, hier rechts und links ganz praktisch? Vielleicht dezent in den Werbeaufdrucken versteckt, damit sie nicht gleich auffallen?“

„Hast du was dabei?“ Lynn nickte und klopfte an die Wand zur Fahrerin.

„Halt bitte mal irgendwo an, wo uns nicht gleich jeder sieht. Waldrand oder so.“

„Musst Du mal?“ tönte es von vorn.

„So ähnlich. Ich hab ein brennend heißes Verlangen.“

„Und das bei der Arbeit, tststs?“ Was Lynn dann auspackte, ließ Vincent durch die Zähne pfeifen. Ein Hochleistungs-Laser in einem scheinbar stinknormalen Feuerzeug.

„Du lieber Gott. Da möchte man nicht der sein, dem du Feuer gibst!“ Lynn schmunzelte.

„Hat die Chefin nicht gelogen, als sie meinte, wir bekommen James-Bond-Ausrüstung, oder?“ Lynn setzte den Laser von außen an. Rechts und links schweißte sie jeweils einen schmalen Spalt an der Stelle, an welcher der Drucker vom Werbeaufdruck seinen Papierauswurf hatte. Unmöglich, die Öffnung im Vorbeifahren zu bemerken. Zwei kleinere Löcher setzte sie etwas weiter oben an. Im schwarzen Farbpunkt der Druckerpatronen. Swantje wünschte sich noch ein größeres Loch in der Wand zwischen Fahrerkabine und Laderaum. Eine Art Fenster, um nicht bei jedem Wort

so brüllen zu müssen und um die Leute in ihrem Rücken besser zu verstehen.

„Schön“, meinte Vincent als Lynn fertig war, „erinnert entfernt an Schweizer Käse. Auf eine Schießerei von hier drin würd ich mich trotzdem nicht einlassen. Wenn ich das dünne Blech seh, da gehen die Projektile durch wie durch nasses Papier. Und jetzt lasst uns keine Zeit mehr verlieren. Nicht dass der Feigling vor uns die Kurve kratzt!“

Funkenflug, Wasserbad

Die Fahrt im Tal von Luzern in Richtung Küssnacht eröffnete traumhaft schöne Ausblicke. Im Vordergrund der Vierwaldstättersee. Im Hintergrund die Bergriesen. Golden angestrahlt von der untergehenden Sonne. Sie spiegelten sich auf der Wasserfläche. Die Dämmerung setzte ein. Die blaue Stunde, in der bei normalen Menschen, in normalen Familien, langsam Ruhe einzog. Ruhe nach einem anstrengenden Arbeitstag. Hier und da gingen in den Häusern die ersten Lichter an. Fernseher wurden eingeschaltet.

In Merlischachen herrschte hingegen hektische Betriebsamkeit. Vincent bat Swantje, langsamer zu fahren. Eine überflüssige Bemerkung. Das Jagdschloss lag linker Hand am Hang im Rebmattweg. Die schmale, mehrfach gewundene Wohngebietsstraße zog sich im Halbkreis um das historische Gebäude und seine moderneren Anbauten. Sie war kaum passierbar. Mehrere Autos parkten am Straßenrand. Darunter sowohl einige schwere, gepanzerte Limousinen, als auch Transporter. Alles deutete darauf hin, dass sie die Beladung weitgehend abgeschlossen hatten und der Tross auf das Signal zum Aufbruch wartete. Im Garten loderte ein Feuer. Vincent war sich sehr sicher, dass sich sein alter Rivale noch im Haus befand. Eine Einschätzung, die Lynn teilte. Suarez' Bewegungsprofil hielt sich nach wie vor in den Grenzen des feudalen Anwesens. Von vorn meldete sich Swantje.

„Wenn ich das richtig gesehen habe, sitzen in mehreren Fenstern Leute mit Gewehren. Am Ortseingang lag auch wer im Graben. Wahrscheinlich, um von hinten dicht zu machen. Sie wissen ja, aus welcher Richtung wir kommen müssen."

„Und jetzt hinter dem Haus?"

„Schwer zu sagen. Hab nichts bemerkt. Aber das will nichts heißen. Oben von den Dächern kannst du weit sehen." Sie fuhr bis um die nächste Wegbiegung. Was tun? Vincent bestand wieder auf dem Ausschlussverfahren.

„Mit einem Sturmlauf kommen wir nicht rein. Ranfahren und aus dem Wagen angreifen wäre Selbstmord. Warten wir, bis das Schwein erst in seinem Auto sitzt, ist es zu spät. Um so eine Kutsche zu sprengen,

brauchst du Raketen. Die haben wir nicht. Aus einem Nachbargarten durch die Hecke anschleichen könnte im Notfall funktionieren, aber ich nehme an, er hat Alarmanlagen und Stolperfallen installiert. Das Risiko wäre ebenfalls zu hoch. Eigentlich haben wir nur eine Möglichkeit."

„Genau!" Swantje schnalzte mit der Zunge. „Wir müssen den Arsch kidnappen, wenn er zur Tür rauskommt!"

„Ähm … ich meinte zwar eher warten, bis sich die Kolonne in Bewegung setzt und dann schaun, ob er in einem der Wagen sitzt und wo er hinfährt oder ob er im Haus auf mich wartet, … aber ja. Warum nicht? Können wir versuchen. Bleibt die Frage, wie sehen wir, wann er kommt. Deine Software ist gut, Lynn. Aber weißt du, ob er das nicht ahnt und sein Gerät längst jemandem anderen in die Hand gedrückt hat? Ich denke, es wäre besser, ihn direkt zu sehen."

„Erkennst du ihn wieder, nach so vielen Jahren?"

„Unter Millionen."

„An dem Parkstreifen, zwei Häuser vor dem Schloss, also von unserem jetzigen Standpunkt aus, hab ich eine Lücke gesehen, in die wir reinpassen. Dort ist die Hecke Richtung Hotelgarten höher als unser Auto. Wäre das ein Anfang?" fragte Swantje. „Ich denke, da sind wir außerhalb ihres Blickfeldes, können aber, wenn wir jemanden vorn an der Kurve ins Gebüsch stellen, alles mitbekommen und auf einen Wink losfahren."

„Und wenn er kommt, fahren wir ran, fragen, ob er Druckerpatronen bestellt hat und ich zerr ihn ins Auto!" Vincent frohlockte. „Klingt nach einem Plan. Mit ihm hier drin traut sich keiner von seinen Leuten, auf uns zu schießen." Lynn stimmte zu.

„Wenn es nicht klappt, können wir immer noch abhauen. Dann verfolgt er uns. Wir behalten ihn im Blick. Auch nicht die schlechteste Lösung."

„Einverstanden." Swantje wendete und fuhr zurück zur Parklücke. Weil das einen Moment dauerte, ging Vincent zu Fuß voran. Er schob sich entlang der Hecke bis an besagte Kurve, von der aus er den Rebmattweg bis zur Hoteleinfahrt gut im Blick hatte. Unauffällig. Die einsetzende Dunkelheit und sein schwarzer Mantel halfen. Hier, direkt in der Kurve, gab es auch keine Straßenlaterne. Vincent verschmolz regelrecht mit dem Gebüsch. Rund um das Jagdschloss hingegen war alles hell erleuchtet. Lynn hatte sich als Verbindungsglied zwischen beiden platziert. Sie

hockte, schon aus zwei Metern Entfernung nahezu unsichtbar, am Boden. In der flachen Rinne zwischen Straßenrand und Hecke. Unter ihrem langen weiten Ledermantel hielt sie das Notebook verborgen und kontrollierte jede Bewegung von Suarez.

Eine Weile passierte nicht viel. Dann sprangen Motoren an, die Scheinwerfer der Fahrzeuge flammten auf. Vincent drängte sich tiefer in die Hecke. Swantje nutze die Geräuschkulisse, auch ihren Wagen zu starten. Die Beifahrertür ging auf. Eine Schalldämpferwaffe erschien. Swantje wollte etwas sagen. Plopp. Es wurde Nacht.

Lynn klappte ihren Rechner zu. Plopp.

Vincent schob seinen Kopf etwas nach vorn, um besser sehen zu können. Ein Mann trat auf die Straße. Leicht untersetzt. Eher klein. Vincent hob den Arm. … Es machte plopp.

Ein Schwall eiskalten Wassers weckte Vincent. Es dauerte einen Moment, bis er sich orientieren konnte. Seine Hände hatten sie mit Kabelbindern hinterm Rücken zusammengeschürt. Neben ihm lagen Swantje und Lynn, auf gleiche Weise gefesselt. Haare und Kleider sagten ihm, dass sie ähnlich unsanft geweckt worden waren. Ein Stück abseits entdeckte er einen großen schwarzen Haufen. Ihre Koffer, Mäntel, Hüte. Ein Stück weiter hinten warfen Männer Papiere ins Feuer. Mit jedem Ordner stoben Funken in die Höhe. Andere Männer mit schweren Sturmgewehren betrachteten die drei Gefangenen interessiert aus respektvollem Abstand. Und dann rückten von hinten kommend und ihn Stück für Stück umkreisend Beine in sein Blickfeld. Kein Déjà-vu. Diese Beine waren kurze dicke Männerbeine in teuren maßgeschneiderten Anzughosen. Vincent wurde das Gefühl nicht los, sich in letzter Zeit viel zu oft in derart prekären Lagen zu befinden. Er sollte mal einen Psychologen befragen, was im Leben bei ihm falsch lief.

Er sah an den Hosenbeinen empor. Das erwartete Ergebnis. Theodore Suarez.

„Ah? Guten Morgen, Amigo! Bist grau geworden, El Lobo. Und, wie’s aussieht, längst nicht mehr so schlau wie früher. … Tja. Wir werden alle nicht jünger. … Immerhin hast du mir ein paar nette Hühner mitgebracht. Die aufzuspießen wird viel mehr Spaß machen, als nur dich alten Sack zu

filetieren. Ich freu mich schon auf die knackigen Schenkelchen.“ Seine Augen blitzten. Vincent wusste, dass das keine Sprüche waren. Theodore Suarez meinte immer alles genau so wie er es sagte, und er sagte stets frei heraus was er meinte. Völlig humorlos, der Mann. Diplomatie oder gar leere Drohungen waren nicht sein Ding. „Ach übrigens, ich will dir schnell noch jemanden vorstellen, mein Freund. Tatjana?“ Eine streng gescheitelte Dame mit Brille erschien. „Das ist Tatjana. Mein Auge, meine Stimme und mein Ohr in die Welt. Und falls ihr glaubt, ihr habt mich in der Tüte, nur weil ihr mir ein Spielzeug kaputt gemacht habt, muss ich euch enttäuschen. Wir wissen inzwischen, wer euch geschickt hat, wo sich eure Chefin versteckt und so weiter. Ich gestehe, das war eine kleine Überraschung. Aber so ist das Leben. Das macht die Sache spannend. Und soll ich dir was sagen? Ich werde mir genau da, bei eurer Chefin, in ihrem Mauseloch, das zurückholen, was ihr mir gestohlen habt: Die Träume der Menschen. Überall auf der ganzen Welt. Denn es sind meine Träume, die sie träumen. Sie gehören mir! Und deshalb müssen sie dafür bezahlen. Eure dämliche kleine Bundeswehr wird mir dabei behilflich sein. Kriegen wir das hin, Tatjana?“ Sie hob die Augenbrauen und lächelte. Suarez nickte. „Insofern habt ihr mir sogar einen Gefallen getan. Ich denke, ihr solltet das wissen, bevor ich euch massakriere. Muss doch ein schönes Gefühl sein, umsonst zu verrecken. Wie?“ Er schob die Hände in die Hosentaschen und drehte sich zum Feuer um. „Seid ihr endlich fertig, Compañeros? Ich will los. Das Feuer muss vorher gelöscht sein. Ich habe keine Lust, dass man uns die Schweizer Polizei auf den Hals hetzt. Wegen Brandstiftung.“

„Das waren die letzten Boss.“

„Bien. Dann kippt einen Kanister Benzin drüber, lasst runter brennen und löscht die Scheiße. Ich glaube nicht, dass sie aus den verkohlten Resten viel rauslesen können. Wir treffen uns wie vereinbart, bien? … El Lobo! Hoch mit dir und ab in den Transporter. Zwei Männer zur Bewachung. Und werft ihre Angeberklamotten mit rein. In die Mäntel wickeln wir nachher ihre Einzelteile. Die Koffer binden wir dran, damit sie nicht so schnell wieder auftauchen. Vamos!“ Die drei Gefesselten wurden auf die Ladefläche ihres Kleintransporters gestoßen. Für die Fahrt wurden ihre Beine mit den dort befindlichen Spanngurten fixiert. Sie

waren jetzt völlig bewegungsunfähig. Die beiden Männer, die sie bewachen sollten, bauten sich aus den schwarzen Koffern und Mänteln eine gemütliche Sitzbank. Die Türen wurden zugeschlagen, der Motor sprang an. Es lohnte nicht, auch nur ein Wort über ihre bescheuerte Lage zu verlieren. Vincent hätte sich ohrfeigen können. Die Erfolge der letzten Tage und seine Wut hatten ihn unvorsichtig werden lassen. Am meisten ärgerte er sich, dass er die beiden Mädchen mit ins Schlamassel gezogen hatte. Er sollte sich bei ihnen entschuldigen.

Eine fast nagelneue Cessna Turbo Stationair HD kämpfte sich durch Berge und Täler. Ihr Pilot, Thomas Werner, fühlte sich in mehrfacher Hinsicht überfordert und euphorisiert zugleich.

Der junge Fluglehrer war noch nie eine so lange Strecke allein ohne Pause am Stück geflogen. Erst recht nicht über hohe Alpenpässe. Das war Stress pur! Andererseits tat er das für die Frau, in die er sich unsterblich verliebt hatte und die ihm unterwegs jede Menge verbale Streicheleinheiten verpasste.

Allmählich wurde es dunkel, vor allem unten in den Tälern. Hier oben ging es noch, aber irgendwann würde er runter müssen. Sorgen machte er sich jedoch nicht nur des Lichtes wegen. Auch die Tankanzeige gab ihm zu bedeuten, irgendwann müsse es sein. Irgendwann bald. Die Gesamtreichweite des Maschinchens betrug um die eintausenddreihundert Kilometer. Etwas mehr als neunhundert hatten sie bereits geschafft und gerade die Höhen, in die sie durch die Alpenpässe gezwungen wurden, mit ihrer wilden Thermik, den Auf- und Fallwinden, hatten mehr Sprit gekostet als ein Flug in der Ebene. Seine Copilotin erklärte ihm jedoch klipp und klar, dass es keinen Zwischenstopp bis Merlischachen geben dürfe. Tanken könnten sie später, meinte sie. Thomas war verzweifelt.

„Aber wo soll ich denn in Merlischachen landen?“

„Wie wär’s mit dem Flughafen Luzern? Warte, ich guck mal. Hier. Luzern-Beromünster. Von da ist es nur eine halbe Stunde mit dem Auto.“

„Vergiss es. Hab ich mir vor dem Abflug schon angesehn. Das ist eine Wiese mit Garagen. Da kannst du mit ‘nem Segelflieger starten und landen. Mit landwirtschaftlichen Maschinen, so ganz kleinen Ein- und

Zweisitzern. Als Hubschrauberlandeplatz ist Beromünster auch ausgewiesen. Aber für unsere große Cessna völlig ungeeignet. Wir brauchen eine Landebahn. In Beromünster kriegen wir außerdem nicht mal ein Auto. Zürich käme in Frage. Aber das ist ein großer Airport. Das kann alles dauern. Und bis Merlischachen sind wir danach noch über eine Stunde unterwegs."

„Und wie wär's, wenn du einfach auf der Straße landest? Schau mal, die breite Landstraße, die dort am See entlangführt. Zwischen Merlischachen und Küssnacht gibt es laut Karte einen langen Abschnitt mit Feldern rechts und links."

„Und wenn Autos kommen?"

„Wird um die Zeit schon nicht so wild sein. Vielleicht kannst du auf einem Feldweg parken."

„Eh, Iskra, du stellst dir das alles so einfach vor!" Sie erreichten den Vierwaldstättersee wirklich erst in fast völliger Dunkelheit. Thomas versuchte, sich an den erleuchteten Häusern zu orientieren. Plötzlich rief Iskra:

„Schau mal da hinten. Bei dem großen Haus! Das wie ein kleines Schloss aussieht."

„Ja?"

„Siehst du das große Feuer davor. Und die vielen Männer. Ob das das Hotel ist?"

„Ich flieg näher ran. Verdammt, da werden gerade drei Leute gefesselt in ein Auto verfrachtet."

„Das ist er. Ich erkenn ihn. Und die beiden Frauen. Ich wusste es!"

„Ich zieh hoch. Nicht dass die noch auf uns aufmerksam werden."

„Aber wir müssen runter!"

„Wie denn? Willst du dich auch fesseln und einsperren lassen? Hast du gesehn, wie viele da rumspringen? Und die waren alle bewaffnet."

„Und jetzt?"

„Die Polizei rufen?"

„Wenn Vincent das gewollt hätte, hätt er es bestimmt selber gemacht. Das ist ein Under-Cover-Einsatz. Ich glaube nicht, dass es gut wäre, wenn die Schweizer Behörden von ihm wüssten."

„Was dann?"

„Können wir nicht vielleicht eine große Schleife drehen und erstmal gucken, wo die sie hinbringen?“

„In der Finsternis?“

„Reicht dein Sprit noch?“

„Geht so. Zürich ist ja nicht weit.“

„Dann mach.“ Der Pilot zog seine Maschine ein Stück höher, um nicht mit Bäumen oder Berghängen zu kollidieren. Er orientierte sich an den Lichtern, die auf der Wasseroberfläche des Vierwaldstättersees tanzten. In der Ferne war das Lichtermeer von Luzern gut auszumachen. Damit war die grobe Richtung klar. Nebenan verlief die Fernverkehrsstraße. In die bog in diesem Augenblick ein Konvoi aus mehreren Fahrzeugen ein. Limousinen, Transporter, darunter auch der weiße Kleintransporter, in dem die drei Gefangenen lagen. Iskra und Thomas entdeckten die Fahrzeuge fast gleichzeitig. Die Kolonne bewegte sich in Richtung Küssnacht, Zürich.

„Vielleicht wollen sie nach Zürich. Zum Flughafen. Wenn das so ein reicher Kerl ist, hat der bestimmt einen eigenen Learjet. Weiß nicht, ob der damit gleich bis Mexico kommt ohne Zwischenstopp. Aber ein Stück schafft er es auf alle Fälle. Mit solchen Teilen kannst du auch problemlos nachts fliegen.“

„Und du meinst, er nimmt sie bis dahin mit?“

„Vielleicht.“

„Glaub ich nicht. Wenn ich das wäre, würd ich die hier umbringen. Dann wär ich sie los und hätt kein zusätzliches Gepäck.“

„Danke, dass du mir von deinen Ideen erzählst, bevor wir verheiratet sind.“

„Du würdest mich heiraten? Echt jetzt?“

„Iskra, du …“

„Ja, ja, guck nach vorne. Wir sind schon in Luzern. Wenn wir sie nicht aus den Augen verlieren wollen, müsstest du langsam umdrehen.“ Thomas wendete. Er drosselte die Geschwindigkeit. Die Aufwinde, die das von der Sonne erwärmte Seewasser erzeugte, halfen, fast im Segelflug nach Nordosten zu gleiten. Sie erkannten die Fahrzeuge schon von weitem und bemühten sich, in großem Bogen und sehr langsam fliegend hinter ihnen zu bleiben. Das gelang eine Weile recht gut. Hinter Küssnacht

jedoch teilte sich die Kolonne. Ein Teil der Fahrzeuge bog nach Norden auf die Autobahn ein, Richtung Zürich. Zwei schwere schwarze Luxuskarossen und der weiße Transporter blieben auf der Landstraße und fuhren schließlich sogar von dieser nach Südosten ab. Sie hielten direkt auf den Zugsee zu. Benannt nach der Stadt Zug, die an seinem Ufer lag. Der Zugsee schloss sich im Nordosten nahtlos an den Vierwaldstättersee an. Getrennt von ihm nur durch eine schmale Landzunge, über die die Autobahn führte. Durch ihren Kurswechsel kreuzten die drei Fahrzeuge die Flugbahn der Cessna.

„Was soll ich machen?“

„Folge dem Transporter! Da sind sie drin“, befahl Iskra. Thomas blieb keine andere Wahl, als eine weitere große Schleife zu fliegen. Die junge Frau löste ihren Sicherheitsgurt und kletterte mit einem Fernglas bewaffnet nach hinten. Zum Glück besaß die Maschine sehr viele, sehr große Fenster. Und zwar in alle Richtungen. Es fiel in der Dunkelheit sogar leichter, drei paar Scheinwerfer im Auge zu behalten, als dies mit Autos am Tage möglich gewesen wäre. Die langen Finger ihrer Strahler ließen sich viel weiter verfolgen. Sie verschwanden auch nicht so einfach hinter Häusern und Bäumen, sondern blitzten immer wieder irgendwo auf.

Thomas bekam gerade rechtzeitig die Kurve, als die Autos stoppten. Ziemlich weit weg von der letzten Siedlung. Zwei Scheinwerferpaare erloschen, ein drittes beleuchtete abgeblendet den See. Thomas blieb in gehörigem Abstand hinter ihnen auf der Landseite. Iskra beobachtete das Geschehen mit ihrem Feldstecher.

„Du, das ist ein Bootssteg, den die anleuchten.“

„Und?“

„Sie bringen die Gefangenen auf den Steg.“

„Die wolln die ersäufen.“

„Aber die können doch schwimmen? Die Mädels haben sogar als Rettungsschwimmerinnen gearbeitet.“

„Gefesselt?“

„Ich denke, die wollen sie vorher umbringen und danach versenken. Denk an die Mafia.“

„Gut, die versenken auch lebendig mit Beton an den Füßen.“

„Quatsch nicht. Flieg eine große Kurve und dann raus auf den See. Die Bäume versperren mir die Sicht. Und schalte die Lichter aus!“

Der abgelegene Steg war breit und lang genug, alle drei Delinquenten mit gehörigem Abstand zueinander abzulegen. Suarez befahl, ihre Fesseln zu lösen. Schön einzeln und nacheinander, Hand für Hand, Bein für Bein. Aber nur, um die Extremitäten jedes Mal sofort wieder, diesmal weit abgespreizt, ordentlich auf dem Steg zu befestigen. Wie das genau gehen sollte, darüber ließ er keine Zweifel aufkommen. Es war die einfachste denkbare Möglichkeit: Mit Hammer und langen Nägeln.

„He, seht’s mal so“, grinste er, „jetzt habt ihr sogar gleich was mit Jesus gemeinsam. Ist das nicht traumhaft?“ Er lachte böse. Swantje war als erste dran. Sie wand und wälzte sich, als sie den Mann nebst Werkzeug auf sich zukommen sah. Sie fluchte und versuchte zu treten. Zwei von Suarez‘ Männern mussten sie festhalten, ein dritter löste ihre Handfesseln und kniete sich auf ihre Arme. Die letzten beiden Männer des Trosses hatten sich mit ihren Sturmgewehren am Ende des Steges breitbeinig aufgestellt. Als Leibwächter rechts und links von ihrem Boss. Der lachte immer lauter. Er trat Vincent ins Gesicht, stieg über ihn und stellte dann ein Bein auf Lynns Bauch. Er wollte so nah als möglich am Geschehen um Swantje sein.

„Los jetzt!“ johlte er. Wobei er ein langes Jagdmesser unterm Hosenbein hervor puhlte. „Ich will Knochen knacken hören und Blut spritzen sehen, bevor ich die Fotze pfähle und aufschlitze.“

„Knebel, Boss?“

„Ach was, hier draußen kriegt das niemand mit. Ich will, dass sie kreischt. Die dumme Sau muss schreien, wenn ihr sie nagelt. Die anderen beiden sollen schließlich wissen, was auf sie zukommt. Vamos! Worauf wartet ihr?“ Der Mann mit Hammer und Nägeln beugte sich nach unten.

In diesem Augenblick zerriss ein Jaulen die Luft. Suarez blickte auf. Das Jaulen wurde lauter. Knattern, Pfeifen, ein Windsturm wie aus dem Nichts! Er riss die fünf Männer vom Steg ins Wasser. Nur Zentimeter donnerte das Fahrwerk der Maschine über die Körper der drei Gefesselten. Dem Mann mit dem Hammer zerfetzte der Propeller die Wange. Suarez

erhielt von der Tragfläche einen Schlag gegen die Schläfe, dass er das Bewusstsein verlor. Sein Messer flog in hohem Bogen durch die Luft.

Geistesgegenwärtig fing Swantje es auf. Ihre Handfesseln waren ja bereits gelöst. Ein Schnitt zwischen ihren Füßen, ein Griff nach den beiden Kameraden und alle drei verschwanden im aufgewühlten Wasser des Sees.

Tatjana zog sich ins Auto ihres Bosses zurück. Sie ließ den Motor an. Die Scheinwerfer blendeten auf. Die beiden Männer mit den Sturmgewehren liefen, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, auf den Steg hinaus und begannen, wild in den dunklen Nachthimmel zu ballern. Und zwar in die Richtung, in die das unsichtbare Flugzeug entschwunden war. Was sie nicht sehen oder ahnen konnten: Thomas Werner riskierte sein erstes Looping mit der neuen, seiner bisher größten Maschine. Ein riskantes Manöver, um sofort den zweiten Angriff starten zu können. Er zog die Cessna hoch, höher, über Kopf, der Luftstrom riss ab … und … kehrte zurück. Der Pilot stieß ein übermütiges „Yippie!“ aus und raste erneut dem Bootssteg entgegen. Die beiden Leibwächter hatten ihr Interesse derweil dem Wasser zugewandt. Einer hob das Gewehr und jagte eine Salve in die Bohlen des Stegs. Der andere schlug ihm das Gewehr weg.

„Bist du wahnsinnig? Der Boss ist da unten!“ Bevor der andere den Mund zu einer Erwiderung öffnen konnte, schlug den Beiden das Fahrgestell des Flugzeugs in die Seite und beförderte sie in den Zugsee.

Dem Freudentaumel in der Kabine der kleinen Maschine folgte Ernüchterung.

„Scheiße, wir sind getroffen“, fluchte Thomas. „Der rechte Tank. Ich glaub, der Propeller läuft auch nicht mehr richtig rund. Aber wenn ich jetzt auf kürzestem Wege direkt nach Zürich fliege, könnte ich es schaffen.“

„Auf gar keinen Fall!“

„Aber wenn ich das nicht reparieren kann, kommen wir nie mehr hier weg.“

„Hm.“ Iskra überlegte. „Dann flieg du nach Zürich. Ich folge mit Vincent nach. Wir treffen uns am Flughafen.“ Sie steckte sich das

Fliegermesser ihres Freundes ein, gab dem Verdutzten einen Kuss auf die Wange, öffnete die Tür und sprang ab.

„Aber … Iskra …!“ Verzweifelt sah er ihr nach. Gut, zumindest konnte ihr der Sprung ins kalte Wasser aus dieser geringen Höhe nicht schaden. Thomas hoffte inständig, dass die drei Spezialisten da unten wirklich so gut waren, wie Iskra es vermutete. Er hätte das Mädchen zu gern wiedergesehn. Für den Augenblick blieb ihm aber nichts weiter übrig, als die Copiloten-Tür wieder fest zu verschließen und zu hoffen, den Weg bis zum Airport Zürich unbeschadet zu überstehen.

Am Bootssteg tobte derweil ein wilder Kampf. Größtenteils unter Wasser. Nachdem sie die Kameraden vom Bootssteg gezerrt hatte, öffnete Swantje ihnen als erstes die Fesseln. Da kurz darauf die letzten beiden Männer mit voller Bewaffnung in den See und ihnen vor die Hände plumpsten, war es leicht gewesen, sich geeignete Hilfsmittel zu besorgen. Was die beiden Leibwächter logischerweise nicht überlebten. Etwas länger dauerte die Auseinandersetzung mit den anderen. Sie waren wieder halbwegs einsatzfähig und wehrten sich heftig. Erschwerend kam hinzu, dass der schlammige Grund mittlerweile so aufgewühlt war, dass es fast unmöglich wurde, etwas zu erkennen.

Theodore Suarez nutzte das Getümmel, um sich ans Ufer abzusetzen. Sein Kopf schmerzte. Aber er lebte. Diesen Vorteil durfte er nicht leichtfertig aufs Spiel setzen. Auf allen Vieren robbte er an Land, orientierte sich kurz und lief zum Auto. Zufrieden stellte er fest, dass Tatjana mitgedacht hatte.

„Braves Mädchen!“ lobte er. „Fahr erstmal los. Ich zieh mir später was Trockenes an.“

„Und die anderen?“

„Kannst ein Stoßgebet für sie sprechen, wenn du dich damit besser fühlst. Aber fahr endlich!“

Erschöpft kletterten Lynn, Swantje und Vincent auf den Anleger. Das Wasser um sie herum waberte braun und rot. Lynn sprang auf.

„Da ist noch jemand!“ Die anderen sahen in die angegebene Richtung. Ein Arm reckte sich aus dem Wasser und eine Frauenstimme rief:

„Hallo Vince, alter Brummbär! Darf ich an Bord kommen?“ Vincent erstarrte.

„Iskra? Fünkchen? Wo kommst du denn her?“

„Wie das mit Fünkchen so ist“, lachte sie, während sie sich aus dem Wasser helfen ließ, „sie fliegen mal dahin, mal dorthin …“ Vincent nahm sie in den Arm drückte sie an sich, küsste ihre Wangen und ließ sie lange, lange nicht mehr los. Sie sollte nicht sehen, dass er weinte.

Auf dem Weg nach Zürich wurde im Transporter viel diskutiert. Lynn sprach aus, was alle dachten:

„Wo will Suarez hin?“

„Hast du deinen Rechner noch?“ wollte Vincent wissen. Sie schüttelte den Kopf.

„Tatjana?“

„Anzunehmen.“

„Dann wissen die jetzt alles, was wir wissen?“

„Vieles. Ich denke, das meiste hatten sie trotz aller Geheimhaltung und auch wenn wir ihre Haupteinfallstore geschlossen haben, schon vorher rausgefunden. Aber ja, ist noch genug sensibles Material, Kontaktdaten etc. drauf.“

„Hieß es nicht mal, wir müssten unsichtbar bleiben? Wir hätten ihn auch ohne dieses Ding gefunden.“

„Ja schon, aber ich dachte, …“

„Ja, nee, is gut. Ich hab ja selber gedacht, wir wären aus dem Gröbsten. Jetzt wäre es allerdings nützlich, seinen Spuren auch digital folgen zu können. Würde Zeit sparen. Hast du eine Idee?“

„Leider nein. Ich bräuchte wenigstens ein Tablet, um mit der Zentrale in Kontakt treten und Daten austauschen zu können. Andererseits: Konkret würde uns das im Moment auch nicht viel nutzen. Dass er erstmal nach Zürich auf den Flughafen will, daran besteht meines Erachtens kein Zweifel.“

„Ich weiß. Mich hätte nur interessiert, ob es möglich wäre, ein Art Hackback zu dieser Tatjana zu schaffen. Mir gehen seine Worte nicht aus dem Kopf: Er will die Bundeswehr nutzen, um sich zurückzuholen, was

wir ihm gestohlen haben. Die Träume der Menschen. Was soll das heißen? Ich meine, die CORONA können wir ihm schlecht zurückgeben?“

„Na ja“, mischte sich Iskra ein, „wenn er das genau so gesagt hat …“

„So ähnlich.“

„… gut, so ähnlich, mosche bi, also vielleicht, … mit der CORONA hat er Spionage gemacht. Hat Sachen und Leute manipuliert. Kann er jetzt nicht mehr. Dafür braucht er Technik. Ihr habt Technik. Für mich klingt das so, als würde er jetzt mit euren Möglichkeiten machen wollen, was er mit den eigenen nicht mehr kann. Das heißt, dafür müsste er nach Berlin gehen und euer Equipment übernehmen.“ Swantje schüttelte den Kopf.

„Wie sollte das gehen? Unsere unterirdischen Bunker übernehmen? Unsere IT-Abteilung überrumpeln? Das ist Quatsch. Dafür müsste er in unser Intranet kommen. Dafür müsste er sich durch die sichersten Firewalls hacken, die es überhaupt gibt. Es existiert an keiner Stelle eine direkte Verbindung zwischen dem Intranet und unserem Equipment nach draußen ins Internet. Die wenigen Schleusen, die zum Zwecke der Cyber Defense bei der Truppe von Zeit zu Zeit geöffnet werden, können nur von innen geöffnet werden. Streng überwacht. Da kann sich niemand einhacken! Wie sollte er das übernehmen können? Und selbst das Einfallstor über die Telefone ist inzwischen geschlossen. Wir benutzen wieder analoge Wege. Da musst du erst Wanzen einbauen, wenn du mithören willst. Wie im kalten Krieg.“

„Ach? Und woher kommen dann seine Infos?“ fragte Iskra. „Und was, wenn er sich gar nicht einhacken will, sondern euer Hauptquartier einfach physisch übernimmt? Dann wäre er drinnen und könnte die Schleusen öffnen!“

„Du denkst wie Vince. Ihr wart zu lange zusammen“, knurrte Swantje. Lynn widersprach ihr.

„Sie könnte trotzdem Recht haben. Der Kerl denkt wahrscheinlich auch wie Vince. Alte Schule. Du nimmst mir mein Spielzeug weg, ich nehm dir dein Spielzeug weg. Ob es dafür auch einen digitalen Weg gibt, daran verschwendet der keinen Gedanken. Sein Mäuschen vielleicht, diese Tatjana, aber ich bezweifle, dass ihr kleines Notebook so leistungsfähig ist und sie hier in den Bergen so gutes Internet hat, damit ernstlich Schaden anzurichten. Schlimmer ist, dass sie meins auch hat. Wir

brauchen schnellstens ein Telefon, um die Chefin zu warnen. Aber, davon ganz abgesehen, was, wenn der Verrückte wirklich einen Überfall plant, um bei uns rein zu kommen? Unsere Technik für den Gegenschlag nutzen? Er meinte ja, er wisse, wo wir sitzen.“ Vincent hatte die ganze Zeit nachdenklich zugehört. Jetzt hob er den Kopf.

„Unüberwindlich sind eure Zugänge nicht. Und drinnen? Das sind fast alles Nerds. Oder gibt’s bei euch mehr Leute mit Nahkampfausbildung wie euch beide?“ Sie schüttelten den Kopf. „Eben. Wenn du mit ein paar abgebrühten Kämpfern die richtigen Türen findest … Kein Stacheldrahtzaun, keine Wachtürme. Eure Tunnel sind einfacher zu knacken als die Air Base auf Hawaii!“ Swantje zweifelte noch immer.

„Meint ihr echt, der könnte so größenwahnsinnig sein und ernsthaft mitten in einer Großstadt angreifen?“

„Wäre nicht das erste Mal!“

Auf dem Flughafen in Zürich angekommen, erhärtete sich der Verdacht. Thomas erwartete sie schon vor dem Zugang zum Flugfeld für Privatflieger. Nach kurzem gegenseitigen Vorstellen und Händeschütteln erstattete er Bericht: Ein Learjet mit der Bande sei soeben Richtung Berlin abgehoben.

„Und wie sind die mit dem ganzen Gepäck und den Waffen aufs Flugfeld gelangt?“

„Die hatten nicht viel dabei. Nur ein paar Koffer.“

„Echt? Hast du Suarez erkannt?“

„Ich weiß ja gar nicht, wie der aussieht. Am Bootsstieg hatte ich Wichtigeres zu tun, als mir Gesichter einzuprägen. Außerdem konnte ich hier ja nicht nah ran gehen.“

„Anders gefragt“, Vincent wurde ungeduldig, „wie viele waren es?“

„Sieben oder acht Leute. Was eben so in zwei PKW passt.“

„Zwei?“

„Ja.“

„Und keine weiteren Transporter?“

„Nein.“ Iskra sah ihn erstaunt an.

„Aber du hast doch gesehn, was das für eine lange Kolonne war?“ Vincent nickte.

„Und ein paar mehr sollten nachkommen, wenn sie draußen am Jagdschloss aufgeräumt hätten.“ Lynn-Ann kehrte von der Telefonzelle zurück.

„Hab mit Generalmajor Sternberg gesprochen. Sie wollen sich digital wie physisch auf einen Angriff vorbereiten. Ich hoffe nur, dass es nicht schon zu spät ist. Was ist mit Suarez?“ Vincent hob die Schultern.

„Sag mal, Thomas, war bei den Leuten eine Frau dabei? Sekretärinnen-Typ? Graues Kostüm? Aktenkoffer oder Laptop in der Hand? Notebook, Tablet oder wie die Dinger heißen?“

„Nicht, dass ich wüsste.“

„Dann war Suarez nicht dabei. Mir ist auch so, wenn ich jetzt drüber nachdenke, dass der sich früher schon immer ums Fliegen gedrückt hat. Ich glaube, der hat Flugangst.“

„Das würde heißen … puh …“, Swantje rieb sich ihre Nase zwischen Daumen und Zeigefinger. „Glaubst du, der fährt jetzt gerade seelenruhig über die Autobahn nach Berlin?“

„Seelenruhig vielleicht nicht, aber ja. Denk an uns. Es gibt schließlich keine ständigen Grenzkontrollen mehr.“

„Soll ich nochmal Berlin anrufen, damit die die Bayerische Grenzpolizei informieren?“ fragte Lynn. Vincent runzelte die Stirn.

„Willst du für den Tod vieler junger Grenzpolizisten verantwortlich sein? Für Suarez und seine Männer brauchst du die GSG 9. Im Idealfall irgendwo auf einem Rastplatz, der wenig frequentiert ist.“

„Den gibt’s an der A9 zwischen München und Berlin nirgends. Da steht jetzt in der Nacht alles voll mit LKWs“, meinte der Pilot. Vincent sah zu Lynn.

„Gut, ruf an. Sollen sie einen Plan entwickeln und uns auf dem Laufenden halten. Lass dir was einfallen, wie du erreichbar bleibst. Wenn alles so kommt wie vermutet, passiert vor morgen Vormittag nichts. Das heißt, wir haben Zeit. Von hier aus können wir sowieso nicht viel ausrichten. Wahrscheinlich wird Suarez auch nicht sein gesamtes Equipment nach Berlin mitschleppen. Irgendwo wird er das Zeug abstellen. Gibt sicher geeignete Stollen, hier in den Bergen. Irgendwo muss auch der Learjet landen. Und möglicherweise hat er Helfer, die er für seinen Coup

zusammenzieht. Ich denke, das rauszufinden, ist ein Fall für das Bundeskriminalamt.“

„Und für das SEK. In Berlin gibt es da ein paar richtig harte Jungs!“ ergänzte Swantje. Vincent grinste.

„Du wirst es wissen. … Thomas, wie lange dauert die Reparatur?“

„Bis morgen früh. Vielleicht um fünf oder sechs könnten wir fertig sein, wenn wir durcharbeiten. Ein paar Sachen lassen sich einfach reparieren, für anderes brauchen wir Ersatzteile. Ich hab aber einen Techniker gefunden, der sich hier auskennt und mir hilft.“

„Gut, gut. Kannst du dann gleich wieder fliegen, nach so einer Nacht?“ Vincent war skeptisch. Lynn zeigte auf Swantje.

„Die kann’s auch. Ist ‘ne ausgebildete Kampf-Pilotin. Eurofighter. Hat bei der Luftwaffe angefangen. Unsere Cyber Defense gibt’s ja noch nicht so lange.“

„Musst du eigentlich immer alles ausplaudern?“

„Und du?“ wollte Iskra jetzt von Lynn wissen.

„Informatikerin.“

„Okay, Schluss jetzt.“ Vincent verspürte das dringende Bedürfnis, ein paar Stunden zu schlafen und anschließend gründlich zu duschen.

„Thomas sieh zu, dass wir morgen früh ein einsatzfähiges Transportmittel haben! Kosten spielen keine Rolle.“

„Echt?“

„Lass dir Rechnungen geben. Das muss der deutsche Steuerzahler übernehmen. So viel sollte ihm seine Sicherheit wert sein. … Wir anderen suchen uns ein hübsches Hotel und hauen uns aufs Ohr.“

„Bringst du mir Frühstück mit?“ bat Thomas Iskra. Sie versprach es.

Im idyllischen Städtchen Weiden in der Oberpfalz wurden einige Anwohner in ihrem Nachtschlaf gestört. Ein Schwerlasttransporter schepperte in Richtung der Artilleriekaserne. Im Prinzip nichts Außergewöhnliches. Die Leute lebten seit Ewigkeiten mit ihrem Militär. Unannehmlichkeiten wie diese gehörten dazu und wurden durch Arbeitsplätze und die Kaufkraft der Soldaten mehr als aufgewogen.

Mehr Irritation herrschte in der Kaserne selbst, als kurz vor Mitternacht ein Oberst am Tor aufkreuzte und den Marschbefehl für eines der hier

stationierten autonomen Raketenwerfer-Systeme „Mars“ vorwies. Voll aufmunitioniert und mit Besatzung. So stand es auf dem Papier. Offenbar eine unangemeldete Übung. Da der Offizier über alle notwendigen Einsatzcodes Bescheid wusste und der Befehl von höchster Stelle mit Stempel und Unterschrift abgezeichnet schien, bestand kein Grund, misstrauisch zu werden. Die Soldaten fügten sich in ihr Schicksal, beluden den Schwerlasttransporter mit ihrem Raketenwerfer, einen Militärtransporter mit den angeforderten Geschossen und folgten dem Oberst auf die Autobahn A9 in Richtung Berlin. Genauere Anweisungen würden sie am Morgen vor Ort erhalten, hatte man ihnen gesagt.

Zürich, kurz vor vier Uhr in der Früh. Das Zimmertelefon klingelte. Lynn und Swantje rappelten sich hoch.

„Geht’s los?“ fragte Lynn verschlafen.

„Das weiß ich nicht, gnädige Frau“, meldete sich die Stimme des Nachtportiers. „Hier ist eine Dame am Apparat, die Sie sprechen will. Darf ich durchstellen?“ Er durfte. Bei besagter Dame handelte es sich um Miranda Sternberg. Das, was sie zu sagen hatte, klang beunruhigend.

„Es ist passiert. Wir waren auf alles vorbereitet, hatten die Wachen verstärkt, neue Sicherheitscodes an den Türen eingegeben. Die Polizeipräsenz ist rund um Gesundbrunnen massiv verstärkt worden. Das BKA wollte heute Morgen seinen Plan präsentieren. Alles zu spät. Ich habe soeben Meldung erhalten, dass unser Hauptquartier besetzt worden ist. Keine Ahnung wie, keine Ahnung von wem. Mein Versuch, dort drinnen jemanden zu erreichen … fehlgeschlagen. Die haben sich völlig von der Welt abgekapselt. Umgekehrt müssen sie aber in kürzester Zeit unser System gekapert und mit ihren Daten gefüttert haben. Ich nehme an, Ihr Notebook, Leutnant, hat denen in die Karten gespielt. Ergebnis: Unsere Software wird aktuell gegen die eigenen Leute eingesetzt. Die Luftraumüberwachung über Berlin ist komplett zusammengebrochen. Es gibt kein Radar mehr, keine Funkverbindung, nichts. Alle Flüge wurden gecancelt. Die meisten internen Kommunikationswege der Bundeswehr scheinen ebenfalls gekappt.“

„Gibt es irgendwelche Forderungen? Bekennerschreiben oder so?“

„Bis jetzt nicht. Wecken Sie Ihr Team, Leutnant, und sehen Sie zu, dass Sie herkommen. Wenn jemand weiß, wie Suarez tickt und womit wir ihn kriegen, dann die AEGW. Sagen Sie Vincent, die Anwesenheit von El Lobo in Berlin ist dringend erforderlich. Und nehmen Sie Zettel und Stift. Die einzige Telefonnummer, unter der Sie mich in nächster Zeit erreichen, ist die, die ich Ihnen jetzt ansage. Die halte ich ausschließlich für Sie frei. Besorgen Sie sich ein Prepaid Handy. Es ist mir Wurst, ob jetzt noch jemand zuhört. Ich hoffe aber, dass diese Nummer halbwegs save bleibt. Sind Sie so weit, Leutnant? …“

„Jetzt schon?“ stöhnte Vincent. „Meine Güte, wie schnell sind die denn über die Autobahn gebrettert?“

„Vielleicht die Leute aus dem Learjet?“ mutmaßte Iskra. Sie hatte sich mit ihrem alten Brummbär das zweite noch verfügbare Zimmer im Hotel geteilt.

„Glaub ich nicht. Ich denke eher, dass Tatjana und Suarez im Bunker sind. Das ist mit ihrem schnellen Wagen nachts auf der leeren Autobahn zu schaffen. Um Blitzer werden die sich kaum Gedanken gemacht haben. Ich denke, die Learjet-Leute und vielleicht ein paar Kontaktmänner in Berlin haben alle Vorbereitungen getroffen. Zugeschlagen haben sie aber definitiv erst im Beisein ihres Bosses.“ Die geplante morgendliche Dusche ließ sich Vincent trotz der einsetzenden Hektik nicht nehmen. Er musste frisch sein, für die Dinge die ihn erwarteten. Zum Glück war auch Thomas mit der Reparatur fast fertig, als sie eintrafen. Er musste nur noch tanken. Da sie auf ihre glücklich geretteten Koffer mit Blick auf die Ereignisse in Berlin unter keinen Umständen verzichten konnten, vereinbarten sie mit dem Piloten, neben dem Flughafengelände kurzzeitig eine Straße für ihn zu sperren. Für einen Zwischenstopp. Das würde um diese frühe Stunde kein Problem darstellen. Dass sich das Züricher Flughafenpersonal darüber wundern würde, damit mussten sie leben. Die würden sich noch über viel mehr wundern. Zum Beispiel über die Flugroute der Cessna.

Weil sich der Ausfall der Berliner Luftraumüberwachung bereits herumgesprochen hatte und von diesem Ausfall auch von Berlin aus gesteuerte Überwachungstower wie der auf dem Auersberg im Erzgebirge

betroffen waren, wurden nämlich gerade sämtliche Flüge in Richtung Norddeutschland und Polen vorrübergehend gestrichen. Insofern hatte Thomas Werner zu einem kleinen Trick greifen müssen. Als nächsten Zielflugplatz hatte er Wien genannt. Damit erhielt er seine Starterlaubnis. Aber natürlich kam ein solcher Umweg überhaupt nicht infrage.

Der Coup mit dem Zwischenstopp funktionierte nahtlos. Swantje nahm am Steuer platz. Thomas als Co-Pilot daneben. Swantje war zwar lange nicht mehr geflogen, meinte aber, dies sei wie Sex. Man verlerne es nicht.

„Sagt man nicht, das ist wie Fahrradfahren, wenn man‘s einmal kann?“ wunderte sich Thomas. Swantje blitzte ihn aus ihren stahlblauen Augen an und erwiderte mit zuckersüßem Lächeln:

„Kommt ganz darauf an, in welcher Disziplin du besser bist. Wenn du verstehst, was ich meine, mein Kleiner.“ Thomas verstand und wurde rot.

Gegen halb Sieben erhielt Thomas einen Anruf aus Berlin. Sein Smartphone hatte Lynn bis auf Weiteres okkupiert, denn weder gestern Abend noch heute Morgen war in der Schweiz ein Prepaid-Handy aufzutreiben gewesen. Die Nachricht enthielt einen Link zu einem Livestream, den das ZDF aus aktuellem Anlass geschaltet hatte. Verbunden mit Sternbergs Befehl:

„Anschauen! Läuft gerade im Morgenmagazin.“ Die drei Passagiere der Cessna glaubten, ihren Augen und Ohren nicht zu trauen. Das sogenannte „Moma-Café“ im Erdgeschoss des Berliner ZDF-Gebäudes Unter den Linden war von Bewaffneten besetzt. Und ganz offensichtlich auch Regie und Studio, denn die Sendung lief. Nur eben ohne das gewohnte Moderatorenpaar. Eine junge Frau, gekleidet in Fantasy-Militaria-Look mit kurzem Rock und Schiffchen auf dem hochgesteckten Dutt, verkündete soeben mit ernster Stimme, der Deutsche Reichspräsident sei soeben eingetroffen und gebe in Kürze im Namen der neuen Regierung eine Erklärung ab. Bevor sie jedoch zu ihm ins Studio schalte, rufe sie ihren Kollegen am Kanzleramt. Die Bilder, die in den kommenden dreißig Sekunden zu sehen seien, dürften auch dem letzten Zweifler den Ernst der Lage verdeutlichen.

Die Schalte klappte halbwegs. Die Kamera musste auf den Reichstagstreppen stehen. Im Bild, großformatig, das Kanzleramt. Eine Weile

geschah nichts. Dann tauchte seitlich von Südwesten her kommend ein Flugobjekt auf. Sehr schnell, gegen den bewölkten Himmel kaum auszumachen. Sichtbar waren vor allem der Schweif und unmittelbar darauf die Explosion. Die linke vordere Ecke, ziemlich genau der Bereich, in dem sich das Arbeitszimmer der Kanzlerin befand, löste sich mit Blitz und Donner in eine Wolke aus Staub und herumfliegenden Trümmerteilen auf. Die Kamera ruckte zur Seite und schlug auf den Boden. Letztes Bild: Treppenstufen bildfüllend. Wahrscheinlich hatte der Kameramann, den sie dort hingestellt hatten, sowenig wie die Zuschauer geahnt, was auf ihn zukam. Er kippte schlichtweg um. Die Regie reagierte schnell. Die junge Frau war wieder zu sehen. Sie wirkte erleichtert und beglückt und verkündete, der Deutsche Reichpräsident werde nun zu seinem Volk sprechen.

Was folgte war eine der kruden Tiraden, wie sie von den sogenannten Reichsbürgern seit Jahren von sich gegeben wurden. Da war vom Fortbestehen des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 die Rede, vom angeblich fehlenden Friedensvertrag, von ihrer Missachtung der gewählten Volksvertreter, die als Verwalter der BRD-GmbH bezeichnet wurden. Anders als sonst aber kam der sogenannte Reichspräsident an diesem Morgen mit völlig neuem Selbstbewusstsein daher. Er erklärte seinem Publikum, es habe soeben live erlebt, dass die Macht der seit 1945 kontinuierlich stets erneuerten Regierung des Deutschen Reiches ungebrochen sei. Und dass die Ministerinnen und Minister, vertreten durch seine Person, nun endlich bereit und in der Lage seien, wieder reale Regierungsverantwortung im Reich zu übernehmen.

Er forderte die Kanzlerin und ihre amerikanische Marionettenregierung auf, sich zu ergeben, zurückzutreten und den Weg zur Erneuerung des Deutschen Reiches unter seiner Führung frei zu geben. Sollte sie sich der Tragweite seiner Worte noch nicht bewusst sein, möge sie bitte zur Kenntnis nehmen, dass auch die Bundeswehr, die bald wieder Reichswehr heißen werde, auf die Seite des universellen Völkerrechts übergelaufen sei. Er bitte die Regie, Bilder vom Startplatz der Raketen zu zeigen.

Es folgten einige unscharfe Handy-Bilder. Sie zeigten einen Raketenwerfer der Bundeswehr mit Soldaten. Sie standen mit ihrem Gerät in einem Wald. Vincent sah Lynn an.

„Eine Katjuscha?“

„Nee. Bist schon eine Weile weg, wie? Das ist eine Mars. Bundeswehrstandard. Je nach verwendeter Munition hat das Ding eine Reichweite von zehn bis vierzig Kilometer."

„Das heißt, die Raketen müssen im Großraum Berlin stehen."

„Wenn ich den Einschlagwinkel auf dem winzigen Bildschirm hier richtig gedeutet habe, würde ich auf Grunewald tippen."

„Raketen? Im Grunewald? Wie viele?"

„Na ja, wenn es nur eine Mars-Einheit ist, dann passen immer zwölf Stück gleichzeitig rein, die nacheinander in schneller Folge abgefeuert werden können."

„Das heißt, elf sind da jetzt noch drin."

„Wenn es nur diese eine Startrampe ist."

„So richtig heldenhaft haben die drei Soldaten aber nicht geguckt."

Vincent hatte richtig beobachtet. Eher musste gesagt werden, dass sie ziemlich verzweifelt waren. Als sie von dem Oberst die Zielkoordinaten erhielten, wurde ihnen schnell klar, wo ihre Geschosse niedergehen würden. Nicht mit hundertprozentiger Sicherheit, dass es das Kanzleramt wäre, aber auf alle Fälle im Regierungsviertel. Sie hatten sich weigern wollen. Daraufhin schnappte sich ihr Befehlshaber denjenigen, der ihre Weigerung vorgetragen hatte. Er zwang ihn mit vorgehaltener Pistole auf die Knie und winkte einem der schwarz gekleideten Herren, die, bewaffnet mit Sturmgewehren, seiner Limousine entstiegen waren. Der Mensch machte nicht viel Federlesens und blies dem Knieenden ohne mit der Wimper zu zucken den halben Schädel weg. Ein kurzer Feuerstoß aus nächster Nähe. Jetzt wussten seine Kameraden, mit wem sie es zu tun hatten. Sie folgten seinen Befehlen.

Der selbsternannte Reichspräsident palaverte derweil weiter über Recht und Gesetz, und dass er Deutschland wieder groß zu machen gewillt sei. Alle, die in anständiger Gesinnung die herrschenden Altparteien ablehnten, alle, die an abendländischen und völkischen Werten festhielten, die bereit seien, die Reinheit des deutschen Blutes mit Hilfe eines starken Heeres gegen jüdisch-muslimische Eindringlinge zu verteidigen, denen rufe er zu: Seid willkommen. Lasst uns gemeinsam ein neues heiliges Deutsches Reich aufbauen!

„Amen“, meinte Vincent, „mach bloß den Scheiß aus, bevor ich ins Cockpit kotze.“ Iskra konnte sich auf all dies keinen Reim machen.

„Was hat das denn jetzt mit diesem Suarez zu tun? Das war doch ein ganz anderer Mann. Oder ist das vielleicht bloß Zufall, dass bei euch gerade jetzt geputscht wird?“

„Das ist kein Zufall. Das ist auch kein Putsch. Das ist wie immer bei dem Hundesohn ein Bluff. Auf Kosten von ein paar Idioten, denen er vorgaukelt, ihnen zur Macht zu verhelfen. Das ist wie mit Kim Yong Un in Korea oder mit dem indischen Mogul-Prinzen. Weißt du, was der jetzt gerade macht? Der sitzt im Bunker unserer Chefin. Zusammen mit seiner Tatjana und ein paar anderen Freaks und lässt die Korken knallen. Denn die gesamte Sicherheitsarchitektur wird sich auf den Schutz von Kanzleramt und Reichstag konzentrieren. Dass da ein paar Chaoten die Tunnel im Wedding besetzt halten und eine Handvoll Computer-Nerds ausgesperrt haben, ist zweitrangig. Nicht aber für Suarez. Ich nehme an, der hat von eurer Basis aus Zugriff auf alles, was ihn interessiert. Habe ich recht, liebe Lynn-Ann?“

„Wahrscheinlich. Dank meines Notebooks und mit der richtigen Software.“

„Und das wäre?“ fragte Iskra, die noch immer nicht verstand.

„Geld. Banken. Geheimdienstinformationen. Du hattest mit Deiner These von gestern Abend vollkommen recht, Iskra.“

„Und wenn die Putschisten trotzdem Erfolg haben sollten, weil die Kanzlerin Angst bekommt?“

„Diese Kanzlerin kriegt keine Angst. Jedenfalls nicht vor solchen Hampelmännern. Die Frau ist die einzige Politikerin in Europa, vor der ich wirklich meinen Hut ziehe. Aber das ist jetzt auch egal. Denn dass sie es nicht schaffen, dafür sind wir da. Vielleicht erlaube ich dem Schwein, über eine Marionettenregierung quasi unbegrenzte politische Macht in Deutschland zu bekommen? Das wär sein Traum. Und er käme als strahlender Held aus seinem Loch. Vergiss es! Nur über meine Leiche.“

Vincent holte sich seinen Koffer, klappte ihn auf und besichtigte das Waffenarsenal, das Swantje ihm eingepackt hatte. Iskra ließ nicht locker:

„Heißt jetzt was?“

„Wirst du sehn. Wie lange brauchen wir bis Berlin?“ Die Cockpit-Crew hatte sich am Gespräch bislang nicht beteiligt. Sie richtete ihr Hauptaugenmerk darauf, möglichst permanent Höchstgeschwindigkeit zu fliegen, weswegen Thomas nach einem Blick auf seine Pilotin nicht ohne Stolz verkündete:

„Keine ganze Stunde mehr. Wo sollen wir landen? Anders ausgedrückt: Mit wem willst du anfangen?“

Show Down

Die gleiche Frage stellte sich die Führung der Bundeswehr. Dort war die Nachricht vom Fehlen eines autonomen Raketenwerfers Mars in Bayern ungefähr gleichzeitig mit den Fernsehbildern aus dem ZDF-Studio Berlin eingetroffen. Womit sich zumindest die zweite Frage erledigte, wohin das gute Stück verschwunden wäre.

Generalmajor Sternberg informierte die Generalität über den Anflug ihrer AEGW. Schnell herrschte Einigkeit, dass sich Bundeswehr und Berliner SEK um die Raketen kümmern würden, Vincent und seine Truppe dagegen das Hauptquartier der Cyber Defense unterm Humboldthain ansteuern sollte. Man würde ihnen zur Absicherung die GSG 9 zu Hilfe senden. Vincent konnte es sich nicht verkneifen, zu fragen, ob sie nicht beim Überflug vielleicht einfach mal ein paar Ganoven im Grunewald abknipsen sollten. Es wurde ihm ausdrücklich verboten. Er könnte die Falschen treffen. Man sei überzeugt, dass die Soldaten nicht zu den Reichsbürgern gehörten und nur unter Druck handelten. Genau deswegen hätte er Sorge, wenn das SEK und die Bundeswehr das machten, entgegnete Vincent. Lynn gab ihm einen Stoß in die Rippen und von Sternberg bekam er zu hören, er möge die große Klappe halten und seinen Job machen.

Seine Frage nach der Sicherheit der Bundesregierung wurde bejaht. So früh sei die Kanzlerin nicht im Büro und das Haus ziemlich leer. Die einzigen Mitarbeiter, Putzkolonne, Pförtner und so weiter, seien sofort nach dem Einschlag evakuiert worden. Niemand verletzt, niemand in Gefahr. Mitten in ihr Telefonat platzte der zweite Raketentreffer. Die Reichsbürger hatten zwar nicht viel Ahnung, blieben aber hartnäckig. Eine Frage der Zeit.

Weswegen über den vermeintlichen Reichspräsidenten und seine Lakaien im ZDF nicht weiter geredet werden musste. Das war Geiselnahme und Hausfriedensbruch in Tateinheit mit Volksverhetzung, Erpressung, Sachbeschädigung und illegalem Waffenbesitz. Von Hochverrat konnte bei solchen Trotteln ja nicht mal ernsthaft die Rede sein. Eindeutig Zuständigkeitsbereich des LKA, des Landeskriminalamtes. Die hatten mit solchen Sachen Erfahrung. Vincent meinte

allerdings, man müsse das nicht so eng sehen. Also die Moderatorin in dem kurzen Uniformröckchen, die würde er zum Beispiel gern einer persönlichen peinlichen Befragung unterziehen. Eine Anmerkung, die er sofort bereute. Es bohrten sich fast gleichzeitig zwei Ellbogen in seine Seiten. Einer von Lynn und einer von Iskra.

Lynn fiel auf, dass sich der Mann, seitdem Iskra neben ihm saß, längst nicht mehr so maulfaul und miesepetrig benahm, wie noch vor kurzem. Die Bulgarin schien auf ihn wie ein Jungbrunnen zu wirken. Lynn hoffte nur inständig, dass ihn das neue Hochgefühl nicht wieder leichtsinnig werden ließ.

Polizei und Ordnungskräfte hatten auf Bitten von Miranda Sternberg die Brunnenstraße zwischen Humboldthain und Bahnhof Gesundbrunnen komplett gesperrt und das Gesundbrunnencenter evakuieren lassen. Swantje und Thomas mussten mit ihrer Cessna nicht erst den Umweg über Flughafen Tegel nehmen. Man dirigierte sie direkt auf die Brücke über die S-Bahngleise. Dort gab es im Fußgängerbereich vor dem Gesundbrunnencenter genügend Platz, das Fluggerät zu landen und vorübergehend abzustellen. Dort konnten auch Iskra und Thomas bleiben und auf ihre Freunde warten.

Vincent hatte auf den letzten Kilometern lange darüber nachgedacht, wie und wohin Suarez wohl flüchten würde, wenn er genug Schaden angerichtet und genug Geld auf sein Konto umgeleitet hätte. Dass er da unten nicht ewig hocken konnte, musste ihm klar sein. Auch dass er nicht so ohne weiteres heraus spazieren konnte. Es sei denn, … hm … es sei denn …

Gut, Miranda Sternberg hatte versichert, sämtliche Zugänge zu den Stollen und Bunkern seien von ihren Leuten gesichert. Da käme keiner rein und keiner raus. Weder aus den getarnten Zugängen im Humboldthain, noch auf dem S-Bahnsteig in Gesundbrunnen und erst recht nicht in irgendwelchen Tunneln des Vereins Berliner Unterwelten oder auf der geheimen Parallelstrecke der U8, die zum Bendler-Block führte. Die Abschottung funktionierte bereits seit Beginn der Besetzung. Suarez musste noch drin sein. Aber irgendwann würde er wieder raus wollen.

Und dann würde es mehr als ein paar Bundeswehrsoldaten bedürfen, um ihn aufzuhalten.

Wahrscheinlich wartete er auf den perfekten Moment. So wie eine Braut, die auf den perfekten Augenblick wartet. Auf den Augenblick, in dem ihr Bräutigam ihr das Jawort gibt. Wie sah der perfekte Augenblick für Suarez aus? Vincent graute vor der Vorstellung. Aber die Wahrscheinlichkeit war hoch, dass es tatsächlich um ihn ging. Suarez‘ perfekter Moment konnte nur sein, El Lobo zu töten. Und genau das wäre auch Vincents perfekter Moment. Nur eben mit dem entgegengesetzten Ziel. Das verband diese beiden so ungleichen Männer.

Als sich Vincent darüber klar wurde, kam ihm aber auch ein zweiter Gedanke. Er durfte diesmal nicht wieder bloß an sich denken. Es reichte nicht, sich selbst zu opfern, falls es nicht gelingen sollte, Suarez mit seinen Tricks und seinen Helfern zu besiegen. Er durfte nicht aus Leichtsinn erneut geliebte Menschen der Gefahr aussetzen. Er brauchte einen B-Plan, falls es nicht sein, sondern der perfekte Moment für Suarez werden würde.

Vincent fragte einen Beamten, wie es denn mit dem Berliner Nahverkehr aussehe? S- und U-Bahnen? Die würden weiter normal fahren. Das wäre auch notwendig, um es nicht ganz und gar zu chaotischen Zuständen kommen zu lassen.

„Auch die Ringbahn am Gesundbrunnen?“

„Natürlich. Ist weit genug weg vom Gefahrenhotspot im Einkaufszentrum und durch die Überdachung geschützt. Meint jedenfalls meine Einsatzleitung. Etwa nicht?“

„Aha. Und die U8 vom Alex nach Reinickendorf?“

„Auch die. Die ist ja noch weiter weg. Warum?“ Lynn nahm Vincent zur Seite. Lass gut sein. Die Sternberg hat die Hoffnung, dass unser Hauptquartier nicht auffliegt. Es weiß keiner was.“

„Ihr habt denen nichts gesagt?“

„Nein. Hast du vorhin nicht zugehört?“

„Ich war in Gedanken.“

„Alter! Weißt du, was das für einen Auflauf gäbe? Vor allem hinterher? Wir haben denen gesagt, dass ein Anschlag auf das Gesundbrunnencenter

geplant sei. Wir sind Spezialisten, die die Bombe im Einkaufszentrum suchen und entschärfen sollen.“

„Und wenn Suarez in eurem Bunker auch eine Bombe platziert?“

„Weißt du, wie dick die Stahlbetonwände unter dem alten Flak-Bunker sind? Da würde es hier draußen höchstens kurz wackeln. Wenn überhaupt.“

„Na fein. Und wo stellen wir die GSG 9 hin, wenn die kommen? Ins Einkaufszentrum? Damit keiner was merkt?“

„Jetzt hör auf zu jammern!“ Swantje wollte endlich loslegen. „Die sollen hier oben kontrollieren und uns den Rücken freihalten oder von mir aus folgen. Lass uns endlich reingehen. Wer nimmt welchen Eingang?“

„Genau das meine ich. Wie viele Zu- und Ausgänge habt ihr?“ Die beiden sahen sich an. Swantje begann einige aufzuzählen. Vincent winkte ab. „Ich glaub dir, dass du die kennst. Ich muss nicht en Detail darüber Bescheid wissen. Ich mach mir Sorgen über die, die enden, wo Menschen sind. Auf den Bahnsteigen. An Straßen.“

„Die Chefin hat überall …“

„Ich weiß. Kalter Kaffee. Ich sag euch jetzt was. Euer Bunker da unten, das ist eine Mausefalle. Aber nur, wenn diese Falle auch zuschnappen kann.

Da hinten kommt die GSG 9. Swantje, hol die Jungs dazu, die für die Absperrungen zuständig sind und stell eine Verbindung zu den BVG Bossen her. Zumindest die U- und S-Bahnhöfe müssen geräumt werden. Die Züge können weiter fahren. Aber sie dürfen hier nicht halten.

Swantje du übernimmst es persönlich, die Räumung durchzusetzen. Du kennst auch alle Zugänge. Also stationiere überall, wo eure Posten schon stehen, noch mindestens zwei GSG 9 Leute. Und gib allen klare Anweisungen, wie sie sich verhalten sollen, mit wem sie sich hier einlassen. Das ist Krieg. Deckung und höchste Aufmerksamkeit sind überlebenswichtig. Das Schwein darf nie mehr aus dieser Falle entkommen. Auch wenn er glaubt, sie für mich gebaut zu haben.

Ich sag euch was, der geht davon aus, wenn er mich umgebracht hat, dass er sich dann irgendwo auf einem U-Bahnhof unters Volk mischen kann. Oder dass er von da aus wie eine Ratte in einem Gulli verschwindet. Die Kanalisation dieser Stadt ist endlos. Da darf er nicht hinkommen.

Deshalb nochmal: Swantje, du organisierst, dass da unten alles dicht ist und kein zufälliger Passant in Gefahr gerät. Dann kommst du wieder hier hoch und bleibst genau hier an dieser Stelle. Und du, Lynn, kannst du mich reinbringen?“

„Ich denke, ich kann ihre neue Kodierung knacken. Wenigstens an der primären Schleuse. Die ist leicht physisch zu verteidigen und sollte immer problemlos erreichbar bleiben. Die elektronischen Barrieren dort sind darum nicht so hoch gesichert. Am besten, ich komme mit dir.“

„Nein, du gehst nicht mit. Du bringst mich nur hin. Von mir aus bis zur Schleuse. Du musst einfach dafür sorgen, dass ich reinkomme. Könnte mir sogar vorstellen, dass er um die Besonderheiten dieser Schleuse weiß. Dann ist das der Eingang in seine Mausefalle. Dann hat er seinerseits schon dafür gesorgt, dass ich dort problemlos durchkomme. Das werden wir sehen. Er wartet auf mich, das weiß ich. Das hat nichts mit dir zu tun. Deshalb kehrst du um, sobald ich drin bin. Aber keine Sorge, viele Leute kann er da unten nicht bei sich haben. Die sind ja überall verteilt. Bei den Raketenwerfern, bei den Reichsbürgern im ZDF. Mit seinen Hinterlassenschaften in den Transportern irgendwo in den Schweitzer Bergen. Mit Sicherheit gibt es außerdem ein Kommando, das ihn hinterher draußen in Empfang nehmen und seinen Rückzug sichern soll. Und sechs haben wir im Zugsee versenkt. Mit dem Rest werde ich fertig. Also nochmal: Du bringst mich rein. Dann kehrst du um. Verschließt und verriegelst alles hinter dir. Programmier neue Codes. Was auch immer. Du hast ein neues Notebook, wie ich sehe? Hervorragend. Kontrolliere, was da unten läuft, falls du es schaffst, einen Zugang zu öffnen. Verzögere die Transaktionen. Je länger Tatjana braucht, seine Wünsche zu erfüllen, desto besser für mich. Er ist ein Kontrollfreak. Und wenn er merkt, dass es nicht klappt, wird er nervös. Dann macht er vielleicht Fehler. Versuche dafür zu sorgen, dass es nicht klappt. Aber mach es von hier oben.

Das heißt, wenn irgendwas passiert, sei es, dass sich im Netz etwas tut, sei es, dass jemand aus einem Eingang kommt, dann muss die Einsatzleitung hier sein und darauf reagieren. Das heißt, ihr müsste euch aus den GSG 9 Leuten eine personelle Reserve halten. Ihr dürft keinen Posten abziehen, nur weil eine Station meldet, sie habe ihn, befände sich im Kampf oder was auch immer. Es könnte ein Ablenkungsmanöver sein.

Der Kerl ist eine Schlange. Deshalb, ihr beiden, versprecht mir das. Bitte! Ihr dürft diesen zentralen Punkt nicht verlassen. Unter keinen Umständen. Bis es vorbei ist. Denn diese Einsatzleitung, das seid ab sofort ihr, Ikea und Sushi!“ Er grinste fröhlich. „Verzeiht mir die kleine Frechheit mit euren Namen. Vielleicht der letzte dumme Scherz in meinem Leben. Aber im Ernst: Ihr seid die Besten! Lasst euch von niemandem die Kontrolle aus der Hand nehmen. Von niemandem, verstanden? Auch nicht von Sternberg. Die hat keine Ahnung. Ihr seid die Einzigen, die jetzt und hier den kompletten Überblick haben. Zeigt, was ihr draufhabt!

Leutnant Kim Lynn-Ann, Leutnant Swantje Bengtson! Es war mir eine Ehre, mit euch gearbeitet zu haben.“ Er reichte beiden feierlich die Hand. Umarmte sie dann kurz und deutete mit der Hand eine militärische Ehrenbezeigung an. Iskra war näher getreten. Sie hatte seine letzten Worte mit Bestürzung gehört.

„Vincent! Was soll das? Spinnst du?“ Vincent sah sie an und lächelte.

„Meine Kleine, mein Fünkchen. Ja, vielleicht sollte ich auch dir prophylaktisch Lebewohl sagen. Ich weiß nicht, ob ich zurückkomme. Diesmal weiß ich es wirklich nicht. Ich wollte dir nur das Herz nicht unnötig schwer machen. … Und das, meine Damen“, wandte er sich wieder an Lynn und Swantje, „ist der zweite Grund, warum ihr hier oben und an dieser Stelle bleiben müsst: Wenn ich es nicht schaffe, wenn es Suarez gelingt, mich zu töten und lebend aus seiner Falle zu entkommen, dann müsst ihr bei Iskra sein. Denn dann wird er alles tun, um auch sie zu zerstören. Er kennt sie jetzt, sie hat ihm mit dem Flugzeug eine geradezu beleidigende Schlappe zugefügt. Das wird er ihr nie verzeihen. Ich denke, er wird bemüht sein, sie gleich mitzunehmen, wenn er es nach draußen schafft.

Ihr habt mich erpresst, diesen Job zu machen, indem ihr mir gedroht habt, ihr würdet ihr Leben ruinieren. … Ja, schau nicht so, Iskra. Ich wäre nicht gegangen, wenn sie dir nicht ziemlich üble Dinge angedroht hätten. Die Sache mit Brüssel war nur das Bonbon, um mir die Zusage zu versüßen. Nimm es trotzdem an. Es ist deine Chance. Aber bitte nimm das Swantje und Lynn nicht übel. Es ist nicht ihre Schuld. Es war die Strategie von Generalmajor Sternberg. Hüte dich vor ihr. Die Frau ist skrupellos. Klug, genial, aber skrupellos. … Und deshalb, Ladies, gebe ich euch jetzt

die Chance, eure Teufelei von Kremen in Berlin wieder gut zu machen. Ihr seid mir persönlich für Gesundheit und Wohlergehen von Iskra Blagoewa verantwortlich. Ihr seid die Einzigen, denen ich zutraue, auch mit einem Theodore Suarez fertig zu werden. Deshalb seid ihr Iskras Lebensversicherung. Bleibt bei ihr, was immer auch geschieht!“ Beide nickten und sahen ein bisschen betreten zu Boden.

Iskra legte Vincent die Arme um den Hals, sah ihn an und küsste ihn. Sie küsste ihn erstmals im Leben auf den Mund. Sie saugte sich in ihm fest, umschlang seine Zunge mit ihrer. Sie küsste ihn, dass ihm fast die Luft wegblieb. Dann trat sie einen Schritt zurück und sagte feierlich:

„Wenn das mein Abschiedskuss gewesen sein sollte, dann wünsche ich dir, dass du noch im Himmel daran und an mich zurückdenkst und glücklich bist. Ich hoffe aber, dass dieser Kuss dir hilft, mit dem Monster fertig zu werden. Wenn du das Gefühl hast, deine Kräfte lassen nach, dann denk an mich und diesen Kuss und dann werden sie zurückkehren. Stärker als zuvor. Ich habe dir all meine Kraft und meinen Glauben an dich gegeben, damit du sie mitnimmst in diesen Kampf. Nutze sie!“

Vincent war sprachlos. Er stotterte.

„… ja, es ist wohl so, aber … geh zu Thomas, … erklär ihm das. Der schaut hierher … Ich möchte nicht, dass dein Glück wegen mir …“

„Lass das meine Sorge sein. Wenn er mich liebt, muss er akzeptieren, dass es auch dich in meinem Leben gibt. Und jetzt halt die Klappe und geh! Seit heute Nacht weiß ich, was Suarez dir angetan hat. Mach ihn fertig!“ Sie drehte sich um und ging hoch erhobenen Hauptes zum Flugzeug und dem Piloten. Vincent sah ihr nach, atmete tief und meinte dann:

„Frauen. Versteh mir einer die Frauen! Aber sie hat Recht. Swantje, du weißt was zu tun ist. Lynn, bring das Frettchen in die Schlangengrube. Entweder ich beiße das Biest tot oder ich treibe es in eure Arme. So oder so. Los geht’s!“

Es war ein merkwürdiges Gefühl. Die gleichen Gänge, Tunnel und Treppen wie damals im April. Aber damals folgte er gegen seinen Willen. Es war eine Aufgabe, die er Iskra zuliebe übernommen hatte. Jetzt stieg er gewissermaßen wieder für Iskra in die Berliner Unterwelt. Diesmal aber mit ihrem Wissen und ihrer Billigung. Und er stieg hier herunter für seine

geliebte Frau, für seinen einzigen Sohn, für seine großartige Tochter, für die kleine Mercedes aus Mexico, für sich selbst und letztlich für verdammt viele Menschen in dieser Stadt, vielleicht auf dem ganzen Planeten. Es fühlte sich an wie eine Mission. Und es fühlte sich verdammt gut an. Er war angespannt, ja. Jeder Nerv, jeder Muskel, jeder Gedanke – fixiert auf den bevorstehenden Kampf. Aber er fühlte sich dabei auch frei und fröhlich. Denn er hatte das Gefühl, diesmal konnte ihm Suarez nicht entkommen. Diesmal musste er sich stellen.

Vincent hatte es sich nicht nehmen lassen, für diesen besonderen Auftritt jene Uniform zu tragen, die Swantje ihm ausgewählt hatte. Den langen schwarzen Mantel, den Hut. Keine Machete. Nein, sein Samurai-Schwert. Es hing an seinem Gürtel. Umrahmt von vier kleinen Sprenghandgranaten. Im Stiefel der gewaltige Hirschfänger, mit dem Suarez Swantje hatte filetieren wollen. Die Zeigefinger am Abzug von zwei leichten Maschinenpistolen. Mehrere volle Magazine im Mantel. Das Feuerzeug von Lynn und seine Uhr mit dem Draht. Unterm Mantel eine kugelsichere Weste. Vincent war stolz, nicht lebensmüde. Und über der Weste ein Pistolenhalfter mit einer russischen Makarow-Pistole. Neun Millimeter. Als eiserne Reserve. Jetzt war er wirklich El Lobo. Jetzt war er der reißende Wolf auf der Spur seines Opfers.

Wie ein Racheengel schwebte Vincent hinter Lynn durch das unterirdische Labyrinth. Nicht ohne ständig auf der Hut vor möglichen Fallen oder Personenminen zu sein. Sie blieben aus. Suarez hielt sich für stark genug, auch ohne solche Hilfsmittel seine Festung zu verteidigen. Jemand anderes als Lynn, die das Codesystem der Türen selbst mitentwickelt hatte, wäre ohnehin nie so weit gekommen. Die anderen „Experten“ der Abteilung hatten ja am Morgen mehrfach erfolglose Versuche abbrechen müssen.

Die letzte Tür. Vincent bedankte sich bei Lynn und wartete, bis sie verschwunden war. Dann entriegelte er das freigeschaltete Schloss. Die Tür schwang auf. Er drückte sich neben den Rahmen und hob die beiden Schnellfeuerwaffen. Von drinnen donnerten mehrere Salven. Kugeln pfiffen an ihm vorbei. Man hatte ihn erwartet. Ein Mann trat durch die Tür. Vincent empfing ihn mit einem Feuerstoß, trat vor, schob, bevor der Sterbende in sich zusammensackte, seine Waffen unter dessen Arme und

feuerte, bis von drinnen keine Gegenwehr mehr kam. Er ließ den Kerl fallen, stieg über die anderen beiden Leichen und wechselte dabei die Magazine. Die Tür stieß er hinter sich zu. Er hörte Schritte. Ein Kopf schaute aus einer der Türen des Ganges. Vincents Feuerstoß schleuderte ihn zurück. Es musste noch jemand in diesem Abschnitt Wache tun, denn offenbar wurde ein Alarmknopf betätigt. Eine Sirene heulte los. Vincent warf einen schnellen Blick in das nächste Zimmer. Nichts. Er ging eine Tür weiter. Ein Kugelhagel prasselte los. Obwohl er sofort zurückgezuckt war, hatte ein Projektil seine Wange gestreift. Er spürte den brennenden Schmerz und das Blut, das ihm am Hals hinab in den Kragen ran. Er rollte sich zu Boden und feuerte während der Drehung aus beiden Waffen. Das Feuer wurde erwidert, jedoch nur kurz. Vincent sah, wie ein Körper hinter einen Schreibtisch rutschte. Zur Sicherheit weiter feuernd, sprang er nach vorn. Es wäre nicht nötig gewesen. Mehrere Computerbildschirme und Standrechner überlebten den Schusswechsel nicht. Vincents Brust schmerzte. Zwei deformierte Geschosse steckten in seiner Weste fest.

Draußen kamen Männer um die Ecke gehetzt. Er löste eine Handgranate und rollte sie den Flur hinunter. Schießend folgte er der Sprengung. Wieder zwei Tote. Sieben bis hierher. Viele konnten es nicht mehr sein, glaubte Vincent. Er steckte seinen Hut auf eine der MPis und schob ihn um besagte Ecke. Ein flammendes Inferno war die Folge. Laut fluchend ließ Vincent die glühend heiße Waffe fallen. Sein Hut bestand nur noch aus rauchenden Resten und die Luft war mit einem Mal stickig.

Welcher Idiot arbeitete in solchen Stollen mit Flammenwerfern? Und überhaupt. Welcher antiquierte Affe verwendete derartigen Mist? Seines Wissens waren die letzten dieser Dinger vor vierzig Jahren verschrottet worden. Theoretisch. Vincent sah sich ein weiteres Mal bestätigt: Hatte sich was, mit der schönen neuen digitalen Welt. Mit Zukunft hatte diese ganze verfickte Internet-Scheiße nichts zu tun. Alles nur Fassade. Die Typen, die daran verdienten, waren sowas von von gestern!

Immerhin, Vincents Aufschrei und die zu Boden gefallene Waffe brachten Bewegung in die Sache. Sie ermutigten den Anderen, einen Blick zu riskieren. Damit hatte Vincent gerechnet. Deshalb hatte er auch die zweite Schnellfeuerpistole auf den Boden gelegt. Er brauchte zwei freie Hände. Als erstes erschien die Hand mit dem Flammenwerfer, dann

ein Gesicht. Es krachte. Ein Flammenstoß schoss durch den Raum und versiegte. Der Flammenwerfer klapperte auf die Bodenfliesen. Das Samurai-Schwert hatte eine blutige Kerbe in das Gesicht geschnitten. Vincent wischte sein Schwert ab und steckte es ein. Er lauschte. Es war ganz still geworden. Zu still. Vorsichtig hob er seine beiden MPis wieder auf, wechselte erneut die Magazine. Entschlossen betrat er den Gang. Es war der Gang, der zu Miranda Sternbergs Beratungszimmer führte. Er stellte sich auf und schoss eine kurze Salve.

„Ich bin da, Theodore. El Lobo ist gekommen, dich zu fressen. Zeig dich, Rotkäppchen, wenn du kein Feigling bist!“

„Ach Lobo, Lobo“, klang es tadelnd aus einem der Zimmer. „Immer dieser Hang zur Theatralik, zum Drama, Wölfchen. Hättest Dichter werden sollen.“ Vincent lauschte und schritt langsam den Gang hinunter.

„Laber nicht, stell dich einem fairen Zweikampf!“

„Fairer Zweikampf? El Lobo, du bist noch fast jung zu nennen, ein starker Bursche, der sich mit jungen Frauen umgibt. Ich dagegen? El Lobo, was ist denn übrig geblieben, vom früheren großen Boss? Fast nichts. Ein alter Mann. Du hast mein Leben ruiniert, du Hundsvott. Was soll denn daran fair sein, wenn du mich tötest? Komm, schau her!“ Mit diesen Worten trat er aus der letzten Tür rechts vorm Beratungsraum und stellte sich nun ebenfalls im Flur auf. Er spielte den Gebrechlichen.

„Schau! Schau mich an, Amigo. Das ist es, was du aus mir gemacht hast. Dazu die Last der Jahre. Komm erschieß mich, wenn du magst. Na mach schon!“ Theodore Suarez wusste nur zu genau, dass Vincent niemals auf einen schießen würde, der unbewaffnet vor ihn trat. „Was ist jetzt? Keine Lust mehr? Soll ich dir erst erzählen, wie es war, als wir deine Hure in Texas …“

„Halts Maul und wehr dich!“ Vincent warf die Feuerwaffen weg und ging mit bloßen Händen auf Suarez los. Der hatte nur auf so eine Reaktion gewartet und schleuderte ein Messer aus seinem Ärmel. Vincent wich aus. Das Messer landete in seinem rechten Oberarm. Es blieb stecken. Vincent riss die gezackte Klinge heraus. Aus dem Loch im Ärmel sickerte Blut. Er musste nicht lange überlegen, was als nächstes passieren würde. Zwei weitere Männer tauchten vor ihm auf. Beide mit Sturmgewehren. Vincents Maschinenpistolen lagen zu weit weg, als dass er sie hätte

erreichen können. Ihm blieb nur eine Chance. Wie ein Wirbelwindel drehte er sich um die eigene Achse auf die Männer zu, zwischen sie hinein. Durch diesen verkürzten Abstand war es den beiden nicht möglich, ihre Gewehre auf ihn zu richten ohne sich selbst zu verletzen. Vincent hatte noch in der Drehung sein Schwert gezogen und mit der scharfen Klinge die Kreisbewegung vollendet. Schräg von oben nach unten die Waffe schwingend, durchtrennte er so dem einen von hinten nach vorn Arm und Brustkorb, dem anderen von vorn nach hinten den Bauch. Noch im Fallen gab er beiden den Gnadenstoß ins Herz, damit sie nicht unnötig leiden mussten. In dem Moment kehrte Suarez, mit einem schweren Maschinengewehr unter den Arm geklemmt, zurück. Wild um sich ballernd und schreiend baute er sich im Flur auf. Nun haben es schwere Maschinengewehre so an sich, beeindruckend auszusehen. Aber so beeindruckend sie aussehen, so beeindruckend ist auch ihr Rückstoß. Deswegen ist es kaum möglich so ein Teil halbwegs zielgerichtet einzusetzen, sofern es nicht auf einer Lafette befestigt ist. Der kleine, träge gewordene Theodore Suarez wurde von seiner Waffe hin und her geschleudert, was Vincent die Gelegenheit bot, sich mit einem Sprung durch die Tür zum Besprechungsraum zu retten und seitwärts hinter eine Wand zu rollen. Er legte sich flach auf den Boden. Tür und Wand wurden perforiert. Auch die große Hightech-Wandtafel der Frau Generalmajor musste dran glauben. Suarez ballerte weiter. Schließlich rief er:

„El Lobo? Noch da?“

„Aber immer.“

„Wie geht’s dir?“

„Danke der Nachfrage, ist immer wieder schön zu hören, wenn ein Freund sich um mein Wohlbefinden sorgt. Und selber?“ Zur Antwort bekam er den nächsten Feuerstoß. Eigentlich hätte Vincent dem Schwein lieber direkt Aug in Auge gegenübergestanden, aber die Situation erforderte Flexibilität. Also entsicherte er die nächsten beiden Handgranaten, warf erst die eine nach draußen, rollte sich nach deren Detonation auf die andere Seite der Tür und warf die Zweite. Schon nach der Ersten hörte Vincent das Maschinengewehr auf die Fliesen fallen und Theodore Suarez fluchen. Anscheinend hatte er es mit Mühe und Not geschafft, sich zu retten. Der Flur sah jedenfalls leer aus. Die Zweite zwang den Kerl, seinen

Kopf nicht so schnell wieder aus der Tür zu stecken. Vincent hörte, dass er sprach. Wahrscheinlich mit Tatjana. Vincent zog mit der Linken das Jagdmesser aus seinem Stiefel, mit der Rechten die Makarow aus dem Halfter. Sein Versuch, das Zimmer zu entern, in dem er Suarez vermutete, wurde jedoch vereitelt. Tatjana trat ihm mit erhobenen Händen, ihr Notebook über dem Kopf, entgegen.

„Sie ergeben sich?“ Sie nickte, trat einen Schritt zurück und legte, als lege sie eine Waffe ab, ihr Gerät auf den Boden. Dabei musste sie sich bücken. Zu spät erkannte Vincent, dass sie das genau neben seiner Maschinenpistole tat, die sie hochriss. Vincent blieb keine Wahl. Er schoss die Makarow ab. Eine Kugel, eine zweite, eine dritte. Erst jetzt ließ Tatjana die Waffe sinken und brach blutüberströmt zusammen, der Feuerstoß, den sie dabei abgab, traf Vincent ins Bein.

Vincent sah sich um. Im Zimmer war kein Suarez. Wo hatte sich der Kerl versteckt? Vincent humpelte durch den Flur. Dass der Mexikaner durch einen der Notausgänge geflüchtet war, schien ihm unrealistisch. Die sahen alle ordentlich versiegelt aus. Vincent lief zurück bis zu der Ecke, wo der Flammenwerfermann lag. Nichts. Da ertönte hinter ihm eine Stimme.

„El Lobo, du bist und bleibst ein Trottel. Du siehst und siehst doch nichts. Aber weißt du, du machst mir keinen Spaß mehr. Mir fehlen hier einfach die Mittel und Möglichkeiten, dich ordentlich zu Hundefutter zu verarbeiten. Ich denke, das holen wir ein andermal nach. Dich einfach zu erschießen? Nein, so billig sollst du nicht davonkommen. Ich lass mir was einfallen. Für den Moment habe ich, was ich wollte. Ich gehe jetzt. Irgendwann sehn wir uns wieder, Amigo. Ich freu mich schon jetzt drauf.“

„Spar dir deine Sprüche und gib auf!“ keuchte Vincent. „Du kommst hier nicht lebend raus.“ Suarez lachte.

„Wie ich sagte. Du siehst nichts. Du weißt nichts. Pass auf, ich zeig dir, wie‘s geht. Diese schöne Stadt hat glücklicherweise mehr Geheimnisse, als man glaubt.“ Etwas knackte. Vincent schleppte sich zwei Schritte zurück und lauschte. Er hörte Suarez‘ Stimme fragen:

„Seid ihr soweit?“ Eine schnarrend verzerrte Stimme aus dem Lautsprecher eines Walkie-Talkies antwortete:

„Alles Roger, Boss.“

„Dann los.“ Eine Detonation erschütterte den Bunker. Die Druckwelle warf Vincent nieder, schleuderte ihn bis dicht neben die Tanks des Flammenwerfers. Alles verschwamm. Seine Ohren dröhnten. Er ahnte mehr, dass sich vor ihm ein großes Loch im Boden auftat, als dass er es sah. Beißender Geruch stieg auf, brannte in den Augen. Teils roch es nach verbranntem Sprengstoff und Staub, teils nach Jauche. Vincent ging ein Licht auf. Das also war Theodore Suarez‘ Fluchtplan. Nicht durch die bekannten Ausgänge, nein. Tatjana hatte herausgefunden, dass direkt unter dem Hauptquartier der Cyber Defense ein Tunnel der Kanalisation verlief. Von dort unten hatten seine Leute den Fluchtweg durch den keineswegs allzu dick betonierten Fußboden gesprengt. Das hieß, Vincents Vermutung mit der Kanalisation war zwar richtig gewesen, nur anders als geglaubt, musste Suarez nicht erst nach draußen, um einen Gullideckel für seine Flucht zu suchen. Verdammt clever. Der Kerl hatte wirklich immer ein Ass im Ärmel.

Eine Gestalt, deren Umrisse nach Suarez aussahen, trat an das Loch. Sie schaute hinunter. Dann entdeckte sie Vincent. Dessen Bilder im Kopf wurden langsam wieder etwas klarer. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Theodore Suarez beobachtete seinen schwer verletzten Rivalen belustigt.

„Tja, das war’s dann wohl. Hasta la Vista, El Lobo. Der Letzte macht das Licht aus.“ Bevor der Mexikaner jedoch in das Loch sprang, trat er zu Tatjanas Leichnam und bückte sich nach ihrem Köfferchen.

Die vielleicht allerletzte Gelegenheit für Vincent, den Mann aufzuhalten. Mit einem Ruck packte er den Flammenwerfermann samt Tanks und Flammenwerfer und schleuderte ihn mit Wucht über den glatten Fliesenboden. Die Leiche rutschte an dem überraschten Suarez vorbei und platschte ins Loch. Unten fluchte jemand. Zeit zum Nachdenken blieb den Verbrechern nicht. Vincent warf seine letzte Granate hinterher. Es knallte einmal. Es knallte ein zweites Mal. Und dieses zweite Mal war eine wirklich große Explosion. Eine Feuerwolke schoss aus dem Boden und versengte Suarez das Gesicht. Es zerfetzte seinen ohnehin schon lädierten Anzug. Es krachte, schepperte, polterte. Die Schreie von unten verstummten. Vincent richtete sich auf. Ein Blick zum Loch sagte ihm, dass die Sprengung der Flammentanks gereicht hatte, das über einhundertjährige Backsteingewölbe einstürzen zu lassen. Der Weg durch die Kanalisation

war verschlossen. Vincent begann zu lachen. Er lachte und lachte. Sein Lachen dröhnte durch die kahlen Flure. Suarez war wütend.

„Du verdammtes Arschloch!“ brüllte er. „Musst du immer alles kaputt machen, was ich aufbaue? Wart’s ab, abgerechnet wird zum Schluss!“ Mit diesen Worten wandte er sich einem der Notausgänge zu und entriegelte die Tür.

Mit einigen schnellen Schritten war Vincent bei ihm. Suarez drehte sich um. Er richtete eine Pistole auf ihn. El Lobo war jedoch trotz seiner Verletzungen schneller als der andere es erwartet hatte. Vincent schlug ihm mit der linken Hand, mit der er noch immer das Messer des Mexikaners krampfhaft umklammert hielt, den Arm mit der Pistole weg. Der Hirschfänger drang durch dessen Handgelenk. Er durchtrennte Knochen und Sehnen. Schreiend fiel dem Mann die Schusswaffe aus der Hand. Was ihn nicht daran hinderte, Vincent mit einem gezielten Tritt an die gegenüberliegende Wand zu befördern, wo dieser hart aufschlug. Er nutzte den Moment der Wehrlosigkeit von Vincent, in den Gang zu entkommen, der sich hinter der Notausgangstür erstreckte. Fluchend und sich den blutenden Arm pressend, folgte er der Fluchtwege-Ausschilderung. Vincent folgte ihm humpelnd.

Trotz seines Alters und seines Bauchansatzes bewegte sich Suarez recht schnell. Vielleicht auch, weil er Angst hatte, zu verbluten, wenn er draußen nicht rechtzeitig einen Arzt fand. Vincent biss sich auf die Lippen und folgte ihm unter Schmerzen. Durch die vielen Verletzungen hatte er in der Zwischenzeit selbst viel Blut verloren. Er merkte, wie sein Körper mit jedem Schritt schwächer wurde. Er blieb stehen, zielte mit der Makarow auf den Flüchtenden. Er verfehlt ihn. Suarez besaß offenbar eine zweite Pistole. Er ließ jedenfalls kurzzeitig seinen verletzten rechten Arm fahren und schoss mit der Linken auf Vincent. Der warf sich auf den Boden. Die Kugel pfiff an seinem Ohr vorbei, verfehlte ihn jedoch um ein paar Zentimeter. Bis Vincent wieder auf die Beine kam, hatte Suarez weitere Meter Boden gut gemacht. Vincent zog seinen schweren Mantel aus. Er warf das Schwert fort, um leichter voranzukommen. Ohne Mantel sah sein Arm schlimm aus. Der Ärmel seines schwarzen Longshirts war komplett von Blut durchnässt. Genau wie seine Hose. Er quälte sich dennoch weiter. Er durfte Suarez nicht aus den Augen verlieren.

Zwei Schleusen und eine Treppe weiter, schien es mit der Jagd vorbei zu sein. Irgendwie ließ sich die letzte Tür nicht öffnen. War es Lynn gelungen, die Codes zu ändern? Unwahrscheinlich. Dies war eine alte eiserne Luke. Sah von weitem nach Zweitem Weltkrieg aus. Luftschutzbunker. Hier gab es kein Code-Panel. An den neuen Code-Schlössern waren sie schon vorbei. Die hatten sie problemlos passieren können. Wahrscheinlich hatte Tatjana das gesamte Schließsystem von innen so komplett deaktiviert, wie sie es von außen perfekt gesichert hatte. Nach dem Prinzip der Brandschutz-Fluchttüren. An dieser rostigen Luke jedoch, schien die moderne Technik zu kapitulieren. Suarez drehte sich um und schoss sein Magazin leer. Obgleich er mit links schießen musste, war das in dem engen Gang, in dem sie sich nun befanden, für Vincent nicht ungefährlich. Er musste sich einige Schritte zurückziehen. Eine weitere Kugel blieb in seiner Weste stecken, eine zerfetzte sein Ohrläppchen. Vincent gab es Suarez mit gleicher Münze. Ob seine Schüsse Wirkung zeigten, konnte er aus der Entfernung schwer beurteilen. Die robuste Makarow mit ihrem starken Rückstoß machte es schon einem Schützen mit gesundem Arm nicht leicht, präzise zu treffen. Vincent schätzte an dem Typ daher eher, dass durch die klassische Kugelform der Geschosse auch Querschläger mitunter ihr Ziel fanden und natürlich ihre Durchschlagskraft. Nachdem beide ihr Pulver im wahrsten Sinne des Wortes verschossen hatten, begann Suarez wieder gegen die eiserne Tür zu drücken und zu schlagen und zu treten. Vincent schleppt sich näher. Ihm wurde schwindlig, der hohe Blutverlust machte ihm zu schaffen. Er brach zusammen.

Da geschah es. Er glaubte Iskra plötzlich neben sich stehen zu sehen. Er wollte schreien. „Geh! Versteck dich. Er tötet dich!“ Doch dann merkte er, dass das Bild nur ein Hirngespinst war, ein Trugbild. Ein schönes Trugbild. Und er rief sich ihr Lächeln ins Gedächtnis und ihren Kuss. Diesen wunderschönen, einzigartigen Kuss dieses einzigartigen Mädchens. Und ihm fiel wieder ein, was sie dazu gesagt hatte. Und mit einem Mal verschwanden die Bilder. Er bekam wieder mit, wo er war. Er sah den fluchenden und klopfenden Theodore Suarez nur wenige Meter vor sich. Seine Kräfte kehrten zurück. Er raffte sich auf und rannte mit ungeheurer Wucht auf den Zerstörer all dessen zu, das er geliebt hatte.

Vincent besaß keine Waffe mehr. Das war ihm bewusst. Es war ihm gleichgültig. Und wenn er diesem Teufel mit bloßen Zähnen die Kehle durchbeißen müsste, wenn er ihn wie ein wilder Wolf zerfetzen müsste, ihm die Eingeweide herausreißen. Wenn das der einzige Weg wäre, diese Bestie zu töten, er würde es tun. Er würde es tun. Jetzt und sofort.

Entsetzt nahm Suarez wahr, wie ein El Lobo Zombie auf ihn zu jagte. Klitschnass blutriefend, mit gefletschten Zähnen und rot unterlaufenen Augen. Der Mann, der immer so sehr die Angst und den Schmerz anderer genossen hatte, wusste, dass er nun alles heimgezahlt bekäme, wenn es ihm nicht gelänge, endlich diese verdammte Tür zu öffnen. Er warf sich mit ganzer Wucht dagegen. El Lobo prallte von hinten auf ihn, wollte ihn packen, da endlich, durch diesen doppelten Ruck, schwang die Luke quietschend nach draußen. Die beiden verloren ihr Gleichgewicht, Vincent konnte sich gerade noch am Türrahmen halten. Theodore Suarez fiel. Einen knappen halben Meter stürzte er kopfüber nach unten. Etwas rauschte. Vincent blickte auf und sah in die Augen von Soldaten und GSG 9 Leuten, die sich mit ihren Gewehren an eine dunkle Wand pressten. Suarez richtete sich mühsam torkelnd auf dem ölig dunklen Schotter hoch. Das Rauschen wurde zu Donner. Ein schriller Signalton durchbrach die Nacht und wie ein gelber Blitz jagte ein Zug der U-Bahn Linie 8 vorüber. Bremsen quietschten. Vincent verlor das Bewusstsein.

Er erwachte im Krankenhaus. Man sagte ihm, dass man ihn in ein künstliches Koma hatte versetzen müssen. Überall an seinem Körper hingen Schläuche und Drähte. Sie führten zu verschiedenen roten und weißen Fläschchen und zu piependen Geräten. Man sagte ihm, er habe mehrere Tage in diesem Koma gelegen, viele Blutkonserven erhalten, aber alle Operationen gut überstanden. Und man sagte ihm, dass man Theodore Suarez am Bahnhof Gesundbrunnen in ziemlich breiigem Zustand von der U-Bahn und aus dem Gleisbett habe kratzen müssen. Eine Information, die Vincent lächeln ließ. Was für ein jämmerliches Ende für einen, der sich für Gott hielt und glaubte, über Leben und Sterben anderer entscheiden zu dürfen.

Der Mann an den Schläuchen erhielt Besuch. Die erste, die man zu ihm ließ, die darauf bestand, zu ihm gelassen zu werden, war Iskra. Sie brachte Thomas mit. Lange saßen sie stumm. Es wäre so viel zu sagen gewesen. Zu viel, für einen Nachmittag am Krankenbett. Schließlich meinte Iskra:

„Du hast es geschafft. Ich wusste, du schaffst es."

„Ja." Vincent nahm ihre Hand. „Aber ohne dich hätt ich es nicht geschafft."

„Das Flugzeug? Das ist mehr Thomas' Verdienst."

„Mag sein. Ich bin ihm auch sehr dankbar. Aber das mein ich nicht."

„…?"

„Das andere. Zum Abschied."

„Mein Kuss?"

„Ja."

„Du meinst …? Eigentlich wollte ich dir doch nur ein bisschen Mut, ein klein bisschen Zuversicht …"

„Das hast du. Das hast du wirklich. Aber nachher, als es am schlimmsten wurde, als ich dachte, ich müsste sterben. Da hab ich deinen Kuss gefühlt. Da standst du so vor mir, wie du jetzt hier sitzt. Und da ist die Kraft zurückgekehrt. Stärker als zuvor. Genau, wie du es prophezeit hast. Du hast mir dort in den Tunneln zum zweiten Mal das Leben gerettet. Ich bin dir so unendlich dankbar!" Iskras Augen wurden feucht.

„Das … wusste ich nicht. … Das, … das hätte ich nicht gedacht." Sie sah zu Thomas. „Guck mal kurz weg." Thomas befolgte ihre Anweisung. Er hatte gelernt, dass das zwischen seiner Geliebten und diesem alten Mann etwas ganz Besonderes war. Und er wusste, dass er sich keine Sorgen machen musste. Iskra hatte ihm alles erklärt. Es gab Dinge zwischen Himmel und Erde, die musste man einfach nehmen, wie sie waren. Weil es gut war, wie sie waren. Eifersucht wäre fehl am Platze gewesen.

Später erzählte Iskra, wie sie die Tage nach Vincents Verschwinden erlebt hatte. Als sie auf die merkwürdige Party in Sofia zu sprechen kam, wurde Vincent hellhörig. Er fragte mehrfach nach. Iskra wunderte sich, warum ihn das so genau interessiere. Er redete sich heraus. Er wollte sie nicht nachträglich beunruhigen. Es war vorbei.

Als nächste besuchten ihn Lynn und Swantje. Sie erschienen in Uniform. Das hatte einen guten Grund. Auf ihren Schultern prangte jeweils ein Stern mehr. Miranda Sternberg hatte es sich nicht nehmen lassen, sie umgehend zu befördern. Vincent gratulierte den beiden frischgebackenen Oberleutnants von ganzem Herzen. Dann ließ er sich von ihnen den Verlauf an den anderen Kriegsschauplätzen schildern. Dabei stellte Vincent fest, dass für die Menschheit wohl doch noch Hoffnung bestünde. Die Soldaten am Mars-Raketenwerfer hatten im Grunewald Mut und Charakter bewiesen. Der Mord an ihrem Kameraden, hatte sie nur kurz in die Knie gezwungen. Sie nutzten den Schreckmoment beim Abschuss des zweiten Geschosses. Die anderen waren das Getöse beim Abschuss nicht gewohnt. Für die Mannschaft war es Routine. Diesen Vorteil nutzten sie und überwältigten ihre Kidnapper. Als ihre Kameraden und die Berliner SEK-Einheit eintrafen, hatten sie bereits Fakten geschaffen und die Situation unter Kontrolle.

Etwas dramatischer lief die Rettung der Geiseln in der Straße Unter den Linden. Während die selbsternannte Reichregierung Panik bekam, als die Berliner Polizei Ernst zu machen begann, versuchten sich die Profis aus Suarez‘ Bande den Weg freizuschießen. Mit ein paar Fernsehfritzen als lebende Schutzschilde. Am Ende ging auch das gut aus. Aber einige ZDF-Mitarbeiter mussten mit schweren Verletzungen in die Charité gebracht werden. Sie lagen nur wenige Zimmer von Vincent entfernt. Sobald er wieder würde laufen können, wollte er sie besuchen.

Allerdings fragte er die beiden Frauen auch nach den Ereignissen in Sofia. Sie wussten nichts. Jedenfalls sagten sie das. Die Drohung sei ihnen nur verbal so übermittelt worden, wie sie sie vorgetragen hätten. Vincent war zufrieden. Alles andere hätte ihn an seiner Menschenkenntnis zweifeln lassen. Schon halb im Aufbruch blieb Swantje einen Moment unschlüssig stehen. Vincent sah sie fragend an.

„Was?“

„Na ja, weißt du, als du losgegangen bist mit Lynn-Ann, erinnerst du dich?“

„Ja. So ungefähr.“

„Das hat mich sehr berührt. Hast du das wirklich ernst gemeint, oder …? Ich meine, du bist jemand mit ungeheuren Erfahrungen. Jemand, der schon überall auf der Welt mit allen möglichen Leuten gekämpft hat."

„Oberleutnant Bengtson, Sie und Oberleutnant Kim, Sie sind nicht irgendwelche Kampfgefährten. Ihr seid ganz großes Kino. Ich hab selten so viel Spaß gehabt. Und ich sag es gern noch einmal, Oberleutnant Swantje Bengtson, zum Mitschreiben und mit vollem Ernst: Es war mir ein Vergnügen, unter Ihnen zu dienen!" Diese melodramatisch zackigen Worte von einem Mann, der in Verbände gewickelt im Bett lag, entbehrten nicht einer gewissen Komik. Die beiden Frauen lachten. Beide umarmten ihn. Swantje fing sich aber schnell wieder und kehrte zu ihrem gewohnten schnoddrigen Tonfall zurück.

„Klingt gut, Obergefreiter: Unter mir gedient. Wenn's mal so gewesen wäre!" Vincent verstand die Anspielung nicht gleich. Verschmitzt zwinkernd ergänzte sie deshalb: „Lässt sich aber nachholen, Kamerad. Die Sache mit dem Dienen. Ich richte mir gerade im Keller ein Spielzimmer ein. Falls Sie mich mal besuchen wollen …"

„Äh …, so eins wie auf der CORONA?"

„In der Art. Lust?"

„Bei allem Respekt, Oberleutnant, aber seit ich weiß, was Sie mit Männern anstellen, die auf Sie reinfallen … Ich verzichte dankend!" Beide lachten. Lynn schienen diese Anzüglichkeiten ein bisschen viel. Sie senkte die Augenlider. Was Vincent bemerkte. „Ikea und Sushi!" dachte er. „Fast wie zu Beginn. Vielleicht haben sie das ‚good Cop – bad Cop' Ding doch nicht nur gespielt." Er fühlte das Bedürfnis, Lynn ein kleines Kompliment zu machen.

„Übrigens, liebe Lynn, ich bin nie vorher einem derartig heißen und vielseitig begabten Computer-Nerd wie dir begegnet. Ihr zwei seid als Team einfach unschlagbar. Geht euren Weg!"

Natürlich ließ es sich auch die Frau Generalmajor nicht nehmen, ihre AEGW am Krankenbett aufzusuchen. Sie wollte den Mund zu ein paar feierlichen Worten öffnen. Neben ihr stand ihr Adjutant mit einer großen Schachtel. Sie enthielt einen Orden, eine Beförderung und mehrere Gruß-

schreiben. Miranda Sternberg hatte keine Chance. Vincent fuhr ihr sofort in die Parade.

„Verschwinden Sie! Raus! Und stecken Sie sich Ihren Müll dahin, wo keine Sonne scheint. … Schwester, ich werde belästigt, werfen Sie diese Teppichhändler raus! … Schwester.“ Sternberg verstand nicht recht.

„Was soll das? Wenn das ein Scherz ist, ist es ein schlechter.“ Sie wirkte schockiert. Aber es wurde noch schlimmer.

„Wenn hier wer ein schlechter Scherz ist, dann sind Sie es!“

„Was ist denn los? Ich wollte dir die ausdrücklichen Grüße und Danksagungen der Bundesregierung …“

„Halts Maul, Schlampe! Was war mit Sofia? Was war mit ‚Ich würde so was nicht machen‘? Sie wollten sich an dem kleinen Mädchen vergehen, Sie Ungeheuer. Sie hätten es tatsächlich fertiggebracht!

Vergraben Sie sich im tiefsten Loch und stecken Sie Ihren Kopf nie, niemals mehr heraus, denn falls ich jemals wieder aus diesem Bett aufstehen kann, falls ich wieder gesund werde, dann könnte es sein, dass Ihr Kopf der nächste ist, den ich auf einem Spieß vor mein Tipi stelle.“

„Ach, das meinst du.“

„Ja, das meine ich. Und duzen Sie mich nicht, Sie unverschämte, karrieregeile Person. Gehen Sie mir aus der Sonne, bevor ich explodiere! … Schwester!“ Er drückte die Ruftaste.

„Das missverstehst du. Die Drohkulisse musste doch echt wirken, wenn …“

„Lügnerin! Sie hätten das Mädel gnadenlos verheizt, nur um Ihren dicken Schädel durchzusetzen. Sie hatten alles vorbereitet, jede Menge Fallen gestellt. Iskra wäre Ihnen scheißegal gewesen. Genauso, wie Lynn, Swantje und ich Ihnen scheißegal sind, solange wir nur Ihren Interessen dienen. Aber bei uns ist es Wurscht. Da gehört es zum Job.“

„So laufen geheime Missionen nun mal.“

„Aber nicht, wenn es Unbeteiligte betrifft! Ihnen geht es nur darum, Ihr Ego zu befriedigen, Sie Monster!“

„Bist du anders?“

„Ja! Den Unterschied werden Sie nie kapieren. Verdammte Geheimdienstscheiße!“ Vincent hyperventilierte. Die elektronischen Geräte neben seinem Bett spielten verrückt. „Es ist vorbei. Ich habe meinen Teil

der Abmachung erfüllt, Sie Ihren. Und jetzt verschwinden Sie, sonst bringe ich Sie auf der Stelle um. Und wenn es das Letzte wäre, was ich täte.“ Wütend riss er an seinen Schläuchen und Drähten. Die endlich eintreffende Schwester versuchte, ihn zu beruhigen. Sie bat die Gäste, das Zimmer zu verlassen. Der Patient brauche Ruhe. Er habe das sicher nicht so gemeint.

„Und ob ich das so gemeint habe!“ brüllte er den betreten abziehenden Offizieren nach. Dann sank er erschöpft in seine Kissen zurück und verlor das Bewusstsein.

Zwei Tage, bevor Iskra in Brüssel ihren Dienst antrat, ließ sich Vincent auf eigene Verantwortung aus dem Krankenhaus entlassen. Er mietete sich eine Suite im Hilton am Gendarmenmarkt. Dorthin lud er die Bulgarin ein, mit ihm im Foyer einen Abschieds-Champagner zu nehmen. Klaviermusik und bequeme Ledersessel gaben ihm die Ruhe, die er brauchte.

Iskra betrachtete ihn eindringlich. Die vergangenen Wochen hatten den Mann altern lassen. Äußerlich. Das war die Erschöpfung. Innen drin aber spürte sie eine unbändige Kraft. Es war etwas von seiner Seele gefallen. Er hatte mit einem Teil seines Lebens Frieden schließen können.

„Und?“ fragte sie schließlich. „Wie wirst du morgen heißen?“

„Vielleicht Blagoew? Damit ich mich demnächst auf Enkel freuen kann.“ Sie lachte.

„Nee, mein Lieber, dafür sind wir beide noch zu jung. Weißt du, ich dachte eher, wenn ich erst die gutsituierte Frau Werner bin, dann wird es mir bestimmt irgendwann langweilig. Dann brauche ich einen Loverboy! Einen richtigen Mann, meine ich, keinen Milchreis-Bubi. Einen Wolf mit Zähnen und Krallen. Einen El Lobo!“ Sie fauchte. Jetzt musste auch Vincent lachen.

„Ach herrje, du bist und bleibst ein Spinnerchen, meine Kleine.“

„Na und? Selber Spinner!“

„Stimmt.“

„Aber im Ernst, gehst du zurück nach Kremen, oder was?“ Er zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht. Du bist ja jetzt versorgt. Hast einen guten Job …“

„Praktikumsplatz.“

„Du wärst nicht Iskra, wenn da nicht mehr draus würde. Du hast einen Liebsten, der mir einen passablen Eindruck macht. Ich denke, du kommst eine Weile ohne mich aus.“

„Heißt?“

„Ich schätze, mir täte ein ausgedehnter Erholungsurlaub gut. Vielleicht auf Hawaii. Es gibt da eine gewisse Dame, die nur darauf wartet, mich ordentlich bemuttern zu können.“

„Klingt gut. Würd ich dir gönnen. Aber bestell dieser Dame schöne Grüße. Wenn sie dich nicht anständig behandelt, komme ich rüber und mach sie platt.“

„Das trau ich dir zu.“

„Jawohl! Du bist nämlich mein Brummbär, sag ihr das. Ich geb dich ihr nur leihweise.“

„Ich richte es aus.“

„Gut.“

„Hm.“

„Schätze, ich muss dann langsam.“ Iskra erhob sich. Vincent folgte ihrem Beispiel.

„Moment.“ Vincent griff in seine Jackett-Tasche. „Ich hab was für dich. Zum Abschied.“ Er zog einen Briefumschlag heraus. „Für dich. Und später für deine Kinder vielleicht, falls ich die noch erlebe.“

„Was ist das?“

„Mach den Umschlag auf und schau rein.“ Der Briefumschlag enthielt Angaben über ein Konto, das auf den Namen Iskra Blagoewa lief. Mit diesem Konto hatte es folgende Bewandtnis: Miranda Sternberg nahm Vincent durchaus ernst. Sie kannte ihn zu gut, als dass sie Verzeihung erwartete. Folglich ging sie ihm aus dem Weg. Seine Auszeichnungen und Dankschreiben erhielt er trotzdem. Per Einschreiben von der Verteidigungsministerin. Verbunden mit der versprochenen Entlohnung. Darauf hätte Sternberg nie verzichtet. Dafür war sie zu stolz. Versprochen ist versprochen. Außerdem plagte sie ihr schlechtes Gewissen. Vincents Worte hatten sie ins Mark getroffen. So wie er sie beschrieb, so hatte sie nie werden wollen. Sie hoffte, mit dem Geld wenigstens eine kleine Wiedergutmachung leisten zu können. Monatlich stand ihm darum jetzt

eine Pension zu, wie sie sonst in Deutschland Generäle oder Ministerpräsidenten der Länder erhielten.

Vincent brauchte kein Geld. Und er wollte kein Geld aus diesem Job, aus seiner Vendetta. Deshalb leitete er die stolze Summe per Dauerauftrag direkt auf jenes Konto weiter, das er für Iskra eröffnet hatte. Die würde sicher eine gute Verwendung finden.

Das Mädchen fiel ihrem alten Brummbär um den Hals. Er drückte ihren warmen weichen Körper fest an sich und ließ sie lange nicht los.

„Ich bin bei dir“, flüsterte er, „was immer auch geschieht.“

„Ich weiß.“

„Dann geh jetzt. Thomas wartet.“

„Ja. … Schreib mir, wenn du auf Hawaii bist! Versprochen?“

„Versprochen!“

comediantes
Verlag für Lyrik und Belletristik des 21. Jahrhunderts



Besuchen Sie uns auf unserer Homepage

www.comediantes.de

und bestellen Sie deutschlandweit bequem versandkostenfrei
aus unserem Sortiment auch E-Books und Hörbücher
oder
entdecken Sie unser
comediantes Tournee Theater!